

cursor

Latein4EU

Nr. 19 – August 2023

ZEITSCHRIFT FÜR FREUNDE DER LATEINISCHEN SPRACHE UND EUROPÄISCHEN KULTUR

ALFA

Peter Glatz

Seite 3

Lentia Latina

Peter Glatz und Peter Vogl

Seite 6

Als Europa wirklich lateinisch war (1400–1850)

Isabella Walser-Bürgler

Seite 16

Für den Freund der Antike

Niklas Holzberg

Seite 28

Lange Nacht der Antike 2023

Judith Ziegler

Seite 38

Ich komme, grünende Brüder

Michael Hotz

Seite 46

Res publica restituta?

Michael Lobe

Seite 60

Lateinunterricht in Deutschland

Matthias Korn

Seite 89

Classics in the Netherlands

Jeroen Vis and Bosco Smit

Seite 90

Ánthropos

Fritz Lošek

Seite 94

Peter Glatz, Andreas Thiel, Stefan Traxler (Hg.)

ABENTEUER
LATEIN FASZINATION
ARCHÄOLOGIE

Römisches Erbe in Oberösterreich



Editorial



CARISSIMI LECTORES!

Wie sehr aktuelle Diskurse und Probleme schon in der Antike virulent sind, führt uns Christoph Ebner eindringlich vor Augen. Mechanismen zur Abgrenzung gegenüber dem Fremden haben eine lange Tradition: Wer anders gekleidet ist, also z. B. Hosen und keine Toga trägt, wird ausgegrenzt. Oder auch Marion Giebel, wenn Sie aus Senecas Epistel 95 zitiert: „In Rhetoren- und Philosophenschulen herrscht gähnende Leere – doch wie gut besucht sind die feinen Küchen, wie drängt sich die Jugend um die Kochherde der Gourmets.“ Das erinnert doch frappant an heute.

Isabella Walser-Bürgler bricht eine Lanze für die neulateinische Literatur, anhand derer sich der Diskurs um die Idee „Europa“, um eine europäische Identität sehr gut nachvollziehen lässt. Fazit: Neulateinische Texte ermöglichen somit einen spannenden und topaktuellen Latein- und Europaunterricht. Sehr erhellend die Bezüge zum aktuellen Krieg in der Ukraine am Ende des Beitrages!

Michael Lobe schließt seine eindrucksvolle Trilogie zur Propaganda des Augustus ab, Niklas Holzberg blickt kenntnisreich auf 100 Jahre Edition Tusculum zurück – überraschende Österreich-Bezüge inklusive.

Viele weitere Beiträge prominenter Autoren runden den Bogen zwischen Österreich und Europa, Schule und Wissenschaft, Essay und Fachdidaktik ab. Die Titelgeschichte präsentiert die aktuelle Publikation „Abenteuer Latein Faszination Archäologie. Römisches Erbe in Oberösterreich“.

Viel Vergnügen bei der Lektüre!

Peter Glatz

INHALT

ALFA – Abenteuer Latein Faszination Archäologie. 3	Res publica restituta? 60
Peter Glatz	Michael Lobe
Lentia Latina 6	Die Römer, das Fremde und die Stadt 70
Peter Glatz und Peter Vogl	Christoph Ebner
Wortklaubereien im Kurier. 15	Réflexions sur la didactique sénéquienne 76
Wolfram Kautzky	Franck Colotte
Als Europa wirklich lateinisch war (1400–1850). 16	Ein österreichischer „Cunctator“ 82
Isabella Walser-Bürgler	Franz-Joseph Grobauer
Für den Freund der Antike 28	Lateinunterricht in Deutschland 89
Niklas Holzberg	Matthias Korn
En iterum, fluctus, similes audite querellas 36	Classics in the Netherlands 90
Vanessa Nosavich	Jeroen Vis and Bosco Smit
Lange Nacht der Antike 2023 38	Greek in Belgium. 92
Judith Ziegler	Geert Kentane
Nox Latina – iterum prospera! . . . 41	Ánthropos. 94
Martina Meysel	Fritz Lošek
Seneca: Wie viel Luxus braucht der Mensch? 42	Results ECCL 2022/2023 104
Marion Giebel	Bärbel Flaig
Ich komme, grünende Brüder. . . . 46	Bücher. 106
Michael Hotz	Andreas Knabl



Impressum
Medieninhaber, Herausgeber und Verleger:
 AMICI LINGVAE LATINAE
 Freunde der lateinischen Sprache
 ZVR: 562396446
 Atriumweg 6, A-4060 Leonding

E-Mail: peter.glatz@eduhi.at
Redaktion: Mag. Peter Glatz, Mag. Christoph Gruber, MMag. Andreas Knabl
Layout: Mathias Rizy
Abbildungsnachweise: S. 105
Auflage: 750 Stück

Druck: Druckerei Haider, Niederndorf 15, Schönau im Mühlkreis

ISSN 2522-3984



Lektürehinweis:
 Im cursor extra finden Sie Zusatzdokumente zu diversen Beiträgen im Magazin cursor.

QR-Code zu den bisherigen Ausgaben des „cursor“ und zum Beitrittsformular:



Jährlicher Mitgliedsbeitrag: 30€
 Wir ersuchen um Mitteilung (Mail oder Post) von Adressänderungen (Name, Adresse, E-Mail). Für den **Beitritt zu den ALL** schicken Sie das ausgefüllte Formular per Mail oder Post an den Obmann Peter Glatz.

Bankverbindung:
Kontoinhaber: Amici Linguae Latinae
IBAN: AT25 3418 0000 0103 0998
BIC: RZOOAT2L180

ALFA – Abenteuer Latein Faszination Archäologie Römisches Erbe in Oberösterreich

Peter Glatz

Wie haben römische Legionäre in Enns gelebt? Auf welchem Fundament steht die Linzer Martinskirche? Was erzählt uns das Grabmedaillon eines Ehepaars auf dem Welser Stadtplatz? Was berichtet uns die Weihinschrift für den *genius* der *legio II Italica* in der Basilika St. Laurenz? Welche Bedeutung hatte die Landwirtschaft im Alpenvorland? Woran glaubten die Menschen und wie wurden sie bestattet?

Lateinische Quellentexte aus Epigraphik und Literatur sowie topaktuelle Erkenntnisse der Archäologie, die heute auch mit High-Tech-Methoden arbeitet, geben Antwort. Oberösterreich liegt im Gebiet der antiken Provinz *Noricum*, die ihren Höhepunkt im 2./3. Jh. n. Chr. erlebte. Zahlreiche Fundstätten, moderne Museen mit vielfältigen und erstaunlichen Fundobjekten, das UNESCO Welterbe Donaulimes und zahlreiche Dokumente bewusster Antikerezeption laden zur Beschäftigung mit der Vergangenheit und dem antiken Fundament unseres Kulturkreises ein. Dazu bietet die 2023 erschienene Publikation ALFA eine hervorragende Gelegenheit – sowohl für Schülerinnen und Schüler im Rahmen eines modernen, kompetenzorientierten und fächerübergreifenden Lateinunterrichts als auch für interessierte Leserinnen und Leser.

Archäologie im Lateinunterricht
 Die römerzeitliche Archäologie im regionalen Lebensumfeld der Schüler:innen bietet bei guter Aufbereitung eine spannende und den Schulalltag bereichernde Abwechslung im Unterrichtsgeschehen. Im Vordergrund steht die Vermittlung der kulturhistorischen Dimension des Themas im Rahmen eines modernen fächerübergreifenden Projektunterrichts, der idealerweise mit dem Besuch mindestens eines der Museen mit Römerschwerpunkt in Oberösterreich abgeschlossen wird.

Seit dem Jahr 2003 haben die Arge LA-TEIN OÖ und das OÖ Landesmuseum daher zahlreiche Projekte gemeinsam umgesetzt: die Sonderausstellung „Lust auf Luxus“ im Linzer Schlossmuseum wurde digital konserviert, das Online-Projekt „Lust auf Luxus“ zur (leider derzeit abgebauten!) römerzeitlichen Dauerausstellung

ebendort umgesetzt und diverse hochkarätige Veranstaltungen im Schlossmuseum und im Ars Electronica Center umgesetzt.

Spannungsfeld Region – Europa
 Dieser regionale Aspekt wird kontrastiert und ergänzt durch die europäische Perspektive: In der Publikation „Peter Glatz/Andreas Thiel, European Symbols – United in Diversity. A Schoolbook für European Students“ aus dem Jahr 2015 liegt der Fokus auf der Antike-Rezeption in Europa. Das gemeinsame Fundament, die gemeinsame historische und kulturelle Vergangenheit sollen als Ausgangsbasis für eine zunehmend bessere Verständigung aller Europäer:innen sichtbar gemacht werden.



European Symbols, Cover

Beispiele für die Überwindung rein nationalen Denkens kennen wir seit der Antike. Diogenes von Sinope soll sich – so zumindest die bei Diogenes Laertios überlieferte Anekdote – auf die Frage, woher er komme, als Weltbürger bezeichnet haben. Wir lesen davon auch in den Apophthegmata des Erasmus von Rotterdam, einer Sammlung von Sprüchen, die Erasmus selbst „Egredie dicta“ nannte und die als Entscheidungshilfe in verschiedenen Lebenssituationen dienen sollte:

Interrogatus a quopiam, cuias esset, Diogenes respondit κοσμοπολίτης, id est civis mundi, significans philosophum, ubicumque locorum agat, in sua patria vivere.

„Von jemandem gefragt, was für ein Landsmann er sei, antwortete Diogenes, er sei Kosmopolit, d. h. Weltbürger. Er deutete damit an, dass der Philosoph, wo auch immer er sich aufhalte, in seiner Heimat lebe.“ (Apothegmata, III Diogenes 171)

Als Alexander der Große 334–324 v. Chr. seinen Eroberungsfeldzug durchführte, bedeutete dies eine erste „Globalisierung“ der griechischen Welt. Die Pax Augusta des späten 1. Jh. v. Chr. kündigte eine weitere „Globalisierung“ des römischen Erdkreises an. Der Philosoph am Kaiserthron, Marcus Aurelius (161–180 n. Chr.), seit seiner Geburt römischer Staatsbürger, empfand sich zugleich als Weltbürger – wohl im Sinne der weltoffenen stoischen Philosophie, in die er hineinerzogen war. Er löste den scheinbaren Zwiespalt zwischen römischer Staatsbürgerschaft und griechisch-philosophischer Weltbürgerschaft mit folgenden Worten:

Πόλις καὶ πατρίς ὡς μὲν Ἀντωνίνῳ μοι ἡ Ῥώμη, ὡς δὲ ἀνθρώπῳ ὁ κόσμος. τὰ ταῖς πόλεσιν οὖν ταύταις ὀφέλιμα μόνα ἐστὶ μοι ἀγαθὰ.

„Staatsgemeinschaft – *pólis* – und Vaterland – *patris* – ist für mich als Marcus Aurelius Antoninus die Stadt Rom, für mich als Menschen die Welt – der *kósmos*. Was nun diesen beiden Staatsgemeinschaften zugleich förderlich ist, das allein gilt mir als gut.“ (M. Aurelius, ad se ipsum 6,44 a)

Der moderne Lateinunterricht versteht sich als Sprach-, Kultur- und Europa-

¹Vgl. dazu Bartels, Klaus, Jahrtausendworte – in die Gegenwart gesprochen, Darmstadt/Mainz 2011, 79. Weitere Stellen ebendort in Kap. 5 „Global Village“.

unterricht, er intendiert vertieftes Sprachverständnis und Einsicht in den eigenen Kulturraum. Ziel jedes Unterrichts, vor allem aber auch des Unterrichts in den klassischen Sprachen, muss es sein, die Schüler:innen zum Bewusstsein, zugleich österreichische und europäische Bürger:innen zu sein, hinzuführen. Gerade der Lateinunterricht greift das Unterrichtsprinzip „Politische Bildung“ in sehr qualitätsvoller und reflektierter Weise auf.

Landesausstellung Oberösterreich 2018: Die Rückkehr der Legion

Die Landesausstellung 2018 gab schließlich für das Herausgeberteam den Ausschlag, eine Publikation zum Arbeitstitel „Die Römer in Oberösterreich“ zu veröffentlichen, die dem eben vorgestellten Spannungsfeld „Region – Europa“ inhaltlich und didaktisch Rechnung trägt, die Römerzeit im Gebiet des heutigen OÖ, d. h. in einem großen Teil der Provinz Noricum ripense, darstellt und die Institutionen Schule und Museum wesentlich verbindet. Gerade auch in diesem Cross-Over der Institutionen lag der besondere Reiz des Projektes, das mit einem modernen Auftritt die Relevanz und Akzeptanz eines zeitgemäßen Lateinunterrichts aufzeigen und diesen unterstützen soll. Zugleich soll der Besuch zumindest eines regionalen Römermuseums im Rahmen des Lateinunterrichts vorbereitet werden. Dies umso mehr, als bis dato museumspädagogische Materialien für die Oberstufe, die auch den Anspruch der Lektüre von Originalquellen beinhalten, in den Museen nicht vorliegen. Zudem ist festzuhalten, dass das Museum Lauriacum in Enns aufgrund seiner Qualität und Größe jedenfalls weit überregionale Bedeutung hat.

Layout

Ausgehend vom Sujet für die Landesausstellung wurde die Layoutlinie für die Publikation entwickelt.



Sujet der Oö. Landesausstellung 2018

Aufbau

Jedem Kapitel ist eine Doppelseite vorangestellt, die ein (meist) lateinisches Zitat und ein herausragendes römisches Fundobjekt aus Oberösterreich vorstellt. Zitat und Abbildung verweisen inhaltlich auf das Thema des folgenden Kapitels. Es folgen historisch-archäologische Themeneinführungen und ausreichend kommentierte lateinische Basistexte aus Epigraphik und Literatur.

Auf der Projekthomepage alfa-online.at (QR-code rechts) sind kompetenzorientierte Arbeitsaufgaben (inkl. Lösungen), zusätzliche lateinische Quellentexte und Übersetzungen für alle Texte erreichbar. Die jeweils bei den Basistexten angegebenen QR-Codes verlinken direkt zu den entsprechenden Seiten von alfa-online.at.



Ebenso wird auf zahlreiche Filme, Rekonstruktionen und Animationen sowie Zusatzinformationen verwiesen (QR-Code: Film „Korn und Wein für die Legion“). Ergänzungen, Aktualisierungen und Didaktisierungen sind auf der Projekthomepage auch nach Erscheinen der Publikation möglich.



Jedes Kapitel wird mit der Darstellung eines Römermuseums in Oberösterreich abgeschlossen, dessen Homepage für weitere Recherche ebenfalls per QR-Code erreichbar ist. Somit enthält ALFA eine ausführliche Gesamtdarstellung aller römischen Museen Oberösterreichs.

Auf 304 Seiten finden sich knapp 600 (!) farbige Abbildungen, über 90% davon zur Austria Romana in OÖ.

Kapitelübersicht

Kapitel 1 „NORICUM. Die Römer am Donaulimes“ führt in die Provinz Noricum (ripense) ein, in deren Gebiet das heutige Oberösterreich liegt. Einen weiteren inhaltlichen Schwerpunkt bildet eine prägnante Einführung in die Epigraphik. Um Inschriften lesen und interpretieren zu können, bedarf es der Beachtung einiger Grundregeln.

Die Kapitel 2 „LENTIA. Die Reiter von Linz“, 3 „LAURIACUM. Die Welt der Legionäre“ und 4 „OVLAVA. Wohnen in der Stadt“ stellen, ausgehend von den drei großen Museen, die Hauptorte im heutigen Oberösterreich mit ihren thematischen Schwerpunkten vor: Lentia/Linz, Ovilava/Wels und Lauriacum/Enns. Lentia war damals Standort einer ca. 500 Mann starken Reitereinheit, Ovilava eine der bedeutendsten Städte in Noricum, Enns Standort der legio II Italica und aus militärischer Sicht somit der wichtigste Ort der Provinz. Daraus entwickeln sich die Themen der folgenden Kapitel.

Kapitel 5 „OTIUM. Klischee und Realität“ führt in den Begriff otium (Muße, Freizeit) ein. Nach einer inhaltlichen Klärung des Begriffs werden Hinweise zur römischen Küche, zur Körperpflege, zu Spiel und Schule gegeben. Den Schwerpunkt bildet eine umfangreiche Darstellung der römischen Badekultur.

Kapitel 6 „NEGOTIUM. Handel, Handwerk, Dienstleistungen“ stellt die Themen Handwerk, Produktion und Handel vor. Infrastruktur und Geldwesen spielen in diesem Zusammenhang eine wesentliche



ALFA, Cover

Rolle. Die Notwendigkeit der Versorgung der großen Städte und vor allem auch des Grenzheeres mit Lebensmitteln führte zu einer blühenden Villenkultur im Alpenvorland.

Kapitel 7 „AGRICULTURA. Bauernhöfe und Luxusvillen“ widmet sich der Landwirtschaft.

Kapitel 8 „RELIGIO. Glaubenswelten im Imperium Romanum“ stellt die römische Götterwelt vor, einen zweiten Schwerpunkt bildet das Christentum in Noricum ripense. Im Besonderen wird auf die wesentlichen Heiligen aus Oberösterreich, Florianus und Severinus eingegangen. Wo

Menschen leben, spielt neben der Religion auch der Totenkult eine wichtige Rolle.

Kapitel 9 „DIS MANIBUS. Bestattungsformen und Totenkult“ zeigt, dass die Archäologie eine faszinierende High-Tech-Wissenschaft geworden ist, die aus der anthropologischen Analyse von Skelettfunden erstaunliche Erkenntnisse gewinnen kann.

Kapitel 10 „RECEPTIO: Unser römisches Erbe“ widmet sich in einem vielfältigen und bunten Rundblick dem Thema der Rezeption antiker Kultur- und Geisteswelt. Unser Alltag ist in vielen Aspekten bis heute von der Antike wesentlich geformt, wo-

bei uns die Römer über ihre Kultur auch den griechisch-hellenistischen Kulturkreis vermitteln. Ein eigener Abschnitt ist den lateinischen Inschriften in Linz gewidmet. Ein QR-Code in ALFA, S. 264 verweist auf den ausführlicheren Beitrag „Lentia Latina. Ein Inschriftenspaziergang durch die Linzer Stadtgeschichte“ von Peter Glatz und Peter Vogl in diesem Heft auf S. 6–14.

Eine Übersicht zu den im Buch genannten römischen Kaisern und die jeweiligen Bezugspunkte zu Noricum und/oder dem Donaulimes, sowie eine Auswahl an verwendeter bzw. weiterführender Literatur runden das Werk ab. Auf den Umschlaginnenseiten finden sich zwei große Karten zu Nordwest-Noricum sowie dem österreichischen Abschnitt des UNESCO-Welterbes Donaulimes.

„Abenteuer Latein Faszination Archäologie. Römisches Erbe in Oberösterreich“ ist bewusst so ausreichend kommentiert, dass es im Lateinunterricht sowohl in der 7. Klasse der Kurzform (Lehrplanmodul „Der Mensch in seinem Alltag“) als auch in der 5. Klasse der Langform (Lehrplanmodul „Austria Latina“) eingesetzt werden kann.

Schulbuch und Kulturkunde für alle Letztendlich ist ALFA nicht nur ein Schulbuch zum römischen Alltagsleben, sondern auch eine bibliophile Kulturgeschichte zu Oberösterreich in römischer Zeit für alle Geschichtsinteressierten geworden, die hoffentlich zahlreiche Leser:innen innen finden – und auch begeistern – wird.

Am 23.11.2023, 18.30 findet im Festsaal des Linzer Schlosses die Buchpräsentation statt, zu der alle Interessierten herzlich eingeladen sind.

Jederzeit kann ALFA über die E-Mail-Adresse alfa.amici@gmail.com bestellt werden. Kosten: 30€ + Porto

Abschließend sei auf die Musterseite aus ALFA (s. Abb. links) verwiesen, nicht ohne vorher Carlos Ruiz Zafón zitiert zu haben. Am Beginn von Kapitel 10 RECEPTIO findet sich das Zitat aus seinem Werk La sombra del viento:

NO HAY LENGUAS MUERTAS, SINO CEREBROS ALETARGADOS.² ■

Mit dem QR-Code finden Sie weitere Musterseiten aus Abenteuer Latein Faszination Archäologie.



² Es gibt keine toten Sprachen, sondern nur abgestumpfte Geister.

Grabinschrift des Seccius Secundinus, Veteran der legio II Italica



Diese Inschrift (frühes 3. Jh.) steht am Beginn der Überlieferung zu römischen Denkmälern aus Lauriacum/Enns. Der Grabstein wurde um 1300 bei einer Renovierung der Sankt-Laurentius-Kirche (heute: Basilika St. Laurenz) entdeckt, wo er sekundär als Baumaterial verwendet worden war. Im Laufe der Zeit gelangte er nach Schloss Zell bei Zellhof, von dort nach Schloss Windhaag bei Perg und danach nach Niederösterreich ins Schloss Freydegg bei Ferschnitz. Als dieses Schloss verfiel, kam der Stein in die Schmiede von Ferschnitz, wo er 1858 wiederentdeckt wurde. Der dortige Pfarrer verkaufte ihn schließlich im Jahr 1904 an den damals noch jungen Museumsverein Lauriacum/Enns.

Es handelt sich um die Familiengrabinschrift eines Veteranen der legio II Italica. Iulius Apricius, Sohn des Seccius Secundinus und der Iulia Severio, steht aktiv im Dienst, als er mit 25 Jahren stirbt. Sein Tod ist wohl der Anlass zur Grabsteinsetzung. Der verstorbene Sohn trägt das *nomen gentile* der Mutter. Entweder stammt er aus einer früheren Ehe der Iulia Severio oder ist zu einer Zeit auf die Welt gekommen, als sein Vater noch im aktiven Dienst stand, also nicht heiraten durfte. Iulius Apricius ist als Soldat und dabei speziell als Benefiziarier des Legionspräfecten ausgewiesen, wird also im Bereich der Lagerverwaltung tätig gewesen sein. Die Tochter trägt den Gentilnamen des Vaters. Eine Inschrift aus Nemasus/Nîmes (Südfrankreich) nennt ebenfalls eine *Seccia Secundina*, Tochter des Seccius. Wenn es kein unglaublicher Zufall ist, haben wir hier dieselben Personen vor uns. Es könnte sein, dass Seccius Secundinus aus der Provinz Gallia Narbonensis stammt und über das römische Militär in Lauriacum gelandet ist.

D(is) M(anibus)¹
 SECCIVS SECVNDINVS²
 VET(eranus) LEG(ionis)³ II ITAL(icae) P(iae) F(idelis)⁴ ET IVLIA
 SEVERIO⁵ CONI(ux) EIVS SI
 BI ET SECCIAE SECVNDINAE⁶
 FIL(iae) ET MARIIS⁷ MAXIMO⁸ ET
 SECVNDO⁹ NEPOTIBVS
 SVIS VIVI¹⁰ FECERVNT ET
 IVL(ia) APRICIO¹¹ FIL(ia) MIL(iti) LEG(ionis) S(upra) S(criptae)¹²
 B(ene)F(iciario) PRAEF(ecti) STIP(endiorum)¹³ VI¹⁴ O(bito) AN(norum)¹⁵ XXV¹⁶

- 1 Dis Manibus: den göttlichen Totengeistern
- 2 vivus 3: zu Lebzeiten
- 3 supra scriptus 3: obengenannt
- 4 stipendiorum VI: mit 6 Dienstjahren
- 5 annorum XXV: mit 25 Jahren
- a Seccius, -i Secundinus, -i m.: Seccius Secundinus
- b legio II Italica pia fidelis: Die pflichtbewusste und treu ergebene 2. italische Legion. Den Beinamen pia = pflichtbewusst führt die legio II Italica spätestens seit 170 n. Chr. Unter Kaiser Septimius Severus (193–211 n. Chr.) wird sie zum ersten Mal zusätzlich als fidelis = treu (ergeben) bezeichnet.
- c Iulia, -ae Severio, -onis f.: Iulia Severio
- d Seccia, -ae Secundina, -ae f.: Seccia Secundina
- e Marii, -orum m.: die Marien
- f Maximus, -i m.: Maximus
- g Secundus, -i m.: Secundus
- h Iulius, -i Apricius, -i m.: Iulius Apricius
- i beneficiarius, -i m.: Benefiziarier (Unteroftizier, von den herkömmlichen militärischen Pflichten befreit, übernahm Sonderaufgaben)
- j praefectus, -i m.: Präfect, Befehlshaber (vermutlich der praefectus castrorum, der Lagerkommandant)



Grabinschrift des Seccius Secundinus, Veteran der legio II Italica, für sich und seine Familie. (Foto: O. Harl, lupa.at/4512; Umschrift: H. Uhl 1997: 30)

D(is) M(anibus)
 SECCIVS SECVNDINVS
 VET(ERANVS) LEG(IONIS) II ITAL(ICA)E P(IAE) F(IDE)LS ET IVLIA
 SEVERIO CONI(UG)E SVS SI
 B(ENE)F(ICI)ARIO SECCIAE SECVNDINAE
 F(IL)IAE ET MARIIS MAXIMO ET
 SECVNDO NEPOTIBVS
 SVIS VIVI FECERVNT ET
 IVL(IA) APRICIO F(IL)IA MIL(ITIS) LEG(IONIS) S(UP)RA S(RIPTAE)
 B(ENE)F(ICI)ARIO PRAEF(ECTI) STIP(ENDIORVM) VI O(BITO) AN(NORVM) XXV

Lentia Latina

Ein Inschriftenspaaziergang durch die Linzer Stadtgeschichte

Peter Glatz und Peter Vogl

Historisch Interessierte und Amici Linguae Latinae sind eingeladen, uns auf einen Spaziergang durch die Linzer Innenstadt von der Stadtpfarrkirche (Pfarrplatz 20) zum Kapuzinerkloster (Kapuzinerstraße 38) zu folgen und an mehreren Orten vor folgenden lateinischen Inschriften zu verweilen.

I. Stadtpfarrkirche

Gedenkstein für Kaiser Friedrich III. (um 1493)

Kaiser Friedrich III. verbrachte seine letzten Lebensjahre in Linz, wo er am 19. August 1493 in einem Haus in der Altstadt starb. Im Laufe des Jahres 1493 hatte sich sein Gesundheitszustand immer mehr verschlechtert (Altersbrand), sodass am 8. Juni 1493 sein linkes Bein amputiert werden musste. Diesen schweren Eingriff überlebte der 78-jährige Kaiser mehr als zwei Monate. Sein Leichnam wurde einbalsamiert und am 27. August nach Wien überführt; dort wurde er am folgenden Tag in einem Hochgrab im Wiener Stephansdom bestattet. Herz und Eingeweide hingegen wurden in der Linzer Stadtpfarrkirche beigesetzt, woran das bedeutendste lateinische Denkmal der Linzer Stadtgeschichte erinnert: ein Gedenkstein aus rotem Marmor (H. 265 cm, B. 135 cm) an der Südwand des Chores, der in zwei quadratische Felder für den Inschriften- (oben) und den Wappenteil (unten) gegliedert ist. Das Konrad Celtis zugeschriebene Epigramm in Antiqua-Majuskeln besteht aus zwei elegischen Distichen, in denen der Kaiser als langdienender und friedensliebender Herrscher des Hl. Römischen Reiches (Deutscher Nation) dargestellt wird:

INTESTINA CVBANT FRIDERICI HAC CESARIS VRNA
ET COR QVOD SACRO PREFVIT IMPERIO
QVINQVAGINTA ANNIS RHOMANVM REXERAT ORBEM
ATQVE VNO SEMPER TEMPORA PACIS AMANS

VIXIT ANNIS SEPTVAGINTA OCTO MENSE VNO DIEBVS II
EXCESSIT HVMANIS ANNO SALVTIS MXCIIF DIE
VICESIMAQVARTA AVGVSTI

Die Eingeweide des Kaisers Friedrich III. ruhen in dieser Urne und das Herz, das dem heiligen Reich vorstand. 50 Jahre hatte er die römische Welt regiert und ein (Jahr), immer die Friedenszeiten liebend.

Er lebte 78 Jahre, einen Monat und zwei Tage. Er schied aus dem Leben im Jahr des Heiles 1093 am 24. August

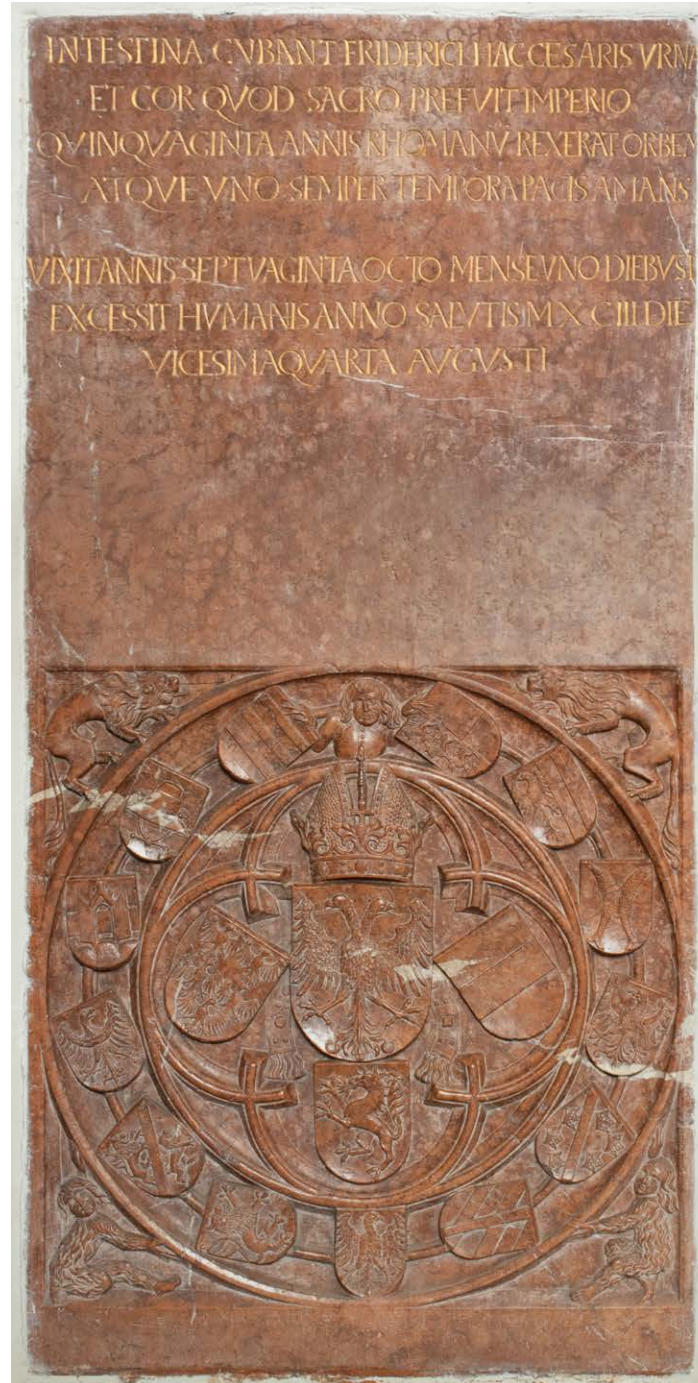
1 Die Angaben zu Regierungszeit und Lebenszeit stehen im Ablativ.

2 Ergänze: VNO <ANNO>

3 **MXCIIF**: Die Hunderterstelle fehlt bei der Angabe des Todesjahres 1493.

4 **DIE VICESIMA QVARTA AVGVSTI**: Die Angabe ist falsch. Friedrich III. starb am 19. August 1493.

Das Todesdatum und die Angabe der Herrscherjahre sind unrichtig: Kaiser Friedrich III. starb am 19. August 1493 in Linz, nachdem er 58 Jahre als Herzog von Innerösterreich, 53 Jahre als deutscher König und 41 Jahre als römischer Kaiser regiert hatte. Er wurde zuerst am 28. August in der Grablage der österreichischen Fürsten in der Stephanskirche, schließlich 1513 in einem



Gedenkstein für Kaiser Friedrich III. in der Linzer Stadtpfarrkirche (um 1493)

monumentalen Hochgrab im Apostelchor des Stephansdoms begraben. Bei dem in der Inschrift genannten 24. August könnte es sich um den Tag der Beisetzung von Herz und Eingeweiden in der Stadtpfarrkirche handeln.

Die Mitte des sorgfältig gearbeiteten Wappenfeldes nimmt der bekrönte Schild mit dem kaiserlichen Doppeladler ein, der von

den Wappen Altösterreichs (Fünfadlerwappen; links) und Neuösterreichs (Bindenschild; rechts) sowie der Steiermark (unten) begleitet und gemeinsam mit ihnen von einem Vierpass umfassen wird. Der diesen umschließende Kreisring zeigt die 13 Wappen von Ungarn, Windische Mark, Portenau, Krain, Kyburg, Habsburg, Mähren, Burgau, Ober-Elsaß, Tirol, Pfirt, Land ob der Enns und Kärnten. Mit Ausnahme der ungewöhnlichen Darstellung des mährischen Wappens handelt es sich um die traditionelle Serie der Wappen der habsburgischen Länder vor dem Anfall des burgundischen Erbes. Die durch ein Band verbundenen Wappen (Kärnten bzw. Ungarn) werden im Scheitel des Kreisrings von einer im Brustbild dargestellten menschlichen Figur gehalten, die sich mit den Händen auf je ein Wappen (Kärnten bzw. Ungarn) stützt. Der Kreisring ist einem Quadrat eingeschrieben, dessen obere Zwickel zwei Löwen und dessen untere Zwickel Wildmensch mit langem Haar und Körperbehaarung ausfüllen, die den Kreisring halten.

Für die Linzer Stadtgeschichte bedeutete der Tod Kaiser Friedrichs III. eine gewisse Zäsur, denn Residenzcharakter wie unter dem mit dem Ungarnkönig Matthias Corvinus konkurrierenden Friedrich sollte Linz nie mehr erreichen. Infolge der Besetzung Niederösterreichs durch die Ungarn nahm Friedrich III. von Oktober 1484 bis Juni 1485 in der Linzer Burg Aufenthalt, bevor er sich dann für mehrere Jahre ins Reich begab. Wegen der drohenden ungarischen Angriffe ließ er die Stadtmauern verstärken und seit 1486 das Schloss ausbauen. Im Oktober 1489 kehrte Kaiser Friedrich nach Linz zurück und blieb hier bis zu seinem Tod. Die Funktion der Stadt Linz als kaiserliche Residenz brachte ihr 1490 ein Privileg, in dem sie zu einer Hauptstadt des Fürstentums Österreich ob der Enns erklärt wurde und verschiedene Vorrechte wie das Recht der freien Wahl eines Bürgermeisters erhielt (1490). Damit war ein Höhepunkt in der Stellung der Stadt Linz im Rahmen des Landes, aber auch in der verfassungsrechtlichen Entwicklung gegeben.

Epitaph für Leopold Wilhelm von Wickhoffen (um 1683)

An der Ostseite der Linzer Stadtpfarrkirche ist außen ein Epitaph aus rotem Marmor (H. 125 cm, B. 105 cm) angebracht, das folgende lateinische Antiqua-Inschrift trägt:

MARTI ET ARTI
MORS

SISTE PAVLISPER, VIATOR,
ET EX ALTERIVS CASV TVVM METIRE
QVIESCIT HIC
SVAE FAMILIAE VLTIMVS
PRAENOB(ILIS) AC CLARISS(IMVS) DOMINVS
LEOPOLDVS GVILHELMVS
A WICKHOFFEN VID
AC CONSILY IMP(ERIALIS) AVLICI AG(ENS)
QVI CVM PARTIV(M) CA(VS)AS INDEFESSVS EGISSET
PROPRIA(M) IN PVNCTO DEBITI NATVRAE AGENS
A MORTE IN IVS VOCATVS
CAVSA CECIDIT
A DEFENSIONE ENIM VRBIS VIENNENSIS,
CVIVS OCCASVM ORIENTIS TYRANNVS
MINABATVR
GESTO NOBILI MILITIAE OFFICIO SVPERSTES
LINZY FEBRI MALIGNA CORREPTVS
TRICESIMO AETATIS SVAE ANNO
ARTEM MARTE
ET MARTEM MORTE COMMVTAVIT

DIE 29 OCTOBRIS ANNO
QVO LVNA OTTOMANNA
AD VIENNAM AVSTRIAE
ECLYPSIN SVSTVLIT
IT ... M VIDVA MATER

Übersetzung:

Dem Krieg und der Kunst (folgt) der Tod. Wanderer, steh ein wenig still, und ermesse aus dem Schicksal des Nächsten deines. Es ruht hier, als letzter seiner Familie, der vornehme und hochberühmte Herr Leopold Wilhelm von Wickhoffen, Vizedominus, tätig beim kaiserlichen Hofrat; als er die Prozesse der Parteien unermüdlich durchgeführt hatte, führte er seinen eigenen (Prozess) betreffend die Schuld bei der Natur, wurde vom Tode vor Gericht gerufen und verlor den Prozess; denn von der Verteidigung der Stadt Wien, deren Untergang der Tyrann des Ostens androhte, kam er zwar nach seinem ehrenvoll geführten Kriegsdienst zurück, wurde aber zu Linz von einem bösen Fieber dahingerafft und vertauschte im 30. Jahre seines Lebens die Kunst mit dem Krieg und den Krieg mit dem Tod am 29. Oktober in dem Jahr, in welchem der ottomanische (Halb-) Mond bei Wien in Österreich eine Mondfinsternis davontrug. (Übersetzung: Peter Glatz)

Dr. iur. Leopold Wilhelm von Wickhoffen starb demnach am 29. Oktober 1683 im Alter von 30 Jahren. Weil alle vorkommenden, auch als Zahlenwert gebrauchten Buchstaben einzeln zusammengezählt die Jahreszahl 1683 ergeben mussten, wurde das zweite „M“ im Chronogramm (in „VIENNAM“) absichtlich unterdrückt, ebenso die beiden „L“ und ein „I“ in „ECLYPSIN“ und „SVSTVLIT“. Der Rest der Inschrift – erhalten ist nur mehr „VIDVA MATER“ – besagt, dass Wickhoffens Mutter, eine Witwe, ihrem Sohn den Denkstein setzen ließ. Das Epitaph weist einen hochovalen Rahmen mit Voluten auf, in den oberen Ecken sind Totenköpfe mit Buch und Degen zu erkennen; der untere Teil fehlt. QR-Code zu einem hochauflösenden Originalbild des Epitaphs.



II. Hauptplatz: Dreifaltigkeitssäule (1723)

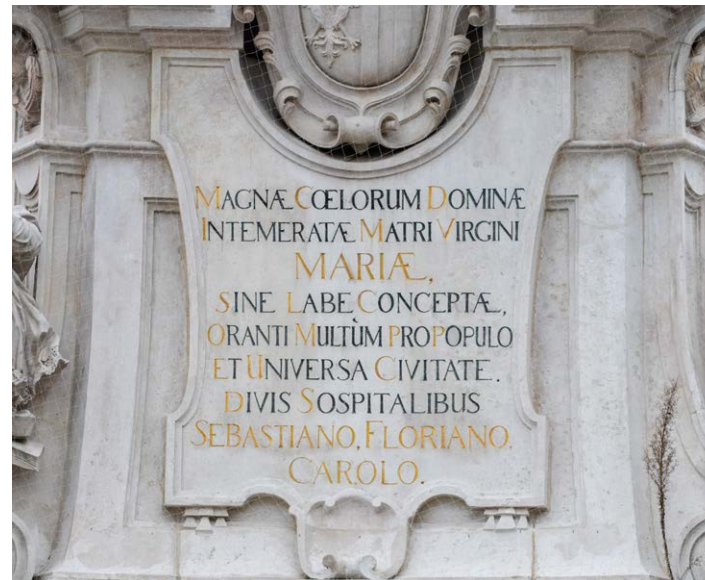
In der Mitte des sich über eine Fläche von rund 200 x 60 m ausdehnenden Linzer Hauptplatzes steht eine 20 m hohe barocke Dreifaltigkeitssäule, die an die Stelle des 1716 entfernten alten Prangers trat. Sie besteht aus weißem Marmor und wurde auf städtische Initiative und im Auftrag der Landstände des Landes ob der Enns errichtet (Beschluss 1713, öffentliche Sammlung ab 29. Oktober). Gefertigt wurde die Säule vom fürsterzbischöflichen Steinmetzmeister Sebastian Stumpfegger aus Salzburg nach dem Modellentwurf des kaiserlichen Theatral-Ingenieurs Antonio Maria Nicolao Beduzzi. Die Kosten für das 1723 vollendete Werk beliefen sich auf 60.000 Gulden und wurden von Stadt und Land gemeinsam getragen. Die drei Inschriftentafeln auf den drei Seiten des Säulenstumpfes verkünden die Widmung der Säule an die Heilige Dreifaltigkeit durch die Landstände, den Kaiser und die Bevölkerung von Linz aus Dankbarkeit für die Rettung aus Kriegsgefahr (1683 und 1703/04), Feuersbrunst (1712) und Pest (1679 und 1713). Die Pest von 1713 verschonte Linz, forderte aber jenseits der Donau in Urfahr viele Opfer. Südseitig ist das Denkmal auf halber Höhe mit einer Marienstatue geschmückt, um die Säule befinden sich die entsprechenden Schutzpatrone Sebastian, Florian und Karl Borromäus; ihren Abschluss bilden eine goldene Weltkugel und die darum gruppierte Heilige Dreifaltigkeit.



Widmung an die Heilige Dreifaltigkeit

DEO
OPTIMO, MAXIMO,
BONORUM AUSPICI,
UNI IN ESSENTIA,²
IN PERSONIS TRINO,³
SANCTO, FORTI, IMMORTALI,
PATRIAE, INCOLARUM, CIVIUM,
AEDIIUM
LIBERATORI,⁴ SERVATORI.⁵

Gott
dem besten und größten,
dem Beschützer der Guten,
dem Einen im Wesen,
dem Dreifaltigen in den Personen,
dem heiligen, starken, unvergänglichen,
dem Befreier und Erretter
der Heimat, der Bewohner,
der Bürger
und der Häuser.



Widmung an Maria, Sebastian, Florian, Karl Borromäus

MAGNAE COELORUM DOMINAE
INTEMERATAE⁶ MATRI VIRGINI
MARIAE,
SINE LABE⁷ CONCEPTA,⁸
ORANTI MULTUM PRO POPULO
ET UNIVERSA CIVITATE.
DIVIS SOSPITALIBUS⁹
SEBASTIANO, FLORIANO,
CAROLO.

Der großen Herrin der Himmel,
der unbefleckten Mutter und Jungfrau
Maria,
die ohne Erbsünde empfangen ist,
der vielfachen Fürbitterin für das Volk
und die gesamte Stadt.
Den Schutzheiligen
Sebastian, Florian,
Karl.



Hinweis auf den Anlass der Errichtung und die Errichter

PERENNE¹⁰ HOC MONUMENTUM
OB PESTEM¹¹, IGNES, BELLA
AMOTA¹², SOPITA¹³,
SUB GLORIOSO¹⁴ IMPERIO
CAROLI VI. CAESARIS
SEMPER AUGUSTI¹⁵,
POSUERUNT
INCLYTI¹⁶ STATUS¹⁷ PROVINCIAE¹⁸,
SENATUS POPULUSQUE LINCENSIS
M.D.C.C.XXIII

Dieses dauerhafte Denkmal haben
wegen Pest, Feuersbrünsten, Kriegen,
ferngehalten und zur Ruhe gebracht
unter der glorreichen Herrschaft
Kaiser Karls VI.,
des allzeit Erhabenen,
errichtet
die ruhmreichen Stände des Bundeslandes,
Senat und Volk von Linz.
1723.

1 **auspex**, -icis m.: Führer, Beschützer 2 **essentia**, -ae f.: Wesen
3 **trinus** 3: dreifach 4 **liberator**, -oris m.: Befreier
5 **servator**, -oris m.: Retter 6 **intemeratus** 3: unbefleckt, makellos 7 **labe**, -is f.: Erbschuld 8 **concipere** M, concepi, conceptum: empfangen 9 **divus**, -i **sospitalis**, -is m.: Schutzheiliger
10 **perennis**, -e: andauernd, für immer 11 **pestis**, -is f.: Pest, Seuche 12 **amovere** 2, amovi, amotum: beseitigen 13 **sopire** 4: beruhigen 14 **gloriosus** 3: ruhmreich 15 **augustus** 3: erhaben
16 **inclutus** 3: berühmt, angesehen 17 **status**, -us m.: Stand
18 **provincia**, -ae f.: Bundesland

III. Haus Obere Donaulände 7, Hochwassermarke
Am 16. August 1501 fand die schlimmste Hochwasserkatastrophe der Linzer Stadtgeschichte statt. Die daran erinnernde Tafel aus rotem Marmor war ursprünglich am ehemaligen Oberen Wassertor angebracht und weist in den oberen beiden Dritteln deutsche Verse in gotischer Minuskel mit Versalien auf. Die lateinischen Distichen im unteren Drittel (in Kapitalis) sind die fiktive Ansprache des Steins an den Vorübergehenden. Am oberen rechten Rand findet sich eine Darstellung des in der Inschrift genannten Sumpfvogels. Eine später hinzugefügte Metallleiste gibt die unglaubliche Höhe des damaligen Wasserstandes an.

Hiermit diesen steinbezeichneten Statuen
wie hoch die Donau geraucht hat
das ist bescheiden im Monat Augusti
bey Regierung Römischen König Maximiliani
Da von Christi gepredigt ergangen war
Tausent Funfhundert und ein Jar.

SVM NOTA¹ QVANTA FVIT VNDARVM CONSPICE MOLES²
PALVSTRIS³ VATES⁴ CVIVS AVIS FVERAT
QVE⁵ TANTO⁶ SEDIT MESTISSIMA⁷ TEMPORE TECTIS⁸
DIL(V)VIVM⁹ QVANTO TEMPORE TRISTE FVIT.

1 **nota**, -ae f.: Zeichen, Marke 2 **moles**, -is f.: Masse
3 **paluster**, -tris, -tre: sumpfig, Sumpf-, (zu avis – Vogel!)
4 **vates**, -is m.: Künder 5 **que** = quae 6 **tanto tempore** ...
quanto tempore: solange ..., wie 7 **maestus** 3: traurig, unheilvoll 8 **tectum**, -i n.: Dach (erg.: <in> in tectis) 9 **diluvium**, -i n.: Überschwemmung



Hochwassermarke am Haus Obere Donaulände 7

Übersetzung:
Ich bin die Marke, wie groß die Masse der Wellen war, schau nur,
deren Verkünder ein Sumpfvogel gewesen war,
der ganz traurig so lange auf den Dächern (der Stadt) saß,
wie lange die schlimme Überschwemmung dauerte.

IV. Starhemberger Freihaus, Hofgasse 9, Bauinschrift
Über dem Haupteingang in der Hofgasse ist eine Steintafel mit Inschrift in Antiqua-Majuskeln angebracht, die an die Geschichte des Gebäudes als Starhemberger Freihaus erinnert.

QVOD FELIX FAVSTVMQVE SIT
AEDES HAS
A CASPARO ET GVNDAKERO FRATRIBVS STARHEMBERGIIIS BARONIBVS
WILDPERGAE D. DNN. (DOMINIS?) ABAVI SVI
PATRVELIBVS ANTE ANNOS
CCXXIX EMPITAS
ERASMVS SENIOR BARO STARHEMBERGIVS
HENRICI F. ERASMI N. BARTHOLOMAEI PRON. IOANNIS ABN.
CASPARI ADN. RVDIGERI TRIN.
DN. MATHIAE IMP. AVG. A. (AVLICVS?) CONS. (CONSVLARIVS?)
SIBI LIB. (LIBERE?) POST VTENDAS POSSIDENDAS
AERE SVO VINDICAVIT
VETVSTATEQVE RVINOSAS A FVNDAMENTO
RESTITVIT SVOQVE SVMPTV
NOVAS REPOSVIT.
MDCIXX

Übersetzung:
„Glück und Segen! Dieses Haus von den Brüdern Kaspar und Gundaker, Freiherren v. Starhemberg, Herren v. Wildberg, seinen Vorfahren, im Jahre 1218 gekauft, hat Erasmus der Ältere, Freiherr v. Starhemberg, Heinrichs Sohn, Erasmus' Enkel, Bartholomäus' Urenkel, Johannes' Ururenkel, Kaspars dritter Urenkel, Rüdigers vierter Urenkel, des Kaisers Mathias Rat, zum freien Gebrauch und Besitz mit seinem Geld für sich erstanden und das durch Alter baufällig gewordene Gebäude von Grund aus auf eigene Kosten hergestellt im Jahr 1619.“

1401 kauften die Brüder Kaspar und Gundacker von Starhemberg auf Schloss Wildberg das Haus, 1505 bauten es die Brüder Bartholomäus, Gregor und Ludwig von Starhemberg neu auf. Nach dem Verkauf an die Stände (1593) und dem Weiterverkauf an



Bauinschrift am Starhemberger Freihaus, Hofgasse 9



Inscription am Friedrichstor

Hans Jörger (1603) ging das Freihaus 1616 erneut in den Besitz der Starhemberger über: Erasmus d. Ä. von Starhemberg ließ das baufällige Gemäuer abtragen und das Haus neu bauen; vollendet wurde der Neubau laut Inschriftentafel im Jahr 1619. Seit 1786 ist das Gebäude in bürgerlichem Besitz, ein verschollenes Schmiedeisengitter im Rundbogen mit dem Monogramm J Ch Qu und 1828 verweist auf den Hauseigentümer seit 1820, den Buchdrucker und Buchhändler Johann Christoph Quandt.

V. Linzer Schloss

Bauinschrift am Friedrichstor (1481)

Am Friedrichstor des Linzer Schlosses ist eine Kopie dieses Wapensteins angebracht, dessen Original sich im Schlossmuseum befindet. Die Inschrift für Kaiser Friedrich III. (1415–1493) lautet:

A E I O V 1481
PFRIDERIC(VS) RO
MOIORVM WIPERATOR' 2C'

1 PFRIDERIC(VS) ROMOIORVM WIPERATOR: Hier finden sich mehrere Verschreibungen. Die korrekte Version lautet: FRIDERICVS ROMANORVM IMPERATOR
2 2c: steht für etc. und bezieht sich auf weitere, nicht angeführte Titel des Kaisers.

Übersetzung:
AEIOV 1481 Friedrich, Römischer Kaiser etc.

Für das Anagramm A E I O V hat der deutsche Historiker Konstantin Moritz Langmaier am 29.3.2023 eine plausible endgültige Auflösung vorgelegt, die sich bereits ab dem ersten Jahr des Erscheinens von „A.E.I.O.V.“ (1437) in Friedrichs handschriftlichen

Texten und auch im ältesten Druck Brandenburgs, im Marienpsalter aus dem Zisterzienserkloster Zinna, findet. Letzterer wurde von Friedrich und seinem Sohn, wie aus der Widmung hervorgeht, persönlich autorisiert. Die Auflösung war schon länger bekannt und findet sich im Rahmen eines elegischen Distichons:

En, amor electis iniustus ordinator ultor
Sic Fridericus ego rex mea iura rego.

Seht, von den Erwählten bin ich geliebt, für die Ungerechten ein Bestrafer,
so übe ich, König Friedrich, meine Rechte aus.

Der Wapenstein (H. 116 cm, B. 130 cm) erinnert an den im Auftrag Kaiser Friedrichs III. erfolgten Ausbau der Linzer Burg und ihrer Wehranlagen unter dem Eindruck der Ungarn-Gefahr. Seit 1477 nahm Kaiser Friedrich III. große bauliche Veränderungen in der Linzer Burg vor, u. a. wurde im Jahr 1481 die am meisten gefährdete Westseite mit einer doppelten Wehrmauer mit Graben gesichert. Aus dieser Zeit stammt das Friedrichstor. Das sorgfältig gearbeitete Wapenrelief trägt in der Mitte des oberen Teils das Reichswappen mit dem doppelköpfigen Reichsadler und der Kaiserkrone. Links davon ist das Monogramm Friedrichs III. angeordnet, rechts der österreichische Bindenschild. In der Mitte des unteren Teils befindet sich die lateinische Inschrift, umgeben von den Wappen der Steiermark (links) und des Landes ob der Enns (rechts). Der Steinmetz war zumindest des Lateinischen unkundig, denn die Inschrift weist mehrere Fehler auf. (vgl. S. 84)

Gedenkstein für Kaiser Rudolf II. im Durchgang des Linzer Schlosses (um 1604)

Im Durchgang zwischen den Höfen des Linzer Schlosses befindet sich ein inschriftliches Denkmal, das an den Neubau der Linzer Burg von 1590 bis 1604 unter Kaiser Rudolf II. erinnert:

RVDOLPHVS II. AVGVST. IMP. CAES. P. I.
ROM. GERMAN. HVNGAR.
BOEM. ZC. REX. ARCHID. AVST.
DVX. BVRGVND. ZC. ANNO MDCIII

Rudolphus II. Augustus Imperator Caesar Pius Invictus
Romanorum, Germaniae, Hungariae,
Bo(h)emiae etc. Rex, Archidux Austriae,
Dux Burgundiae etc. Anno MDCIII.

Übersetzung:
Rudolf II., Mehrer des Reiches, frommer und unbesiegter
Kaiser der Römer, Deutschlands, Ungarns,
Böhmens etc. König, Erzherzog von Österreich,
Herzog von Burgund etc. Im Jahre 1604.

Epitaph für Wolf Täsch (um 1569)

An der Westmauer des großen Innenhofs im Linzer Schloss befand sich bis vor wenigen Jahren ein Epitaph (derzeit im Depot des LM OÖ gelagert), dessen Inschrift mit einem Distichon in lateinischer Sprache beginnt:

TAESCHI, HOC TVMVLO TEGITVR VIRTVTIB, IN
GE(N)S / DOCTRINA ET LINGVIS HIC DECVS VRBIS ERAT

Übersetzung:
Von diesem Grabhügel wird bedeckt Täsch, der groß an guten
Eigenschaften war.
Durch seine Gelehrsamkeit und seine Sprachkenntnisse war er
eine Zierde der Stadt.



Epitaph für Wolf Täsch, Gesamtansicht (Foto: OÖ LKG, A. Bruckböck)

Der deutsche Inschriftenteil (5 Zeilen) besagt Folgendes: „Hie ligt begraben der ersa(m) weis: und wolgelert Wolf Täsch Ratsburger alhie der gestorben ist den 19 tag Augusti Im 1569, und Anna Neuhoferin sein eelich Hausfrau, die entschlaffe(n) ist den ... Im Jahr 15..“

Das Grabepigramm in Form eines elegischen Distichons (der Hexameter zieht sich wohl aus Platzgründen noch bis in die Pentameterzeile hin) ist sprechender Ausdruck für die Gelehrsamkeit, auf die die Inschrift verweist. Im Epigramm findet sich der Eigenname um „I(VS)“ erweitert, weil „Täsch“ metrisch den Anforderungen des Hexameters nicht entsprochen hätte. Das „VS“ ist ebenso wie bei „virtutibus“ als Kürzel „9“ angefügt.

VI. Minoritenkirche, Inschriftenplatte an der Westwand für Johann Ludwig Graf von Kuefstein

An der Westwand der Minoritenkirche befindet sich innen ein Gedenkstein aus grauem Marmor (H. 50 cm, B. 110 cm), dessen lateinische Inschrift in Antiqua-Majuskeln darüber Auskunft erteilt, dass Landeshauptmann Johann Ludwig Graf Kuefstein für sich und seine Nachkommen in der Minoritenkirche 1641 eine Gruft anlegen hat lassen. Der ursprünglich protestantische Freiherr von Kuefstein brachte es nach seiner Konversion zu hohen Ehren, wurde Graf und langjähriger Landeshauptmann des Landes ob der Enns (1630–1656). In dieser Funktion residierte er auf dem Linzer Schloss und bewährte sich als Bewacher prominenter Gefangener wie Prinz Ruprechts, dessen Vater der sogenannte „Winterkönig“ Friedrich V., Kurfürst von der Pfalz und als Friedrich I. König von Böhmen, war.



Inscriptionsplatte für Johann Ludwig Graf von Kuefstein

VIVENS MORTALITATIS MEMOR
IOANNES LVDOVICVS COMES A KHVEFFSTAIN VTRIVSQVE
AVSTRIAE SVPREMVVS HÆREDITARIVS ARGENTI CVBICVLARI, DIVO FERDINANDO II ROM(ANORVM) CÆSARI QVONDAM A CONSI
LIIS SECRETIS: EIVSDEMQVE ORATOR AD PORTAM OT
TOMANNICAM: POSTMODVM SVÆ MAIESTATI AVGVSTISSI
MI FILII FERDINANDI III. PROVINCIALIS CAPITANEVS ARCHIDV
CATVS AVSTRIAE SVPER ONASVM SIBI SVÆQ(VE) POSTERITA
TI MONVMENTVM HOC CVM INFRA EXISTENTE CRYP
TA FIERI FECIT A(NNO) D(OMINI) M.DC.XXXI

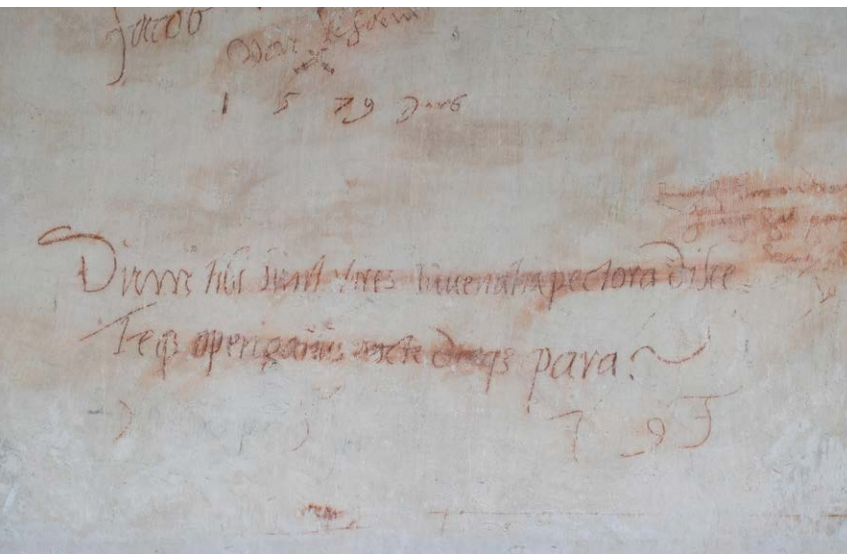
Übersetzung:
Schon zu Lebzeiten seiner Sterblichkeit eingedenk hat Johann Ludwig Graf von Kuefstein, beider Österreich Oberster Silberkammerer, dem hochseligen römischen Kaiser Ferdinand II. einstmals Geheimer Rat und desselben Gesandter bei der Otтомannischen Pforte, in der Folge des allererhabensten Sohnes der Kaiserlichen Majestät, Ferdinands III., Landeshauptmann des Erzherzogtums Österreich ob der Enns für sich und seine Nachkommenschaft dieses Denkmal mit der darunter liegenden Gruft errichten lassen im Jahre des Herrn 1641.

VII. Landhaus Wandkritzlelei, 1. Stock Nordtrakt Arkadenhof (1579)

Im Jahr 1955 wurden im Arkadenhof des Landhauses anlässlich von Malerarbeiten im ersten Obergeschoß des Nordganges mehrere unregelmäßig mit Röteln auf den Wandverputz geschriebene Namen sowie drei lateinische und ein deutscher Spruch freigelegt. Zu lesen ist ein in humanistischer Tradition verfasstes elegisches Distichon:

Dum tibi sunt vires iuvenalia pectora disce
Teq(ue) operi gamis' nocte dieq(ue) para
1 5 7 9 J

1 gamis: Verschreibung für korrekt carnis



Wandkritzelei im Arkadenhof des Landhauses

Übersetzung:
Solange du Kräfte hast, lerne die jugendlichen Brüste kennen und halte dich für das Werk des Fleisches Nacht und Tag bereit!
1579 J (?)

Art und Form dieser Schriften legen nahe, dass es sich nicht um eine ursprüngliche Wandbemalung oder Verzierung, sondern um studentische Spielereien handelt, die auf Schüler der Landschaftsschule des Landes ob der Enns zurückgehen. Unterhalten wurde diese 1574 von Enns nach Linz verlegte Anstalt, an der bedeutende Gelehrte wirkten, von den Ständen zum Zweck der Erziehung der adeligen Jugend. Die dreimal angegebene Jahreszahl 1579 lässt eine genaue Datierung zu, und auch die verwendeten Schriftarten sprechen für diese Entstehungszeit. Die Namen der Schüler lauten: Mychel von Gorlytz, Adam von Gladt, Johannes Eysenperner, Jacob Kastenpauer, von Khoen, Reinprecht Herr von Polhen Junge. Die Studentenkritzeleien belegen eine mangelhafte Schuldisziplin, die 1580 zu einer Ermahnung und 1597 sogar zur Absetzung des verantwortlichen Rektors Memhard führte.

Reliefplatte, 1. Stock im Nordtrakt des Arkadenhofes am Ende des Ganges, Portal zum Steinernen Saal

Auf der Reliefplatte aus graugelbem Sandstein ist in einer Kartusche neben allegorischen Figuren folgende Inschrift zu lesen, die Bezug auf zwei bedeutende Vögel aus der Mythologie nimmt, die auch in der christlichen Ikonographie eine große Rolle spielen. Der Phönix steht u. a. für Erneuerung, Auferstehung und Kraft, der Pelikan gilt als Symbol für Christus bzw. die aufopfernde Liebe.



Reliefplatte, 1. Stock Nordtrakt Arkadenhof, Portal zum Steinernen Saal



Arkadenhof des Landhauses, der obere Rand der Wandkritzelei im ersten Stock der dritten Arkade rechts

WIE PHOENIX BEI DEM PELICAN
SO PFLEGT LIEB V(N)D STERCK BEISA(MMEN) STA(N)
WA LIEB EINIG PEHELT EIN LANDT
IST STERCK VND GLICK BEI A(L)LE(N) STA(ND)T

Reliefplatte, Steinerner Saal, Portal zum Arkadenhof

Horatius Cocles war ein Volksheld der römischen Frühzeit. Er soll 507 v. Chr. die nach Rom führende Brücke alleine gegen die Etrusker verteidigt haben. Marcus Curtius soll sich 362. v. Chr. für die Allgemeinheit geopfert haben. Ein nach einem Erdbeben entstandener großer Spalt am Forum konnte nicht mehr gefüllt werden, ein Opfer war nötig, für das Marcus Curtius sein Leben einsetzte. Links ist Horatius Cocles auf der Brücke zu sehen, rechts Marcus Curtius vor dem dampfenden Erdsplatt. Die Inschrift stellt also zwei Helden vor, die sich für ihre Heimat opfern.

QVA(N)TO PECTORE FORTIBVSQ(VE) FACTIS
SIT CV(NC)TIS PATRIA SALVS TVENDA
AVSVS COCLITIS EDOCENT VIRILES
QVAM FIRMA PIETATE PROSEQVE(N)DA
INDE TERRITA CVRTII PROBAT MORS.

Übersetzung:
Mit welchem großem Mut und welche tapferen Taten alle das Wohl der Heimat schützen müssen, lehren die mannhaften Wagnisse des (Horatius) Cocles. Mit welcher starker Frömmigkeit (das Wohl der Heimat) verfolgt werden muss, belegt der unerschrockene Tod des Curtius.



Reliefplatte im Steinernen Saal, Portal zum Arkadenhof

Inschriftenplatte, Steinerner Saal, Portal in der 1800 eingezogenen Trennwand

Auf der Inschriftenplatte im rechteckigen Giebfeld findet sich ein schönes Chronogramm, das die Jahreszahl 1717 ergibt.

DEI & CAESARIS OBSEQVIO
VIGI PATRIAE INCREMENTO

Übersetzung:
Dem Gehorsam für Gott und Kaiser
dem stetigen Wachstum der Heimat

Bauinschrift (1802)

An den Wiederaufbau des Linzer Landhauses nach dem Stadtbrand von 1800 erinnert die Bauinschrift in goldenen Buchstaben auf einer roten Marmorplatte, die oberhalb des Portals zur Promenade, hinter dem sich der Steinerner Saal befindet, situiert ist:

PROVINCIA.AVITAE.GLORIAE
MEMOR.PRISCUM.SPLENDOREM.
HUIC.AEDLE.CINERIBUS.
RESTITUTUM.ADAUXIT.MDCCCII.

Übersetzung:
„Das Land hat, ererbten Ruhmes eingedenk, dieses Haus aus der Asche wiederaufgebaut und seinen alten Glanz vermehrt. 1802.“
(Alexander Wied, Die profanen Bau- und Kunstdenkmäler der Stadt Linz. Die Altstadt (= Österreichische Kunsttopographie 42), Horn 1977, 461.)

VIII. Auerspergplatz, Friedensobelisk (1650)

Nach dem Ende des Dreißigjährigen Krieges und dem Pestausbruch des Jahres 1650 wurde in Linz ein Friedensdenkmal errichtet und ursprünglich auf der Landstraße vor dem späteren Karmeliterkloster aufgestellt, wo sich bis dahin eine Holzsäule befunden hatte. Dort wurde der Friedensobelisk dann 1872 aus Verkehrsgründen abgetragen und am heutigen Auerspergplatz wieder aufgestellt. Bekrönt ist der auf Kugeln stehende vierseitige Obelisk von einem doppelseitigen Kreuzifix. Der Sockel trägt folgende Inschriften:

Bello finito
pesteque cessante
Deo Optimo Maximo
Salvatori
grata civitas erexit
1650
iisdem votis
renovavit
1850

Übersetzung:
Nach Beendigung des Krieges und da die Pest gewichen ist, hat dem größten und besten Gott, dem Retter, die dankbare Bürgerschaft (diese Säule) errichtet
1650
und mit denselben Gelübden renoviert
1850.

IX. Kapuzinerkirche Epitaph für Raimondo Fürst von Montecucoli in der Linzer Kapuzinerkirche/ehemalige Pfarrkirche St. Matthias (um 1680)

In der rechten Kapelle der ehemaligen Linzer Kapuzinerkirche (heute profaniert) befindet sich ein ursprünglich in der Gruft situiertes Epitaph aus grauem Marmor (H. 116 cm, B. 47 cm.) für Raimund Fürst Montecucoli, der am 16. Oktober 1680 in Linz starb, weil Kaiser und Hof vor der Pest aus Wien geflüchtet waren. Seine Funktion als bedeutender Militär, u. a. erfolgreicher Heerführer im Krieg gegen die Osmanen, schlägt sich in der Darstellung zahlreicher kriegerischer Utensilien (Säbel, Pistolen, Trompeten, Streitkolben, Pfeile, Piken etc.) nieder. Unterhalb des Wappens der Montecucoli mit der Kette des goldenen Vlieses befindet sich ein hochovalen Mittelfeld, das von einem breiten Rahmen mit Voluten umschlossen wird und folgende lateinische Inschrift in Antiqua-Versalien trägt:

STA VIATOR
AD TVMVLVM
RAYMVNDI ILLIVS
VEL SOLO NOMINE SAT NOTI
PRINCIPIS
MONTECVCOLI
QVI CVM
PRÆTER CÆTERA PRIMA AVLÆ MVNIA
VITA OMNI LAVDABILITER
ADMINISTRATA
CÆSAREVS ARMORVM LOCVM TENENS
SEPTVAGENARIO MAIOR
INTER OMNES BELLICÆ ET AVLICÆ
FORTVNÆ CASVS
SEMPER IMMOTVS
STETIT
TANDEM SVB FATALI LIBYTINÆ ICTV
CECIDIT
LINCÝ XVI OCTOBRE A. °M DC LXXX
POSTQVAM CORPORE ET CORDE
APVD CORDIS SVI DIMIDIVM
CONIVGEM CHARISSIMAM
MARGARITAM EX PRINCIPIBVS
DE DIETRICHSTEIN
SEPELIRI VOLVVISSET
HIC INTVS INTRESTINA DEPONI
ET MONVMENTVM HOC ERIGI FECIT
MOESTISSIMVS FILIVS
TV QVI TRANSIS
ILLVD DEFVNCTO PRECARE
QVOD TIBI FORTE CRAS
SVB MORTIFERA FALCE CASVRO
AB ALÝS FIERI PRECARERIS
VT VERVM SIT DICERE
TRANSIENS HIC
VIATOR
ORAVIT

Übersetzung:
Bleib stehen, Wanderer, am Grabmal jenes (berühmten) Raimund, bzw. des durch seinen (Familien-)Namen allein hinlänglich bekannten Fürsten Montecucoli, der neben anderen wichtigsten Hofämtern, die er sein ganzes Leben hindurch in löblichster Weise versehen hatte, als kaiserlicher Generalleutnant im Alter von mehr als 70 Jahren inmitten aller Wechselfälle des Kriegsglücks und des Hofgeschicks stets unerschüttert stand, aber schließlich unter dem schicksalhaften Schlag der Todesgöttin fiel in Linz am 16. Oktober

im Jahre 1680. Da er mit Körper und Herz bei der (anderen) Hälfte seines Herzens, seiner über alles geliebten Gattin Margarete aus dem Fürstenhaus von Dietrichstein, hatte bestattet werden wollen, ließ sein tiefbetrübler Sohn hier drinnen seine Eingeweide beisetzen und dieses Denkmal errichten. Der du vorübergehst, bete für den Verstorbenen jenes, wovon du bitten würdest, dass es von anderen für dich getan wird, wenn du vielleicht morgen unter der todbringenden Sichel fallen solltest, sodass/damit man in Wahrheit sagen kann: Der Wanderer, der hier vorübergegangen ist, hat ein Gebet gesprochen.

administrata kann auch auf „vita“ bezogen werden. Da diese Möglichkeit sprachlich nicht belegt ist, wird der Verbindung „munia ... administrata“ in der Übersetzung der Vorzug gegeben. Es handelt sich dabei um die oben angeführten Ämter.

coetera statt „cetera“
Caesareus armorum locum tenens ist schwer zu übersetzen. Die Legende „locum tenens“ findet sich auch auf einer Reihe von bildlichen Darstellungen Montecuccolis und kann sich nur auf seine Stellung als „Generalleutnant“ beziehen, während es sonst einfach „Leutnant“ bedeutet (vgl. frz. lieutenant). „armorum“ kann dann nur als Verdeutlichung verstanden werden.

septuagenario maior zeigt die Vermischung von Mittellatein („septuagenario“) mit klassischem Latein.

Libytinae sollte eigentlich „Libitinae“ geschrieben werden. Libytina war die Leichengöttin, in deren Tempel man die Bestattungsgeräte aufbewahrte und die Totenlisten führte. Die metaphorische Verwendung weist den Verfasser der Grabinschrift als klassisch gebildet aus.

fatali ... ictu cecidit bot vielleicht den Anstoß zur Erfindung der „Balkenfabel“.

Nach dieser soll Montecuccoli beim Einreiten im Linzer Schloss von einem herabstürzenden Balken tödlich getroffen worden sein. **Y** in Lincy ist als „ii“ zu lesen. Man gab hier (ebenso wie auf der Dreifaltigkeitssäule) der latinisierten Form des Namens Linz den Vorzug vor dem ebenfalls vorhandenen „Lentia“.

postquam mit Konjunktiv Plusquamperfekt findet sich selten auch schon im klassischen Latein.

moestissimus statt „maestissimus“.

illud muss als Akkusativobjekt zu „precare“ gezogen werden und ist Beziehungswort zum nachfolgenden Relativum „quod“.

abalys statt „ab aliis“.

ut ist entweder konsekutiv oder final zu deuten.
dicere: Es ergibt sich aus der Verwendung dieses Verbs keine Auswirkung auf die Syntax des nachfolgenden Satzteils; nach „dicere“ ist daher ein Doppelpunkt zu denken. Sprachlich weist diese Inschrift mit ihren Partizipialkonstruktionen und den Subordinationen ein deutlich anspruchsvolleres Niveau auf als andere neulateinische Grabinschriften im Raum von Linz. Damit wird dem Rang des hier Bestatteten Rechnung getragen.

Epitaph für Johann Peisser von Wertenu (1686)
Ebenfalls in der rechten Kapelle der Kapuzinerkirche ist ein Epitaph aus grauem Marmor (H. 210 cm, B. 145 cm.) für den Linzer Bürgermeister Johann Peisser von Wertenu situiert, der am 25. März 1684 im 63. Lebensjahr starb. In Auftrag gegeben wurde dieses Grabdenkmal von der Frau des Verstorbenen Eva Maria, geborene Schreiner (gest. 1705), mit der Ausführung wurde Johann Spaz in Linz betraut (1686). Peisser von Wertenu gilt als Mentor des Kapuzinerklosters, da er den 1660 bis 1662 durchgeführten Neubau von Kloster und Kirche fast allein finanziert hat. Plastisch dargestellt sind auf diesem Grabdenkmal u. a. ein Totenkopf (oben), eine geflügelte Sanduhr (unten) sowie vier Putten, zwei davon mit Flügeln (links und rechts der Wappentafel), zwei stehend ohne Flügel (links und rechts der Inschriftentafel). Unter den von einer Krone überragten Wappen der Familien Peisser und Schreiner (eingefasst von einer Blattgirlande) befindet sich eine hohevale Inschriftentafel, die von einem Kranz aus Granatäpfeln eingerahmt ist und deren deutscher Text in Fraktur auch ein längeres Reimgedicht enthält. Umrandet wird das Epitaph auf Höhe der unteren beiden Drittel von einer Laubgirlande. Den deutschen Versen ist folgende lateinische Einleitung in Kapitalis vorangestellt:
Statutum est omnibus semel mori.
Festgesetzt ist es für alle einmal zu sterben.

An dieser Stelle sei auf folgende Beiträge verwiesen:
Franz-Joseph Grobauer, Ein österreichischer „Cunctator“. Kaiser Friedrich III. in lateinischen Quellen, in diesem Cursor S. 82–88.
Gottfried Kreuz, Linz 1552. Bilder einer Stadt in Versen, cursor 18/2022, S. 48–56. In diesem Beitrag behandelt der Autor das Lobgedicht „Encomion Linczianae Civitatis in Austria supra Anasum sitae, a Gasparo Bruschio“ auf die Stadt Linz in Österreich ob der Enns von Caspar Bruschi. ■



Unter dem QR-Code finden Sie Literaturangaben zum Beitrag.

Unter dem QR-Code finden Sie den Beitrag zum Ausdrucken.



Nehakles und Koglaos ...

Wortklaubereien im Kurier

Wolfram Kautzky ist Philologe und geht gerne den Wörtern auf den Grund.

Nach vielen Jahren seiner Nuntii Latini ist Wolfram Kautzky seit geraumer Zeit mit seinen Wortklaubereien, die regelmäßig am Mittwoch im Kurier erscheinen, neu durchgestartet. Wir freuen uns, künftig die eine oder andere Wortklauberei abdrucken zu können. Beim ersten Mal präsentieren wir Ihnen in dieser Cursor-Ausgabe die Wortklauberei „Warum Athene Nike trägt“ vom 26. April 2023 und einen Originalabdruck aus dem Kurier vom 23. Juni 2023 (s. u.). Autor und Kurier sei für die Abdruckerlaubnis gedankt. Jedenfalls: Viel Spaß mit den launigen, überraschenden, sprachsensiblen und jedenfalls immer lehrreich-vergnüglichen Sprach-Kolumnen – im besten Sinne Wort-Säulen!

Warum Athene Nike trägt
Wussten Sie eigentlich, welcher bekannte Sportschuh den Slogan „Ein gesunder Geist in einem gesunden Körper“ in seinem Markennamen trägt? Um das Rätsel zu lösen, werfen wir zunächst einen Blick auf die lateinische Version dieses Spruchs. Die lautet „Mens sana in corpore sano“

– und hilft uns hier auch nicht gleich weiter. Denn erst wenn man das Wort mens („Geist“) durch den gleichbedeutenden Begriff anima ersetzt, wird klar: Die Anfangsbuchstaben von „Anima sana in corpore sano“ ergeben, als Akronym einander gereiht, ASICS – den Leitsatz des japanischen Sportschuhherstellers.

Dass der deutsche Sportartikelhersteller adidas den Namen seinem Gründer Adolf („Adi“) Dassler verdankt, ist allgemein bekannt. Aber nur wenige wissen, dass dessen Bruder Rudolf Dassler nach einem Familienstreit das gemeinsame Unternehmen verließ und seine eigene Sportartikel-firma gründete. Die hieß dann (aus nachvollziehbaren Gründen) nicht rudidas, sondern – Puma. Wer auch bei der Marke Reebok schon einmal eine tierische Assoziation gehabt, hat übrigens gar keinen Bock geschossen: Der Firmennamen geht tatsächlich auf den „grey rhebok“, eine afrikanische Antilopenart, zurück.

Antike Wurzeln, zumindest im Namen, hat der größte Sportartikelhersteller der Welt, die amerikanische Firma Nike (sprich: Neikie). Nike, die von den Römern Victoria genannt wurde, war die Göttin des Sieges und wurde üblicherweise mit Flügeln dargestellt. Daraus resultiert auch das Nike-Markenlogo, das einen Flügel symbolisiert. Aufmerksamem Betrachtern des Pallas Athene-Statue vor dem Wiener Parlament wird schon aufgefallen sein: Athene trägt Nike – und zwar nicht am Fuß, sondern in der rechten Hand. Die Statuette, die der Athene als Attribut beigegeben ist, soll symbolisieren: Durch die Weisheit, für die die griechische Göttin Athene steht, gelangt man zum Sieg. Erstaunlich nur, dass ausgerechnet die Göttin der Weisheit unserem Parlament den Rücken zuwendet. ■

wortklauberei@kurier.at
Wolfram Kautzky ist Philologe und geht gerne den Wörtern auf den Grund.



Wortklauberei, Kurier vom 23. Juni 2023; die Wortklaubereien erscheinen regelmäßig am Mittwoch.

Von Kongressen, Konkursen und Kondomen

VON WOLFRAM KAUTZKY

„Sind Sie prae- oder konservativ?“

Mit Fragen wie dieser pflegte Wolfgang N. in seinen Jugendtagen harmlose Passanten zu verschrecken. (Mittlerweile honorierter Hofrat, führt N. mit Fragen wie „Ist die Beugehaft in orthopädischer Hinsicht noch aufrechtzuerhalten?“ schon die feinere Klinge.)

Die Jugendsünden von N. geben immerhin den Anlass, die in vielen Fremdwörtern vorkommende Vorsilbe ko(n)- einer genaueren Betrachtung zu unterziehen. Diese Vorsilbe leitet sich von lateinisch co(n)- ab und hat zwei

unterschiedliche Bedeutungen: Fallweise bringt sie eine Verstärkung zum Ausdruck (konservativ = starr festhaltend, konstant = völlig unveränderlich, konsterniert = gänzlich fassungslos), meist aber weist sie auf ein „zusammen-“ hin: der Kongress (Zusammenkommen), der Konsens (Übereinstimmung) und der Konkurs (das Zusammenlaufen der Gläubiger) sind nur drei von zahllosen Beispielen.

Auch in der zivilen Luftfahrt hat die Vorsilbe con- ihre Spuren hinterlassen. Das aufgrund seiner spitzen Nase berühmte Überschallflugzeug Concorde,

das zwischen 1976 und 2003 im Einsatz war, verdammt seinen Namen dem Umstand, dass die Erzfeinde Frankreich und England erstmals in ihrer Geschichte miteinander ein Flugzeug entwickelt hatten. Das in beiden Sprachen ähnlich klingende Wort Concord(e) = „Eintracht“ sollte den Aspekt der Gemeinschaftsproduktion hervorheben.

Der entsprechende lateinische Begriff heißt concordia, sein Gegenteil discordia (das bedeutet Zwie-tracht). Wer viel auf Österreichs Autobahnen unterwegs ist, weiß übrigens vielleicht, dass Discordia auch der Name einer internationalen Spedition ist.

Fragt sich nur, was uns das Unternehmen mit dieser Firmenbezeichnung sagen möchte.

Aber aufgepasst, es gibt auch falsche Freunde: Zum Wort Kondom (womit wir wieder bei der einleitenden Frage wären) gibt es viele umstrittene Herkunftstheorien; fest steht nur, dass es mit der Vorsilbe kon- nichts zu tun hat. Obwohl das, besonders hinsichtlich der erwähnten Verstärkungsfunktion, ja nicht einmal ganz unpassend wäre.

Wolfram Kautzky ist Philologe und geht gerne den Wörtern auf den Grund

wortklauberei@kurier.at



Als Europa wirklich lateinisch war (1400–1850)

Frühneuzeitliche Europa-Visionen für die Schule

Isabella Walser-Bürgler

Plädoyer für mehr Neulatein an den Schulen

Die mittellateinische und die neulateinische Literatur zählen mittlerweile zu den aufstrebenden und aufregendsten Forschungsgebieten der lateinischen Philologie. Im Sog dieser Entwicklung bekamen nachantike lateinische Texte in den letzten Jahren auch zunehmend mehr Platz im Latein-Unterricht zugestanden – vor allem in Österreich, wo sowohl die Handhabung der einzelnen Kompetenzmodule als auch die standardisierte Reifepfprüfung mittlerweile ein ausgeglicheneres Verhältnis zwischen antikem Latein, Mittellatein und Neulatein vorsieht. Dabei handelt es sich zwar zweifelsohne mehr um einen konzeptionellen Idealzustand als um die Realität, aber immerhin offenbart sich in diesen Maßnahmen ein verstärktes Bewusstsein für die Bedeutung der nachantiken Latinität. In vielen anderen europäischen Ländern wie in Deutschland, in den Niederlanden oder im vielgepriesenen Schulland Finnland entbrannte in der jüngsten Vergangenheit eine ähnliche Diskussion über die Notwendigkeit der verstärkten Integration mittel- und neulateinischer Literatur an den Schulen und Universitäten. Auch wenn sich bis dato einige Traditionalisten hartnäckig weigern, sich für die nachantike Latinität im Latein-Unterricht mehr zu öffnen, wird die Zukunft unseres Faches langfristig wohl nur über die systematische Einbindung nachantiker Texte gesichert werden können. Die Einwände der Traditionalisten sind weithin bekannt: Da wird etwa häufig das Argument der begrenzten Zeit oder des ohnehin mit Spracherwerb und antiker Lektüre dichten Lehrplans ins Feld geführt. Um der Wirkmächtigkeit der mittel- und neulateinischen Literatur allerdings auch in der Schule entsprechend Rechnung zu tragen, wird keine/r der Fachvertreter:Innen darum herumkommen, sich von der eindimensionalen Vorstellung zu lösen, dass es (wahres' und 'richtiges') Latein nur in der Antike (und vielleicht am Rande im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit) gegeben habe. Die Forschung der letzten zehn bis fünfzehn Jahre belehrt uns eines Besseren. Das berühmte Kuchendiagramm, das mittlerweile als Standardvorlage kursiert, um allein die Quantität der neulateinischen

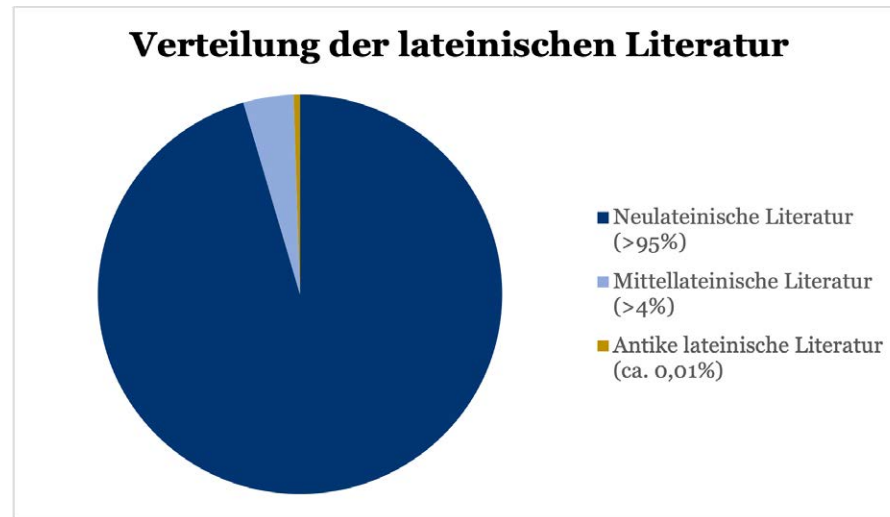


Abb. 1

Literatur auszudrücken, spricht Bände hinsichtlich des notwendigerweise anstehenden Paradigmenwechsels: Experten gehen davon aus, dass mehr als 95% aller erhaltenen lateinischen Textzeugnisse aus dem Bereich der neulateinischen Literatur stammen, über 4% aus dem Bereich der mittellateinischen Literatur und nur ca. 0,01% aus dem Bereich der antiken lateinischen Literatur, wobei über 80% davon auf christliche Texte der Spätantike und Inschriften entfallen¹ (Abb. 1).

Wen das noch nicht überzeugt, der möge sich die schier unfassbare Menge an sowohl belletristischen als auch wissenschaftlichen und pragmatischen Gattungen vor Augen führen, in denen von 1400 bis 1850 auf Lateinisch geschrieben wurde. Latein war in schriftlicher wie mündlicher Form in den Alltag integriert und galt als die international unumstrittene *lingua franca* der Frühen Neuzeit, in Rang und Frequenz dem Englischen der Gegenwart nicht unähnlich. Nicht umsonst übertraf auch die neulateinische Buchproduktion die volkssprachliche bis ca. 1600 und hielt sich auch bis zum 18. Jahrhundert auf veritablem Niveau. Latein lebte als Kultur- und Literatursprache somit weit über die Antike hinaus bis ins 19. Jahrhundert hinein fort und nahm ab dem Spätmittelalter

¹ Vgl. Jürgen Leonhardt, *Latein: Geschichte einer Weltsprache*, München: Beck, 2011, S. 2.

erst so richtig Fahrt auf. Dementsprechend muss Latein auch an den Schulen unterrichtet werden. Die Schüler:innen haben ein Recht auf diese noch jungen Erkenntnisse. Im Fach Physik findet schließlich auch das Higgs-Boson Erwähnung, das 2012 entdeckt wurde; Biologiebücher beleuchten die *Small RNA*-Moleküle, die eine wichtige Rolle bei der Regulation von Genen spielen – eine Entdeckung des Jahres 2002; im Fach Informatik wird mit Programmiersprachen operiert, die erst in den letzten 20–30 Jahren erfunden wurden. Warum soll also nicht auch der Latein-Unterricht mit der Zeit bzw. mit der Forschung gehen? Zwei zentrale Aspekte könnten den postulierten Paradigmenwechsel im Latein-Unterricht konstruktiv befördern: erstens die Einsicht, dass die Aufteilung der lateinischen Literatur in antikes Latein, Mittellatein und Neulatein ein künstliches Konstrukt ist, das nur in unseren Köpfen existiert. Wenn man die lateinische Literatur hingegen als eine natürlich über die Jahrhunderte hinweg gewachsene Tradition betrachtet, wird es letztlich leichter, antike, mittelalterliche und neulateinische Texte gleichermaßen und nebeneinander im Unterricht zu behandeln. Liegt der Fokus nicht mehr primär auf der antiken Literatur, erhält die nachantike Latinität ein neues Gewicht, dementsprechend mittel- und neulateinische Texte nicht länger als Randphänomene oder reine



Abb. 2: Europaflagge

Rezeptionsmittel fungieren, sondern von innovativen Kräften angetriebene Phasen der lateinischen Literatur repräsentieren. Zweitens ist es wichtig zu erkennen, dass die nachantike Latinität unserem Fach eine ungeahnte Chance bietet, sich neu zu erfinden und mit frischen Impulsen zu werben. Das gilt insbesondere für die neulateinische Literatur, die der Lebensrealität der heutigen Schüler:innen oft um ein Vielfaches nähersteht als die antike Welt. Ein anschauliches Beispiel dafür stellt etwa der frühneuzeitliche Europa-Diskurs dar, d. h. die in neulateinischen Texten prominent geführte Diskussion über die Definition, die Geschichte, das Wesen,

die Identität und die Werte Europas in Zusammenhang mit der Frage nach den Möglichkeiten einer Form (oder mehrerer Formen) der europäischen Integration.

Europa im Latein-Unterricht

Das Thema ‚Europa‘ / ‚europäische Integration‘ / ‚europäische Identität‘ lässt sich im Moment gut in den Latein-Unterricht einbauen.² Der Grund dafür: Europa ist schlicht omnipräsent. Einerseits begegnen im Alltag ständig die gängigen Symbole der europäischen Vereinigung wie etwa die Europa-Flagge (Abb. 2) oder Abbildungen des antiken Mythos von Europa und dem Stier, der besonders häufig für karikaturistische Darstellungen zeitgenössischer europäischer Konflikte herhalten muss. Während ihrer Amtszeit war etwa Angela Merkel eine beliebte Allegorie für die phönizische Prinzessin Europa, während die Europäische Union – mal gestreichelt, mal malträtiert von ihrer Reiterin – als

² S. dazu auch Isabella Walser-Bürgler, ‚Europa und europäische Identität(en) in der neulateinischen Literatur: Neue Wege und Perspektiven in Forschung und Unterricht‘, in: *IANUS* 38 (2017), S. 56-72.

Stier herhalten musste (Abb. 3). Andererseits dominieren seit Jahren diverse Themen rund um die europäische Integration den medialen Diskurs. Darunter ist etwa der Brexit 2020 mit dem Referendum von 2016 und dessen politischen, wirtschaftlichen und sozialen Nachwirkungen in der Gegenwart zu nennen; die Flüchtlingskrise von 2015/16, in deren Kontext eine bewusste Abgrenzung Europas zur muslimischen Welt betrieben wurde und die seit 2005 laufenden EU-Beitrittsverhandlungen mit der Türkei zum vorläufigen Stillstand gebracht wurden; die Welle des Nationalismus und Euroskeptizismus, die rechte Parteien in vielen europäischen Ländern in den öffentlichen Fokus gespült hat (zuletzt sah die französische Präsidentschaftswahl im April 2022 die rechtspopulistische Kandidatin Marine Le Pen auf dem Vormarsch); und der seit Kurzem tobende Ukraine-Krieg, der nicht nur zu einer Neubewertung des europäischen Zusammenhalts geführt hat, sondern auch die Frage nach europäischer Identität neu aufwirft.

Dieser feststellbare Gegenwartsbezug kann auf Schüler:innen durchaus motivierend



Abb. 3: Angela Merkel als Europa auf dem Stier (Europäische Union)



Abb. 4: Europa und der Stier

wirken und lässt gleichzeitig auch das Fach Latein weniger verstaubt aussehen. Davon abgesehen eignet sich das Europa-Thema wohl wie kaum ein anderes Thema dazu, die Kontinuität und das Erbe der lateinischen Sprache und Literatur nachvollziehbar zu machen. Immerhin fordert etwa der derzeitige österreichische Lehrplan nichts Geringeres als die „intensive Auseinandersetzung mit Schlüsseltexten Europas“ (S. 1), die Vermittlung „von Ideen, Motiven und Stoffen europäischen Bewusstseins“ sowie die Förderung der „kulturelle[n] Erinnerung“. Dass der konventionelle Latein-Unterricht abseits des spezifischen Europa-Themas all diese Dinge jedoch nicht automatisch vermittelt bzw. vermitteln kann, wird gerne übersehen. In insgesamt vier bzw. sechs Jahren Latein-Unterricht lernen Österreichs Schüler:innen Europa, europäisches Erbe und europäische Mentalität höchstens implizit und indirekt über die Lektüre antiker Autoren kennen, deren Ideen laut moderner Interpretation die Grundlage für bestimmte moderne Wertvorstellungen bilden. Dabei nehmen sie die Lektürebeispiele aber eher als isolierte Rückblenden in die Vergangenheit wahr, während es zu einer expliziten Einbettung der gelesenen und gelernten Inhalte in die europäische Kultur- und Geistesgeschichte, die zu einem tatsächlichen Verständnis der Geschichte europäischer Identität und Mentalität beitragen würde, nur selten kommt. Das hängt u. a. damit zusammen, dass das Verständnis von Europa keineswegs selbstvident ist. Es genügt nicht, Cicero als ein Beispiel für ‚europäische Geistesgeschichte‘ zu lesen, Vergils *Aeneis*,

Catulls Gedichten und Senecas Briefen eine literaturgeschichtliche Bedeutung von europäischer Tragweite zuzuschreiben und in Zusammenhang mit der antiken Kulturgeschichte wie selbstverständlich von Europa heute und damals zu sprechen. Antike lateinische Texte spiegeln per se nicht den Entwicklungs- und Integrationsprozess wider, den Europa durchgemacht hat. Das gilt ebenso für den in den gängigen Schulbüchern wiederkehrend als Beispiel für den ‚Ursprung Europas‘ vorgestellten Mythos von Europa und dem Stier (Abb. 4). Denn weder sagt dieser Mythos irgendwas Handfestes über den Kontinent, seine Geschichte oder die europäische Identität aus, noch verfügte er in der Antike, im Mittelalter oder in der Frühen Neuzeit über irgendeine feststellbare politisch-ideologische Strahlkraft (erst im 20. Jahrhundert wird der Mythos aufgegriffen, um die Probleme der europäischen Einigung – meist karikaturistisch – zu kommentieren; s. S. 17). Mit anderen Worten: Zwar hat dieser Mythos eine Protagonistin, die Europa heißt, aber er hat nichts mit Europa und europäischem Bewusstsein oder gar europäischer Identität zu tun. Dass er sich für den Europa-Diskurs der Vergangenheit schlichtweg nicht eignet, liegt zudem in ein paar wesentlichen Faktoren begründet³: 1) Der Mythos weist – wie viele antike Mythen – zahlreiche Inkonsistenzen betreffend einzelne Handlungssequenzen oder die agierenden Personen auf. De facto gab es also nicht nur ‚den einen‘ Mythos von Europa und dem Stier, sondern verschiedene Versionen davon, was eine ideologische Bezugnahme innerhalb des Europa-Diskurses zwangweise erschwerte. 2) Europa war keine Europäerin. Sie war eine Asiatin (aus Phönizien), die noch dazu gegen ihren Willen (!) nach Europa gebracht wurde. Dies stellt eine offensichtliche Hürde für ein proeuropäisches Narrativ dar. 3) Im Mythos tritt Europa nicht als jene Heldin auf, die nationale oder übernationale Mythen brauchen. (Über-) Nationale Heldenfiguren sind typischerweise groß, weil sie am Ende trotz immenser Widrigkeiten siegen. Europa hingegen präsentiert sich als durchwegs schwache Figur. Sie lässt sich von ihrem Entführer Zeus rauben, leistet ihm kaum Widerstand und, auf Kreta angekommen, gibt sie sich ihm sogar vollends hin und schenkt ihm am Ende gemeinsame Kinder. 4) Kreta, der Ort, an den Europa von Zeus gebracht

³ Ausführlicher dazu s. Isabella Walser-Bürgler, „Europe without the Bull? Reflections on the Absence of the Ancient Myth of Europa in the Neo-Latin Discourse on Europe“, in: *Medievalia et Humanistica* 44 (2018), S. 81–103.

wird, war gerade in der Frühen Neuzeit – der Blütezeit des Europa-Diskurses – alles andere als ein typischer europäischer Ort. Im Prinzip führte Kreta über fast 1000 Jahre hinweg (von 900–1900) einen erbitterten Freiheitskampf. Zeitweise gehörte die Insel zum byzantinischen Reich, dann zur Republik Venedig, später zum osmanischen Reich, bis sie wieder in den Mittelmeerraum integriert wurde. Eine Kulturidentität oder gar eine pan-europäisch gestimmte ideologische Haltung, die mit Europa als Ganzes kompatibel gewesen wäre, konnte Kreta nie entwickeln. Im Gegensatz zu den meisten antiken Texten jedoch, die in den gängigen Schulbüchern zirkulieren, zeichnen neulateinische Texte den Europa-Diskurs sehr wohl nach. Lobend hervorzuheben ist in diesem Zusammenhang einzig ein Schulbuch, nämlich das nationenübergreifende und im europaweiten Latein-Unterricht lehrplanflexibel einsetzbare Lehrwerk mit dem Titel *European Symbols*, das 2015 von den Österreichern Peter Glatz und Andreas Thiel herausgegeben wurde (Abb. 5). Auf Grundlage von mehrheitlich neulateinischen Texten lässt es Schüler:innen sowohl die gemeinsamen kulturellen Wurzeln Europas als auch die im europäischen Motto gespiegelte Einheit in der Vielfalt im Detail kennenlernen. Wie dies schon frühneuzeitliche Revuen zu tun pflegten, stellt das Buch in jeweils 20 Beiträgen verschiedene europäische Nationen vor und beleuchtet ihren nationalspezifischen Anteil an der europäischen Geschichte (u.a. rücken dabei die Schriften prominenter nationaler und kontinentaler Figuren wie Marco Marulic, Ludvig Holberg oder Philipp Melanchthon in den Fokus). Eine eingehendere Beschäftigung mit diesen und vielen weiteren neulateinischen Texten ermöglicht somit auch die muster-gültige Erfüllung der Lehrplan-Postulate von der Vermittlung europäischer Werte und Geschichte. Vor dem oben skizzierten Hintergrund der Aktualitätsdebatte lässt sich etwa in die Europa-Thematik einsteigen, indem man die Schüler:innen zunächst darüber diskutieren lässt, was die Begriffe ‚Europa‘, ‚europäische Integration‘ und ‚europäische Identität‘ für sie bedeuten. Um sie noch etwas gezielter für das Thema Europa zu sensibilisieren und in einen subjektiv-erlebnisbezogenen Dialog mit der Vergangenheit treten zu lassen, können auch die Themenkreise Tradition und Kultur, Vielfalt, Einheit, Frieden oder Heimat zur Diskussion gestellt werden.⁴

⁴ Anregungen für eine diesbezügliche Unterrichtsgestaltung finden sich in den geschichtsdidaktischen Beiträgen des Sammelbandes von Andreas Michler und Waltraud Schreiber (Hgg.), *Blicke auf Europa: Konti-*

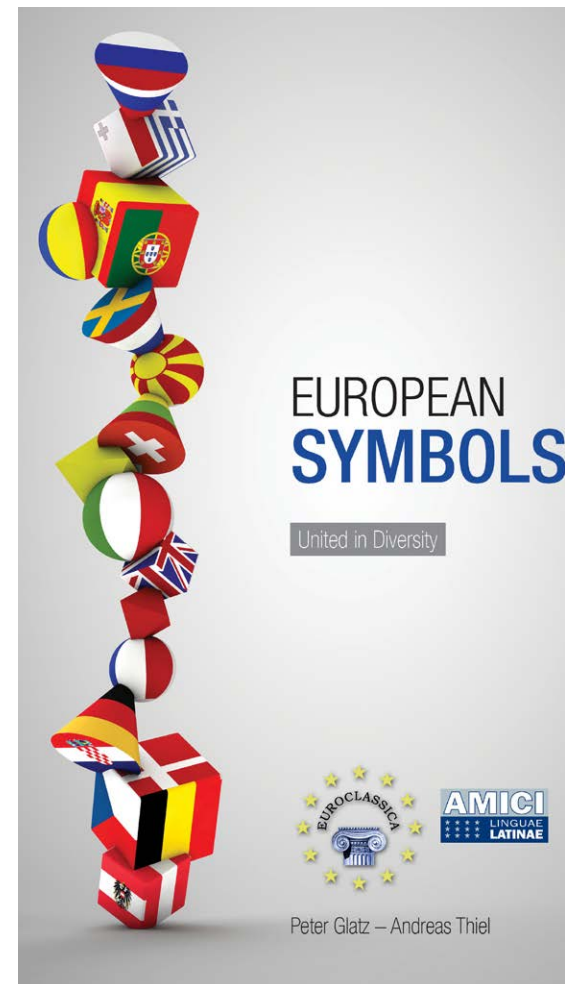


Abb. 5: European Symbols

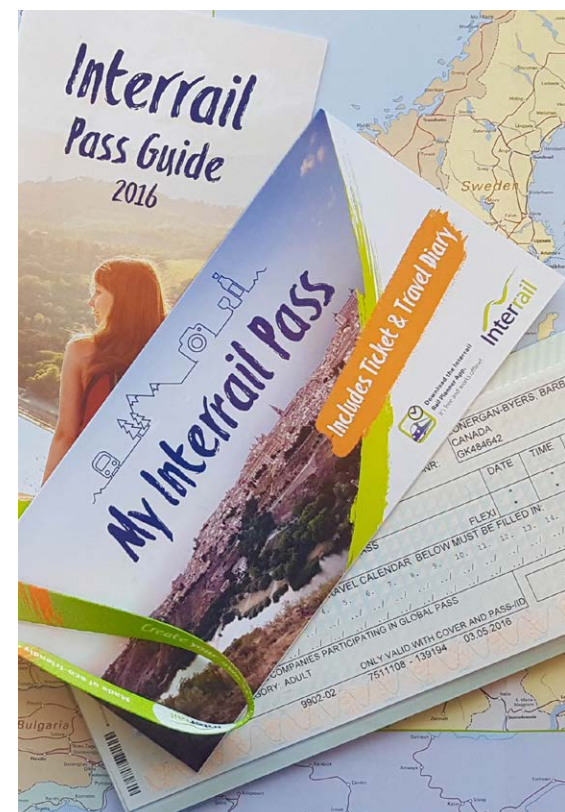


Abb. 6: Interrailpass

In einem nächsten Schritt – bevor einzelne Texte dann konkret gelesen werden – lässt sich schließlich darauf verweisen, dass genau diese begrifflichen Fragen Europa schon seit Jahrhunderten beschäftigen bzw. dass sie dies vor der unmittelbaren Gegenwart mehrheitlich auf Lateinisch taten. Grund dafür ist die Rolle der lateinischen Sprache als frühneuzeitliche *lingua franca*, in deren Konzept gewissermaßen eine übernationale Idee keimte. Latein war in der Frühen Neuzeit nämlich niemandes Muttersprache mehr. Somit ‚gehörte‘ Latein (anders als die unterschiedlichen Nationalsprachen, die an nationale Konzepte rückgebunden waren) niemandem und allen zugleich. Wie keine andere Sprache eignete sich Latein daher hervorragend dazu, übernationale Vorstellungen zum Ausdruck zu bringen, ohne einer Nation – und sei es nur nach außen hin aufgrund der gewählten Verfassungssprache eines Textes – den Vorzug zu geben. Diese Form der Historisierung des europäischen Integrationsprozesses, wie sie der Latein-Unterricht leisten kann, ist wichtiger, als sie auf den ersten Blick zu sein scheint. Gerade das vergangene Jahrzehnt hat gezeigt, dass viele Menschen die Sinnhaftigkeit der europäischen Union etwa im Angesicht der Globalisierung nicht mehr nachvollziehen können. Vor allem jüngere Generationen, die nach dem Vertrag von Maastricht (1992) geboren wurden und den Kampf um ein engeres Zusammenwachsen der europäischen Nationen nicht aktiv miterlebt haben, betrachten hart errungene Privilegien wie die Reisefreiheit (Stichwort: Interrail; Abb. 6), die Handelsfreiheit oder die Rechtssicherheit als Selbstverständlichkeiten. Politische Bündnisse und europaweite Regularungen werden zudem „zunehmend durch eine unsachgemäße Kritik in Frage

nität und Wandel, Neuried: ars una, 2003.
5 René Sebastian Bauer, *Europa: Wurzeln und Wege*, Baden-Baden: Nomos 2012, S. 5.

gestellt“⁵. Dieser Euroskeptizismus öffnet dem Nationalismus Tür und Tor und gefährdet so das Equilibrium der gesamten europäischen Schicksalsgemeinschaft. Dazu kommt eine auf fehlendem Wissen basierende falsche Interpretation von Mentalitäten – etwa wenn in Abgrenzung zum muslimischen Kulturbereich gern das ‚christliche Abendland‘ beschworen wird, anstatt korrekterweise auf den säkularen Rechtsstaat zu verweisen. Schüler:innen mit diesen komplexen Mechanismen zu konfrontieren, trägt muster-gültig zur politischen Bildung junger Menschen bei. Konkret lernen Schüler:innen den Europa-Begriff und seine Implikationen objektiver zu reflektieren und die Zusammenhänge des europäischen Integrationsprozesses besser zu verstehen. Europa war zu keiner Zeit und ist auch heute kein neutraler Begriff, sondern es verband und verbindet sich damit ein ganz bestimmtes Gefühl von Gruppenidentität, kollektivem Bewusstsein und übernationaler Zusammengehörigkeit. In dieser Hinsicht präsentiert sich Europa übrigens als einzigartig, denn bis zum 19. Jahrhundert handelte es sich bei den Europäern um die einzige Kontinentalgruppe, die sich als zusammengehörnde Gemeinschaft wahrnahm.⁶ Die Voraussetzungen für eine solide Verankerung der Europa-Thematik im Latein-Unterricht sind damit in Fülle gegeben. Welche Möglichkeiten bietet nun aber der derzeitige österreichische Lehrplan für L4 und L6 konkret, um neulateinische Texte über Europa zu integrieren?

Für das sechsjährige Latein ist in erster Linie das Lehrplanmodul „Herkunft, Idee und Bedeutung Europas“ zu erwähnen. Dieses Modul zielt laut Lehrplan darauf ab, die Entwicklung Europas zu einem Kulturraum nachvollziehbar zu machen

Latein sechsjährig (L6)	Latein vierjährig (L4)
M „Herkunft, Idee und Bedeutung Europas (KM 5, 7. Kl., 5. Sem.)“	M 4 „Schlüsseltexte aus der europäischen Geistes- und Kulturgeschichte“ (KM 4, 6. Kl., 4. Sem.)
M „Politik und Gesellschaft“ (KM 5, 7. Kl., 5. Sem.)	M „Politik und Rhetorik“ (KM 5, 7. Kl., 5. Sem.)w
M „Rhetorik, Propaganda, Manipulation“ (KM 4, 6. Kl., 4. Sem.)	M „Mythos und Rezeption“ (KM 7, 8. Kl., 7. Sem.)
M „Der Mythos und seine Wirkung“ (KM 3, 6. Kl., 3. Sem.)	M: (Lehrplan-)Modul KM: Kompetenzmodul Ein KM entspricht einem Semester; d. h. ein Kompetenzmodul enthält eines bis mehrere Lehrplan-Module.
M „Begegnung und Umgang mit dem Fremden“ (5. Kl., 1. und 2. Sem.)	

6 Anthony Pagden, „Europe: Conceptualizing a Continent“, in Id. (Hg.): *The Idea of Europe: From Antiquity to the European Union*, Cambridge: Cambridge University Press, 2002, S. 33–54, hier S. 33 und 53.

sowie Einblicke in die Geschichte Europas zu geben und europäische Identität als Spezifikum kontinentaler Geschichte zu vermitteln. Ein entsprechendes Modul im vierjährigen Latein wie das im vorhergehenden Lehrplan noch unter dem Titel „Latein und Europa“ geführt, existiert nicht mehr. Alternativ könnte man Europa-Texte verdichtet im Modul „Schlüsseltexte aus der europäischen Geistes- und Kulturgeschichte“ lesen, auf dessen Grundlage Schüler:innen ihr Verständnis für europäische und nicht-europäische Lebensformen vertiefen sollen. Wenn man das Thema ‚Europa‘ allerdings nicht isoliert als längere Unterrichtssequenz behandeln will, lassen sich einzelne neulateinische Texte über Europa auch exemplarisch in anderen Modulen unterbringen: Darunter fällt in L6 etwa das Modul „Politik und Gesellschaft“ (KM 5), das sich mit verschiedenen Formen der Staats- und Gesellschaftsordnung auseinandersetzt und die Rolle des Individuums der Rolle des Kollektivs gegenüberstellt. In dieser Auseinandersetzung spiegeln sich u. a. essentielle Merkmale des Europa-Diskurses aus sowohl nationaler als auch übernationaler Perspektive. Das Modul „Rhetorik, Propaganda, Manipulation“ (KM 4) beleuchtet die rhetorische Darstellung und Propagierung von gesellschaftlichen Diskursen und ließe sich dementsprechend auch für die Illustration der Propagierung von Europa-Konzepten (z. B. der Universalmonarchie oder eines föderalistischen Modells; s. u.) nutzen. Im Modul „Der Mythos und seine Wirkung“ (KM 3) bietet sich die Behandlung des für den Europa-Diskurs unbrauchbaren Europa-Mythos einerseits (s. o.) und dessen Ersatzmythen andererseits (z. B. Europa-Allegorien und -Personifikationen; s. u.). Zu guter Letzt lassen sich im Modul „Begegnung und Umgang mit dem Fremden“ (Modul 5. Klasse) ethnographische Texte und Reiseberichte einbauen, in denen – ein häufiges Phänomen innerhalb des Europa-Diskurses – Europa in Abgrenzung zum Fremden und Anderen (in der Regel handelt es sich dabei um die Osmanen und die indigene Bevölkerung in den neu entdeckten Übersee-Gebieten) konzeptualisiert wird.

Für L4 nennenswert sind besonders die zwei Module „Politik und Rhetorik“ (KM 5) und „Mythos und Rezeption“ (KM 7). Während letzteres im Wesentlichen KM 3 aus L6 entspricht, verschmelzen in ersterem KM 4 („Rhetorik, Propaganda, Manipulation“) und KM 5 („Politik und Gesellschaft“) aus dem sechsjährigen Latein miteinander. Ob die in naher Zukunft anstehende Überarbeitung des Lehrplans dem Thema ‚Europa‘ einen potentiell ähn-

lichen Platz einräumt wie im derzeitigen L6, bleibt abzuwarten; für L4 wäre eine Rückkehr zum alten Modul „Latein und Europa“ – oder die Einführung eines sinnvollen Äquivalents – sicher zu begrüßen.

Kleine Geschichte des lateinischen Europa-Diskurses

Um den Europa-Diskurs, d. h. das Sprechen über Europa, geistes- und literaturgeschichtlich richtig einordnen zu können, ist eines ganz wichtig: Man sollte nicht jenem Irrtum aufsitzen, der in den gängigen Schulbüchern unglücklicherweise nach wie vor kursiert, nämlich dass es in der Antike schon einen übernationalen, europäischen Kollektivismus oder gar ein europäisches Bewusstsein gegeben habe bzw. dass unsere modernen Europa-Vorstellungen darauf zurückgehen würden. Zwar erscheinen mit beharrlicher Regelmäßigkeit Studien von offensichtlich Unbelehrbaren, die – von falschen Prämissen ausgehend – genau das zu beweisen suchen,⁷ wobei gern mit Zitaten von griechischen und lateinischen Autoren gespielt wird, in denen völlig zusammenhangslos das Wort ‚Europa‘ vorkommt, oder ein prototypischer Integrationsgedanke in die ca. 200–250 Jahre währende Friedensmission von Kaiser Augustus hineininterpretiert wird. Allerdings liegen bis heute keine eindeutigen Beweise für eine tatsächlich vorherrschende kollektive europäische Identität in der Antike vor. Zweifellos leisteten die Errungenschaften der griechischen und römischen Zivilisation einen entscheidenden Beitrag für die spätere Entwicklung und Herausbildung Europas (etwas in Sachen demokratische Werte, rechtliche und administrative Grundlagen oder kulturelle Prinzipien). Das bedeutet aber nicht automatisch im Umkehrschluss, dass man in der Antike schon über eine übernationale kollektive Identität verfügt oder eine solche gar propagiert hätte. Wie der Althistoriker Jörg Schlumberger vor mittlerweile fast 30 Jahren kritisch feststellte: „Nimmt man sich die betreffenden [antiken] Quellen selbst vor, so kommt man rasch zu der Erkenntnis, dass sich wohl so mancher Interpret allzu sehr von moderner Europabegeisterung hat hinreißen lassen.“⁸ Europäische Identität ist kein Erbe der Antike; das antike Griechenland und das antike Rom

7 Z. B. Jürgen Malitz, „Imperium Romanum und Europagedanke“, in: Andreas Michler and Waltraud Schreiber (Hgg.): *Blicke auf Europa: Kontinuität und Wandel*, Neuried: ars una, 2003, S. 79–103; Danielle Jouanna, *L'Europe est née en Grèce: La naissance de l'idée d'Europe en Grèce ancienne*, Paris: L'Harmattan, 2009.

8 Jörg A. Schlumberger: „Europas antikes Erbe“, in: Id. und Peter Segl (Hgg.): *Europa – aber was ist es? Aspekte seiner Identität in interdisziplinärer Sicht*, Köln: Böhlau, 1994, S. 1–19, hier S. 7.

waren lediglich die ersten großen Kulturen in Europa.

Um hier kurz das antike Europabild zu rekturück und mit den mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Entwicklungen zu synchronisieren:⁹ Obwohl nachweislich sowohl in der griechischen als auch in der römischen Antike das Substantiv ‚Europa‘ existierte, scheint das Wort keinerlei über den geographischen Kontext hinausgehende Bezüge aufzuweisen. Üblicherweise wurde Europa zitiert, um damit einen der drei bekannten Erdteile neben Asien und Afrika zu bezeichnen (vgl. etwa die ptolemäische Weltkarte in Abb. 7). Besonders in der griechischen Literatur (man denke hierbei besonders an Herodot und seinen Bericht über den griechisch-persischen Krieg; z. B. Hdt. 7, 73) eröffnete sich über die Dichotomie Europa-Asien auch ein Spannungsfeld zwischen West und Ost, das letztlich in eine politische Abwertung der asiatischen ‚Barbaren‘ mündete. Über diese vage Dichotomie hinaus blieb es allerdings recht unklar, welche Völker überhaupt als europäisch anzusehen gewesen wären, geschweige denn, wo die Grenzen Europas genau verliefen. Was zudem noch überzeugend gegen einen griechischen Europäismus spricht, ist die Tatsache, dass die vorherrschende politische und kulturelle Identität in Griechenland jene der jeweiligen Poleis war. Der Peloponnesische Krieg verstärkte diese Haltung im 5. Jh. v. Chr. noch zusätzlich; Panhellenismus blieb eine athenozentrische Parole. Was sonst an Panhellenismus existiert haben mag, dürfte wohl kaum über die Identität von Hellas als Mittelmeeremacht hinausgegangen sein.

Auch Rom definierte sich über seine Stellung als Mittelmeeremacht. Doch obwohl das Reich schnell wuchs und vor allem dank Caesars und Augustus' imperialen Missionen gewaltige Ausdehnungen erlangte, kam es zu keiner pan-europäischen Aufbruchsstimmung. Dies lag daran, dass das Imperium Romanum gleich alle drei bekannten Kontinente umfasste und aus universalistischer Perspektive mit dem *orbis terrarum* (d. h. der Welt) gleichgesetzt wurde. Darum erklären sich Verweise wie jener auf Rom als Hauptstadt der Welt in Hor. *carm.* 4, 3, 13 oder auf die Zugehörigkeit Afrikas zu Europa in Lucan. *Civ.* 9, 411–420. Aufgrund der universalistischen Perspektive löste sich auch zunehmend die

9 Einen umfassenden Überblick über Europa-Wahrnehmungen von der Antike bis in die Frühe Neuzeit bietet Isabella Walser-Bürgler, *Europe and Europeaness in Early Modern Latin Literature: Fuitne Europa tunc unita?*, Leiden: Brill, 2021, S. 21–116. Darin enthalten sind auch zahlreiche Beispiele von neulateinischen Texten, die im Latein-Unterricht eingesetzt werden können.



Abb. 7: Ptolemäische Weltkarte

griechische Antithese Europa-Asien auf und wich dem Konzept von Rom vs. den Barbaren (d. h. dem Rest der Welt). Texte wie Tacitus' *Germania* stehen als Sinnbild für diese Entwicklung. Als kontinentale Bezugsgröße blieb Europa bei den Römern wertlos. Am Ende des 3. Jh. n. Chr. äußerte sich dies beispielhaft darin, dass Kaiser Diokletian einen der vier Teile der neu gegliederten Provinz Thrakien völlig willkürlich mit dem Namen ‚Europa‘ belegte. Für das Mittelalter galt Ähnliches wie für die Antike. Die Bezeichnung ‚Europa‘ fiel primär im geographischen Bereich, während die Idee eines kontinentalen völkerverbindenden Kollektivs keine Rolle spielte. Symptomatisch für das fehlende Europa-Bewusstsein im Mittelalter ist die fehlende Definition des Begriffs ‚Europa‘ im *Lexikon des Mittelalters*, dem deutsch-

sprachigen Standardnachschlagewerk zur Geschichte und Kultur des Mittelalters. Darin wird der suchende Leser von Lemma zu Lemma weitergeleitet (von ‚Europa‘ in Bd. 4 zu ‚Kontinente‘ in Bd. 5 zu ‚Weltbild, geogr.‘ in Bd. 8), nur um im zweiten Kapitel des Lemmas ‚Weltbild‘ am Ende in wenigen Sätzen geographisch bestimmt zu werden. Zwar lässt sich während der Karolingerzeit ein Aufblühen des Begriffes ‚Europa‘ feststellen, das mit der Expansion des Karolingischen Reiches einherging und erstmals über das geographische Moment hinaus auch politische und ideologische Implikationen aufwies: der Staat und die Kirche einerseits und *Francia* und *Gallia* andererseits sollten mit diesem Begriff erfasst werden. Allerdings darf man dabei nicht vergessen, dass das Karolingische Reich nur einen Bruchteil des gesamten

europäischen Kontinents einschloss (Abb. 8, S. 22) und dass Karl der Große, der (daher gerne fälschlicherweise) als *Pater Europae* bezeichnet wird, nicht in einer zukunftsgerichteten Vision Europa erschaffen, sondern rückwärts blickend das Römische Reich wiederauferstehen lassen wollte. Mit dem Niedergang des Karolingischen Reiches trat auch der nicht-geographische Gebrauch des Europa-Begriffes wieder in den Hintergrund. Mit den Kreuzzügen kam stattdessen ein neuer Begriff auf, der besonders in der Kreuzzugsliteratur und der Historiographie weite Verbreitung fand: *orbis Christianus* bzw. *Christianitas*. Der Glaube wurde nun für die Bewohner des Kontinents zur Bezugsgröße, um die Welt zu ordnen. Doch auch hier ist ein Caveat angebracht: Diese christliche



Abb. 9: Papst Pius II.

Benennung verwies noch nicht auf einen über die Religion definierten kontinentalen Wahrnehmungs-, Erfahrungs- und Handlungsraum. Ein solches supralokales oder supranationales Verständnis hätten die demographischen und feudalistischen Strukturen der Zeit schlicht nicht zugelassen. Loyalität brachte man im Mittelalter in erster Linie dem Landkreis, der Grafschaft, dem Herzogtum und dem Königreich entgegen – die jeweils eben stark christlich geprägt waren. Die Christen, die sich zwischen dem 11. und dem 13. Jahrhundert aufmachten, um das Heilige Land zu erobern, kämpften sozusagen isoliert für ihre jeweiligen christlichen Fürsten bzw. für ihre jeweiligen ‚Heimaten‘. Ein Gemeinschaftssinn kam dabei nie auf, weshalb auch die ab und zu für die Ritter verwendete Formulierung *Europe(enses)* bei genauerer Betrachtung nicht mehr als ein pragmatischer Behelfsbegriff war. Dies bestätigt übrigens auch ein Blick auf die zeitgenössischen arabischen Quellen, die unter der Bezeichnung *Ūrubba* (Europa) zwar die Christenheit meinten, diese aber nicht mit dem europäischen Kontinent, sondern ausschließlich mit der Politik Konstantinopels gleichsetzten.¹⁰ Ein neues Zeitalter brach für Europa schließlich ab dem 15. Jahrhundert an.

¹⁰ Vgl. Nabil Matar, „Ūrubba in Early Modern Arabic Sources“, in: Florian Kläger und Gerd Bayer (Hgg.), *Early Modern Constructions of Europe: Literature, Culture, History*, London 2016, S. 41–56.

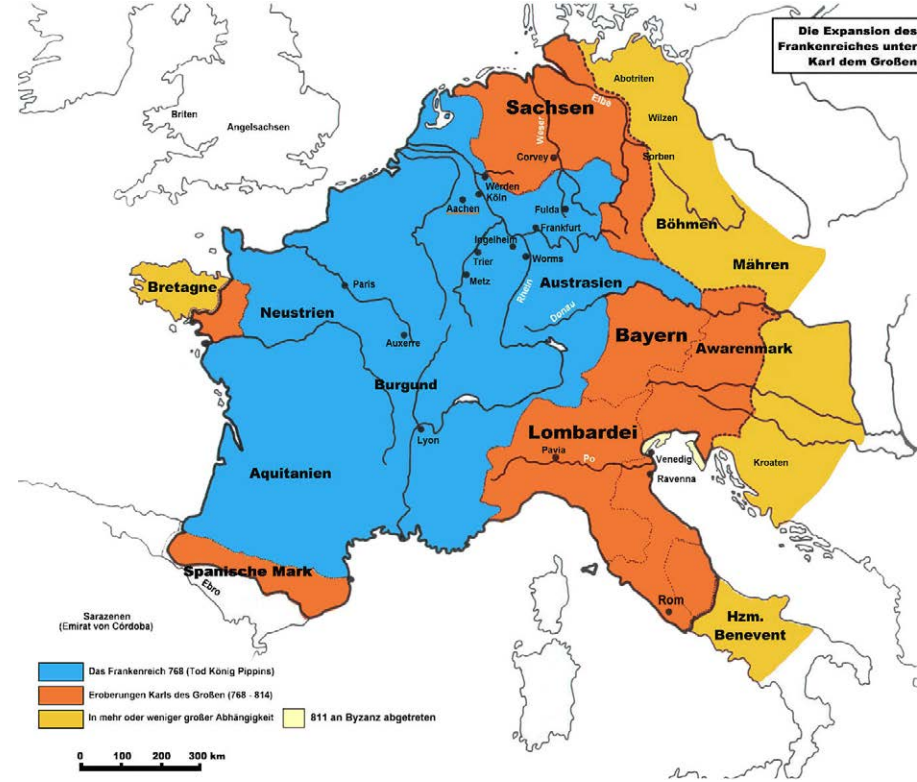


Abb. 8: Karolingerreich

Mit den unzähligen politischen, religiösen, sozialen und wirtschaftlichen Umwälzungen, mit den wissenschaftlichen Neuerungen und geographischen Entdeckungen der Frühen Neuzeit wandelte sich plötzlich auch die Qualität des Europa-Begriffes. Zunächst brach am Ausgang des Mittelalters die Feudalherrschaft weg und eröffnete größere Zugehörigkeitshorizonte; allmählich entstanden im Fahrtwind des Humanismus allorts neue Schulen und Universitäten, die eine europaweit einheitliche Bildung über nationale Grenzen hinweg versprachen; die Erfindung des Buchdrucks führte zu einem neuen Verständnis von Öffentlichkeit; Amerika wurde entdeckt und die Welt damit redimensioniert; die Reformation stellte die seit Jahrhunderten bestehenden Glaubensdogmen erstmals grundsätzlich in Frage; das heliozentrische Weltbild entwurzelte die Menschen in noch nie dagewesener Weise. Weil all diese radikalen Umbrüche, die sich durch sämtliche Gesellschaftsschichten zogen, eine unerbittliche Neuverortung des Menschen in Raum und Zeit erforderten, wurde Europa zu einer der bestimmenden sinn- und identitätsstiftenden Kategorien. Nach fast 2000 Jahren eindimensionalen, geographischen Gebrauchs ohne besonderes ideologisches Gewicht durchbrach das Wort ‚Europa‘ ab 1500 die Schallmauer. Es gab kaum ein anderes Wort, das für die nächsten 300 Jahre derart inflationär gebraucht wurde und eine derartige Wirkung erzeugte. Europa war in aller Munde, was

sich allein nominalistisch in Titeln von zeitgenössischen Drucken niederschlug, die – vom tatsächlichen ‚europäischen Gehalt‘ der Texte ebenso unabhängig wie von der Gattung – nicht mehr ohne ‚Europa‘ auszukommen schienen. Vom Substantiv ‚Europa‘ leitete der italienische Humanist und spätere Papst Pius II., Enea Silvio Piccolomini (Abb. 9), um 1490 in seinem historisch-geographischen Bericht *De Europa* schließlich auch das lateinische Adjektiv *Europaeus* ab, das so im Lauf der Jahrhunderte zur Vorlage für die entsprechenden Adjektive in den europäischen Volkssprachen wurde. Die Rolle, die die lateinische Sprache als Impulsgeberin für den Europa-Diskurs spielte, blieb allerdings nicht auf derlei Wortkreationen beschränkt. Auch im Hinblick auf den Latein-Unterricht ist es wichtig, die Schüler:innen auf die enorme Quellenlage und die damit verbundene Bedeutung des neulateinischen Europa-Diskurses aufmerksam zu machen. Basierend auf ersten Korpusüberblicken dürfte es nämlich eine mindestens vierstellige Anzahl von neulateinischen Texten geben, die Europa diskursiv beleuchten. Zählt man noch all jene Texte hinzu, die sich in einem Kapitel, einem Absatz, einer Fußnote oder ein paar Sätzen und Versen zum Thema äußern, könnten sich die Schätzungen auf zehntausende Texte belaufen. Die Ursache für diese Quellenlage lässt sich auf dreierlei zurückführen: Erstens war Latein eben die ideale, von jegli-

chen Nationalismen losgelöste Sprache, um über Europa zu diskutieren (s. o.). Zweitens blieb der Europa-Diskurs nicht auf bestimmte politisch-diplomatische Gattungen beschränkt, sondern durchdrang gewissermaßen sämtliche Genres der neulateinischen Literatur. Überlegungen zum Ursprung, zum Wesen und zur Vereinigung Europas fanden daher u. a. Eingang in das belletristische Schrifttum (z. B. Roman, Drama, Dialog, Gedichte), in politische, diplomatische, administrative und juristische Schriften (z. B. Fürstenspiegel, Urkunden, Friedensverträge, Gesandtschaftsberichte, staatsrechtliche Traktate, rechtliche Auseinandersetzungen), in private und öffentlichkeitswirksame Texte (z. B. Tagebücher, Stammbücher, Briefe, Gratulationsreden, Antrittsreden, Leichenreden, Deklamationen aller Art), in journalistische Schriften (z. B. wöchentliche Journale, Flugschriften, Flugblätter, Zeitschriften), in das theologische, philosophische und historiographische

Schrifttum (z. B. Genealogien, Fürstenbiographien, konfessionelle Streitschriften, Dialektiklehrbücher), in geographische, kosmographische und ethnographische Schriften (z. B. Reiseberichte, kartographische Werke, Landesbeschreibungen, Völkertafeln) und in wissenschaftliche Texte (z. B. Dissertationen, Handbücher, Forschungspublikationen). Drittens nahm der Europa-Diskurs in Zusammenhang mit den genannten Textsorten und der unterschiedlichen nationalen Herkunft der Autoren eine enorme Vielgestaltigkeit an. Mit anderen Worten: Das, was wir heute als europäische Integration bezeichnen würden, spielte sich auf ganz vielen verschiedenen Ebenen ab. Es gab nicht nur eine einzige oder gar dominante Europa-Vorstellung, sondern viele verschiedene Konzepte eines geeinten Europa bzw. einer europäischen Identität, die einander zum Teil ablösten, zum Teil nebeneinander existierten und sich zum Teil überschneiden. Die wesentlichen

davon sollen im Folgenden schlaglichtartig vorgestellt werden. Konzeptionen von supranationalem Zusammenhalt sehen wir am offensichtlichsten reflektiert auf geographischer Ebene. Dieser geographische Diskurs – oft unterstützt und begleitet von kartographischem Material – kreiste vor allem um die Fragen: Wo verlaufen Europas innere und äußere Grenzen? Welche Länder gehören zu Europa? Was ist das Zentrum des Kontinents, was seine Peripherie – und welche Rollen verbinden sich jeweils damit? Ein bedeutender Schritt für die geographische Europa-Konzeption stellte dabei die ab 1500 einsetzende Kartenproduktion dar, die Europa erstmals unabhängig von Asien und Afrika zeigte – eine bis dato unerhörte Neuerung. Die erste strikt geographische Einzeldarstellung Europas stammt vom deutschen Kartographen Martin Waldseemüller aus dem Jahr 1520 (Abb. 10). Diese nach damaligen Konventionen noch gesüdete Karte kann heute im Innsbru-



Abb. 10: Europakarte von Martin Waldseemüller (gesüdet, 1520)



Abb. 11: Europanetzwerk

cker Zeughaus in voller Pracht bestaunt werden. Auf politischer Ebene wurde europäischer Zusammenhalt als Reaktion auf die Konfessions- und Staatenbildungskriege der Frühen Neuzeit insbesondere auf zwei Ebenen propagiert: Auf der einen Seite machten sich Autoren für die sogenannte Universalmonarchie stark, d. h. für eine mehrere Länder umspannende Hegemonie unter der ‚Oberaufsicht‘ eines Monarchen (meist des deutschen Kaisers oder des französischen Königs, aber auch Schweden und Großbritannien wurden immer wieder als mögliche leitende Großmächte ins Feld geführt). Auf der anderen Seite plädierte man für eine Föderation gleichberechtigter und voneinander unabhängiger Interessensgemeinschaften im Sinn eines frühen Völkerrechts. Es wurde also ein Gleichgewicht der Kräfte angestrebt, in dem kein Staat zu viel Macht akkumulierte. Politische Ideen, wie eine europäische Gemeinschaft aussehen könnte, lassen sich zu guter Letzt aber auch *ex negativo* aus proto-nationalistischen Schriften herauslesen. Erläuterungen zu einem Kontinent der Nationen ohne supranationale Tendenzen geben nämlich implizit Einblicke in die funktionierenden und nicht-funktionierenden Mechanismen kontinentalen Zusammenlebens.

In religiöser Hinsicht kam mit dem Fall Konstantinopels 1453 und dem daraus resultierenden allmählichen Vordringen der Osmanen nach Ost- und Zentraleuropa (eine Klimax stellten die Wiener Türkenbelagerungen von 1529 und 1683 dar) das Konzept von Europa als sogenannte *res publica Christiana* auf. Wann immer dieses Konzept evokiert wurde, galt es, an den Zusammenschluss aller christlichen Völker in Europa über die Grenzen der Kirchen- und Glaubensspaltung hinweg zu appellieren. Um sich vom gemeinsamen Feind abzugrenzen, wurde kurzerhand die Religion zum schlagenden Argument gemacht. Da der Zusammenhalt der europäischen Völker – trotz ansonsten unwägbarer Differenzen – im Kampf gegen die Osmanen auch militärische Kollaboration erforderte, verband sich mit dem religiösen Diskurs gleichzeitig ein politischer. Insgesamt lässt sich festhalten, dass das Konzept von Europa als ‚Heimat der Christenheit‘ bis in die heutige Zeit hinein noch stark nachwirkt (man denke dabei etwa an Parolen à la Thilo Sarrazin), auch wenn es zum letzten Mal offiziell 1815 auf dem Wiener Kongress beschworen wurde, als das katholische Österreich, das protestantische Preußen und das orthodoxe Russland die Heilige Allianz gegen das damals als unheilig und

säkularisiert erklärte Frankreich gründeten. Neben den genannten Konzepten aus den Bereichen der Geographie, Politik und Religion fanden sich darüber hinaus auch Europa-Konzepte auf wirtschaftlicher und rechtlicher Ebene ausformuliert. Darunter fallen etwa all jene Konzepte, die in gemeinsamen Friedens- und Handelsverträgen entworfen wurden, um die Parteien verschiedener Nationen zu gemeinsamen Rechts- und Leistungsansprüchen zu verpflichten. Auf sozialer Ebene entstanden Ideen übernationaler Vereinigung, wenn sich bestimmte gesellschaftliche Schichten oder Berufsgruppen in Abgrenzung zu anderen über ihre nationale Herkunft hinaus miteinander identifizierten und als übernationaler Verband kommunizierten – ein Phänomen, das anhand von Flugschriften und den ersten internationalen Zeitschriften besonders während der Zeit der Bauernkriege, der Reformation und des Dreißigjährigen Krieges beobachtet werden konnte. Auf kultureller Ebene kam es ebenfalls zu europäischen Gesten, wenn die Geschichte oder das antike Erbe als gemeinsamer Nenner verschiedener europäischer Nationen bzw. wenn Europa im Vergleich zum Rest der von den Europäern eroberten und missionierten Welt als Gipfel der Zivilisation definiert wurden. In diesem Kontext entstand die Vorstellung von den heute gerne als Schlagwörter gebrauchten ‚europäischen Werten‘. Auf intellektuell-wissenschaftlicher Ebene organisierte sich Europa über die übernationale virtuelle Gelehrtengeinschaft, die sogenannte *res publica literaria*. Getrieben vom gemeinsamen Ideal der *humanitas* arbeiteten europäische Gelehrte (z. B. Erasmus, Budé oder Leibniz), von nationalen und konfessionellen Divergenzen unbeeindruckt, am geistes- und naturwissenschaftlichen Fortschritt des Kontinents. Als Zeichen ihrer internationalen Aufgeschlossen- und Vernetztheit (Abb. 11) unternahm die Mitglieder dieser Gelehrtengeinschaft nicht nur ausgedehnte Reisen quer durch den gesamten Kontinent, sondern standen auch in eifrigem brieflichem Austausch miteinander, um ihre Studien voranzutreiben. Von diesen Bemühungen zeugen heute die schier unglaublichen Mengen an auf uns gekommenen Briefen. Während von dem selbsternannten Kosmopoliten und Vorzeigehumanisten Erasmus etwa beeindruckende 3.000 Briefe bekannt sind, hinterließ der Universalgelehrte Gottfried Wilhelm Leibniz sogar nicht weniger als knapp 20.000 Briefe. Mit Ausnahme der *res publica literaria* blieben die Diskussionen rund um eine europäische Vereinigung in der Frühen Neuzeit allerdings das, was sie waren:

Konzepte, Ideen, Visionen. Die Umsetzung tatsächlich einigender Maßnahmen musste auf das 20. Jahrhundert und die der Einigung vorausgehenden Katastrophe zweier Weltkriege warten. Als Konzepte waren die frühneuzeitlichen Beiträge zum Europa-Diskurs streng genommen nichts weiter als Deutungen der frühneuzeitlichen Realität bzw. zeitgenössische ‚Geschichten‘ von und über Europa. Wenngleich sie in vielerlei Hinsicht Bezug auf die realen geographischen politischen, religiösen, sozialen und wirtschaftlichen Umstände nahmen, deckten sie sich natürlich objektiv nie mit diesen Wirklichkeiten. Dennoch sind diese Konzepte, wie sie die neulateinische Literatur für die heutigen Leser konserviert hat, nicht als unbrauchbar zu verwerfen. Versuche, eine Wirklichkeit zu schaffen, können eben glücken oder scheitern. In jedem Fall spiegeln die neulateinischen Versuche aber ein Bewusstsein und eine Bereitschaft für die Idee eines geeinten Europa wider; sie lassen Europa als frühneuzeitlichen Erfahrungs- und Handlungsraum vor unserem inneren Auge wiederauferstehen; und nicht zuletzt präsentieren sie uns Europa als tatsächlich in Erscheinung getretene *imagined community* im Sinn von Benedict Andersons Entwurf eines wenn schon nicht gelebten, so doch immerhin gewünschten Kollektivs mit einheitlicher Identität.¹¹

Highlight Reel neulateinischer Europa-Texte

Wer sich die Mühe macht, sich im Detail mit den neulateinischen Europa-Texten auseinanderzusetzen, könnte ganze Jahre damit zubringen. Um v. a. interessierten Lehrer:innen die Arbeit zu erleichtern, folgt zum Abschluss eine kleine Zusammenschau von für den Latein-Unterricht in den oben beschriebenen Modulen besonders geeigneten Europa-Texten. Ein grundsätzlich attraktiver Text, der sich als Einstieg zu einem der konkreten Europa-Module bzw. generell in jedem der genannten Module einsetzen ließe, ist Andrés Lagunas Rede *Europa heautimorumene* (‚Europa, die Selbstquälerin‘; für Schüler:innen einfacher mit *Europa deplorans* zu betiteln).¹² 1543 als Gastvortrag an der Universität Köln vor Studenten, Professoren und kaiserlichen Vertretern gehalten, vereint der spanische

Humanist Laguna in diesem Text auf reizvolle Weise seine literarischen Ambitionen mit seinem Beruf als Arzt. Laguna lässt die personifizierte Königin Europa als kranke, depressive Frau auftreten, die um seinen ärztlichen Rat bittet. Noch zu Beginn der Rede kommt es zu einer Reihe dramatischer Ereignisse: Europa wird ohnmächtig, stirbt beinahe und kann gerade noch rechtzeitig von Laguna wiederbelebt werden. Im Anschluss folgt ein aufreibendes Patientengespräch, aus dem hervorgeht, dass Europas Leid in den Streitigkeiten ihrer Kinder (d. h. der europäischen Fürsten, die um die Vorherrschaft in Europa kämpfen) begründet liegt. Eine anschauliche Stelle dazu findet sich in Europas Klage:

O me matrem infelicissimam, quae prolem plus quam viperinam ediderim, a qua tandem impie discernerer, a qua pessime lacerarer! Concepi qui mea laniarent viscera; genui qui me contererent; lactavi qui me diriperent; fovi qui meum haurirent sanguinem; promovi qui me deicerent, accenderent, labefactarent!

Oh, ich überaus unglückliche Mutter, die ich mehr als Schlangennachwuchs zur Welt gebracht habe, von dem ich schließlich gottlos zerrissen, von dem ich übelst zerfleischt wurde! Ich habe jene geboren, die meine Eingeweide zerfetzten; ich habe jene hervorgebracht, die mich niedertraten; ich habe jene gesäugt, die mich in Stücke rissen; ich habe jene umsorgt, die mein Blut saugten; ich habe jene aufgezogen, die mich zu Boden warfen, mich anzündeten und mich zugrunde richteten!

Am Ende ‚verschreibt‘ Laguna seiner Patientin Europa Kaiser Karl V. als Heilmittel. Im übertragenen Sinn bedeutet das: Laguna stilisiert Europa zu einer Universalmonarchie, einem übernationalen Staatenbund, dessen Vorsteher Karl V. als mächtigster Fürst den internationalen Frieden sichern wird. Mit diesem Verweis auf das Konzept von Europa als Universalmonarchie einerseits und mit der Einführung von Europa als personifizierte Königin rekurriert Laguna auf eine zeitgenössische kartographische Tradition, die erstmals vom Tiroler Kartographen Johannes Putsch umgesetzt wurde: Seine Kaiser Karl V. gewidmete Europa-Karte ist ‚gewestet‘ und zeigt den Kontinent in Form einer Frau, wobei der Kopf mit der Krone für Spanien steht, die Brust (das Herzstück) für das Deutsche Reich, der

rechte Arm mit dem Reichsapfel für Italien und der linke Arm mit dem Zepter, der auch Skandinavien berührt, für Dänemark, während der Körper den Rest Zentral- und Osteuropas abdeckt und der Saum des Kleides entlang der russisch-asiatischen Grenze ausläuft. Bis 2018 glaubte man, dass sich nur ein einziges Exemplar der Karte, eine unkolorierte auf 1537 datierte Version, im Innsbrucker Zeughaus erhalten habe. 2018 kam es im Depot des niederösterreichischen Stadtmuseums Retz jedoch zu einem Sensationsfund, als dort eine kolorierte Version von Putschs *Europa-Regina*-Karte aus dem Jahr 1534 auftauchte – wahrscheinlich der eigentliche Erstdruck (Abb. 12, S. 26).

Ein Text, der sich wunderbar dazu eignet, das Motto der EU ‚Geeint in Vielfalt‘ zu beleuchten, ist das *Icon animorum* (‚Sittenspiegel‘) des Schotten John Barclay aus dem Jahr 1614.¹³ Dieser Text reflektiert mustergültig das Konzept eines Gleichgewichts der europäischen Mächte und zelebriert die Idee kontinentaler Vielfalt. Eine zentrale Textstelle dazu findet sich am Beispiel einer eindrücklichen Analogie zu Beginn von Barclays Europabeschreibung: Er erzählt, wie er selbst eines schönen Tages einen Hügel in Greenwich im Süden von London bestiegen und, oben angekommen, die Umgebung betrachtet habe. Doch – und in dieser Feststellung liegt die Belehrung für den Leser – er konnte sich einfach nicht zu einer Entscheidung durchringen, welche der ihn umgebenden Schönheiten (die Stadt mit ihren roten Dächern, die Hügel mit ihrem wogenden Grün, die Flüsse mit ihrem glitzernden Wasser und den bunten Booten, die Felder, auf denen verschiedenes Vieh graste) die schönste sei. Am Ende kam er zur Konklusion, dass es gerade die Mischung und Vielgestaltigkeit des Gesamtbildes sein müsse, die ihm so sehr den Atem raubten. Vom Thema Vielfalt abgesehen lässt sich Barclays *Icon* zudem vor dem Hintergrund der Brexit-Diskussion lesen – und zwar in gleich zweierlei Hinsicht. Zum einen zeigt sich Barclay, der als Schotte ein Bewohner der britischen Inseln war und die Machtübernahme in Schottland durch Jakob I. auch begrüßte, als sehr wohl zum Kontinent gehörig, indem er sich wiederholt als *Europaeus* bezeichnet. Anders als viele seiner Zeitgenossen, die *Britannia* als in kultureller und wirtschaftlicher Hinsicht vom Rest Europas losgelöst betrachteten, stellt Barclay somit ein betont inklusives

¹³ Ausführliche Informationen zu diesem Text (inkl. Textexzerpte) stehen ebenfalls bereits zur Verfügung: Isabella Walser-Bürgler, „Unitas Multiplex: John Barclay’s Notion of Europe in His *Icon Animorum* (1614)“, in: *History of European Ideas* 43 (2017), S. 533–546.

¹¹ Vgl. Benedict Anderson, *Imagined Communities: Reflections on the Origin and Spread of Nationalism*, London 2006.
¹² Eine umfassende Aufbereitung dieses Textes für mehrere Unterrichtseinheiten findet sich in Isabella Walser-Bürgler, „Andrés Laguna, *Europa heautimorumene* (1543): Europas Klage im Kontext europäischer Bewusstseinsbildung“, in: *Latein Forum* 97/98 (2019), S. 6–24.

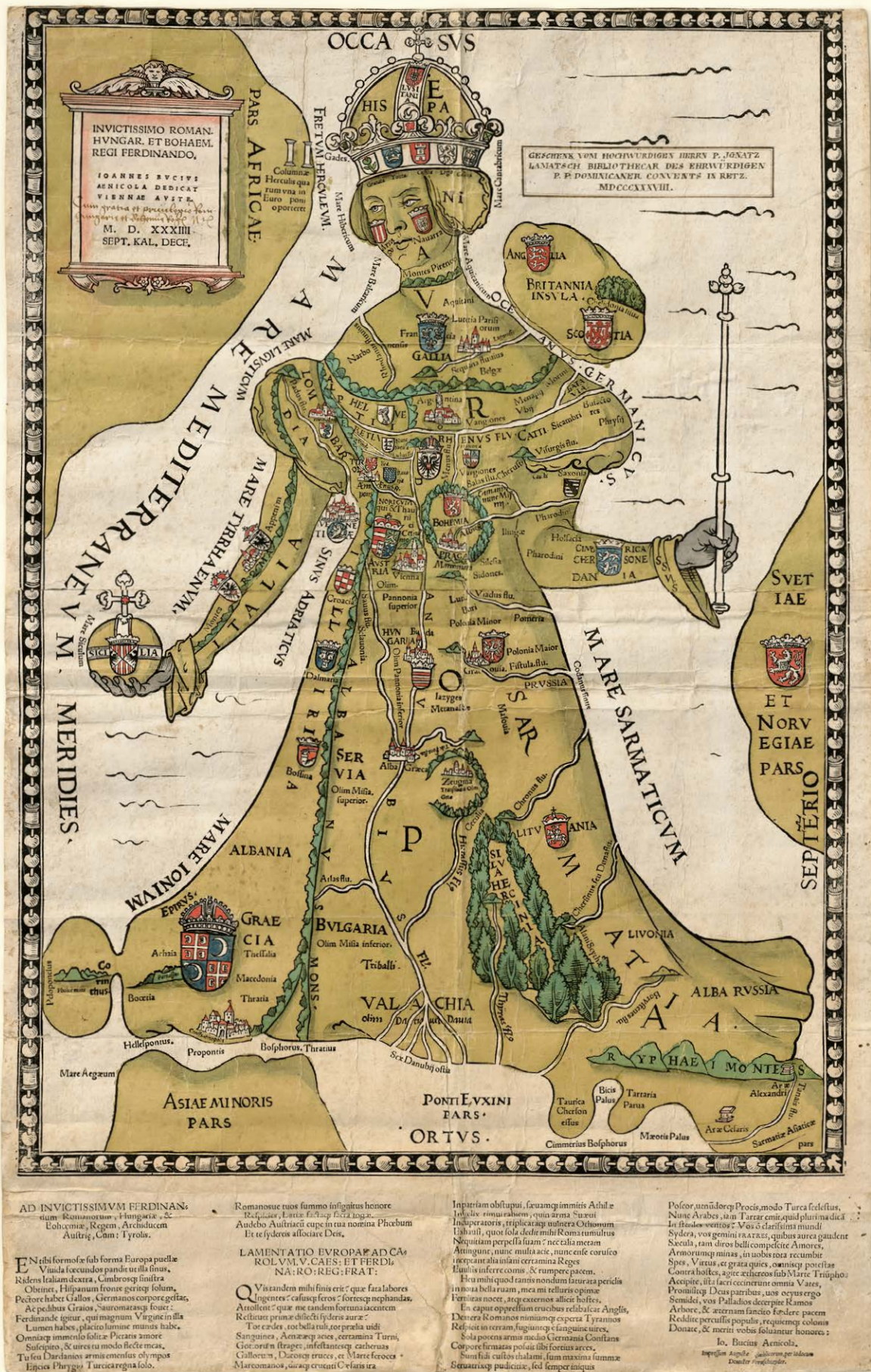


Abb. 12: Retzer „Königin Europa“. Kolorierter Holzschnitt, Augsburg 1534. Entwurf: Johannes Putsch (1516–1542), Ausführung: Jost Denecker (ca. 1485–1548), © Museum Retz

Verständnis seiner Heimat zur Schau. Zum anderen bettet er die britischen Inseln auch dezidiert in den europäischen Wahrnehmungsraum ein, wenn er etwa Britannien mit anderen Inseln des Kontinents wie Sizilien, Kreta oder Zypern vergleicht und die von britischen Philosophen, Mathematikern und Astronomen gewissermaßen für Europa erbrachten Leistungen preist.

Ein weiteres Thema gegenwärtiger Politik, das sich im Latein-Unterricht gut mit dem frühneuzeitlichen Europa-Diskurs verbinden lässt, ist die Flüchtlingskrise in Zusammenhang mit Flüchtlingen aus muslimischen Ländern. Der Gefahr, dass Europa von Muslimen überrannt werden könnte, blickten schon die Humanisten des 15. und 16. Jahrhundert im Angesicht der osmanischen Expansion mit großer Besorgnis entgegen. Ein zentrales Textbeispiel, das es mittlerweile sogar schon in einzelne Lehrbücher geschafft hat, ist die etwa dreistündige Rede *Constantinopolitana clades*, die der Humanist, kaiserliche Kommissar und spätere Papst Enea Silvio Piccolomini auf dem Frankfurter Reichstag am 15. Oktober 1454 gehalten hat.

Darin beschwört Piccolomini die christlichen Mächte Europas, eine europäische Armee zu formieren, um so das christliche Europa, das er konzeptuell sogar explizit als *res publica Christiana* definiert, vor der anstehenden ‚Islamisierung‘ zu bewahren. Piccolominis Rede ist in der Klasse – wo womöglich auch noch muslimische Schüler:innen drinsitzen – natürlich mit großer Sorgsamkeit zu lesen, da seine Argumentationshaltung zum Teil stark an die menschenverachtenden Parolen heutiger rechtspopulistischer Parteien erinnert. Für die Zukunft würde es sich vielleicht daher eher anbieten, Auszüge aus Piccolominis *Epistola ad Mahumetem* (Brief an Mehmed II., 1461) in den Unterricht zu integrieren. Dabei handelt es sich um einen reinen Kunstbrief (d. h. kein echtes Briefdokument), in dem Piccolomini dem Sultan wie in seiner Rede zwar das geschlossene christliche Europa als verteidigende Kraft gegenübergestellt, gleichzeitig aber diplomatisch auf Augenhöhe mit ihm zu verhandeln sucht. Als Schlüsselstelle des Textes gilt Piccolominis Öffnung des europäischen Kulturdiskurses, ein großzügiges Zugeständnis an den Sultan, im Zuge dessen er die christliche und die muslimische Kultur als auf denselben Fundamenten ruhend betrachtet.

Zu guter Letzt sei ein kleiner Ausblick auf das in den Medien zur Zeit vorherrschende politische Thema des Ukraine-Krieges gegeben. Bislang wurde Fragen rund um die Identität der Ruthenen (d. h. der frühneuzeitlichen Ukrainer:innen) nur wenig

nachgegangen. Bereits nach kurzer Beschäftigung fanden sich allerdings gleich zahlreiche neulateinische Texte, die die ukrainische Identität und Geschichte in einen europäischen Rahmen gießen und in Abgrenzung zur russischen Identität und Geschichte propagieren. Auszüge aus diesen Texten wären ein idealer Anhaltspunkt für weiterführende Diskussionen zum Thema Ukraine-Russland im Latein-Unterricht, zumal seit dem Frühjahr ja auch viele ukrainische Schüler:innen westeuropäische Schulen besuchen. Bei zwei empfehlenswerten Texten handelt es sich jeweils um epische Gedichte aus der Ukraine bzw. über die Ukraine. Das erste, ein bukolisches Gedicht mit dem Titel *Roxolania* (‚Ukraine‘; 1584; Abb. 13) von Sebastian Klonowicz, besingt zunächst die Ukraine. Im Anschluss ruft der Dichter die Musen mit dem Argument zu sich in

die Ukraine, dass sie dort ein Italien und den westlichen Zentren des Humanismus ebenbürtiges Zuhause finden würden. Die Ukraine wird damit auf kultureller Ebene in ein westeuropäisches Schema eingefasst. Im zweiten Gedicht, Iwan Dombrowskijs *Camoenae Borysthenides* (‚Dnepr-Musen‘; ca. 1620), eine kurze Geschichte der Ukraine in 729 Versen, wird die ostslawische Welt – mit Kiew als Zentrum – von Russland als Invasor abgegrenzt und stattdessen über punktuelle Verbindungslinien in den Westen mit der europäischen Geschichte verwoben. Mit all diesen Texten ist eine Brücke zur Gegenwart geschlagen, auf die Befürworter:innen des Latein-Unterrichts zukünftig gern verweisen dürfen, wenn es wieder darum geht, die Relevanz des Latein-Unterrichts zu untermauern. ■

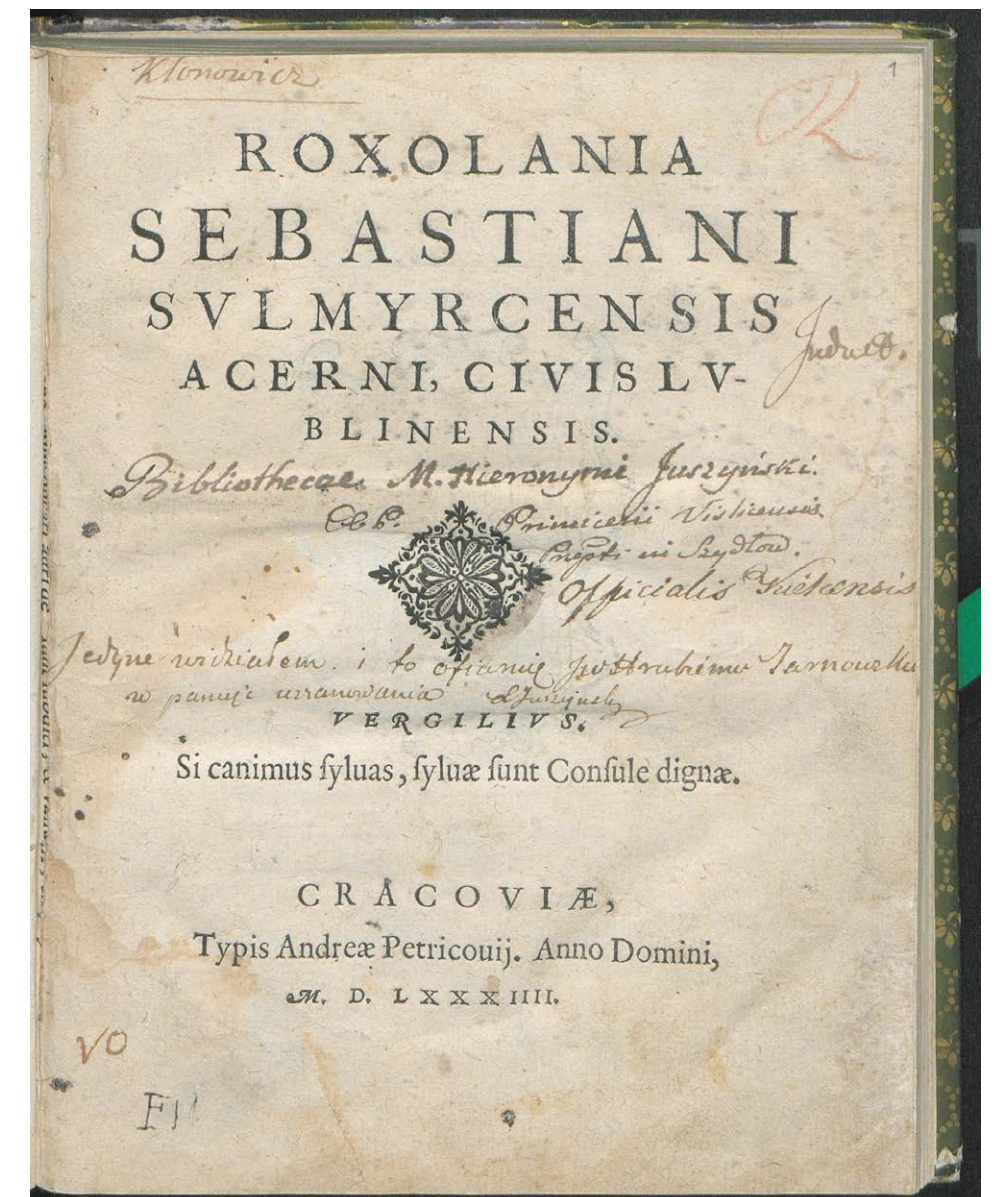


Abb. 13: Titelblatt des bukolischen Gedichts *Roxolania* von S. Klonowicz

Für den Freund der Antike

100 Jahre Sammlung Tusculum

Niklas Holzberg

Einer der beiden derzeitigen Herausgeber der seit 2014 im Verlag De Gruyter erscheinenden Sammlung Tusculum, selbst Autor von mittlerweile 17 Bänden, erzählt die Geschichte der Buchreihe von 1923 bis 2023 und reflektiert darüber, was man heute von der zweisprachigen Ausgabe eines antiken Textes erwarten sollte.

Als Ernst Heimeran (1902–1955) im Jahre 1947 das Publizieren von zweisprachigen Ausgaben griechischer und lateinischer Texte in seinem Münchner Verlag mit der 2. Auflage von (Ps.-)Plutarchs *Kinderzucht* wiederaufnahm, blickte er in einem kurzen Nachwort unter der Überschrift „Vor 25 Jahren“ (S. 104) auf die Entstehung der Buchreihe zurück. Er hatte Ostern 1923 auf Anregung Franz Burgers (1880–1933), seines einstigen Geschichtslehrers am Münchner Alten Realgymnasium (heute Oskar-von-Miller-Gymnasium), „noch unmündig“, wie er schreibt, die Nr. 1 der *Tusculum-Bücher* – so hieß die Sammlung bis 1946/47, dann bis Ende 1980 *Tusculum-Bücherei* – im Selbstverlag erscheinen lassen. Dabei handelte es sich um die *Oden* und *Epoden* des Horaz, die Burger „nach Theodor Kayser und F. O. von Nordenflycht“ edierte. Das Oktavbändchen mit Buchschmuck von einem der engsten Freunde Heimerans, dem Schriftsteller Ernst Penzoldt (1892–1955), erlebte bis 1954 sechs Auflagen und, 1957 mit Wilhelm Schönes 1934 neu herausgekommener Bilingue der *Satiren* und *Epoden* vereint, weitere elf Nachdrucke bis 1993, so dass gleich Band 1 der Reihe der größte Erfolg wurde. Diese Erstgeburt war also, wie Heimeran sich in *Büchermachen. Geschichte eines Verlegers von ihm selbst erzählt* (München 1947) erinnert, mit Recht „von einem hymnisch ausartenden Triclinium der nächsten Freunde im mit Matratzen ausgelegten Verlagsbüro“ gefeiert worden: „Burger thronte auf dem kissenbepolsterten Schreibtisch und redete nur noch griechisch; antike Öllampen brannten bis zum Morgengrauen; der Wein floß in Strömen. Es war Heidelbeerwein, aus finanztechnischen Gründen in Chiantiflaschen umgefüllt, und künstlerisch als Cäcuber und Falerner etikettiert“ (S. 27).

Allein schon aus diesen Zeilen lässt sich erschließen, dass Heimeran das Produ-



Ernst Heimeran und Ernst Penzoldt 1927 bei gemeinsamer Schreibearbeit in der Hütte auf der Kogeltalm

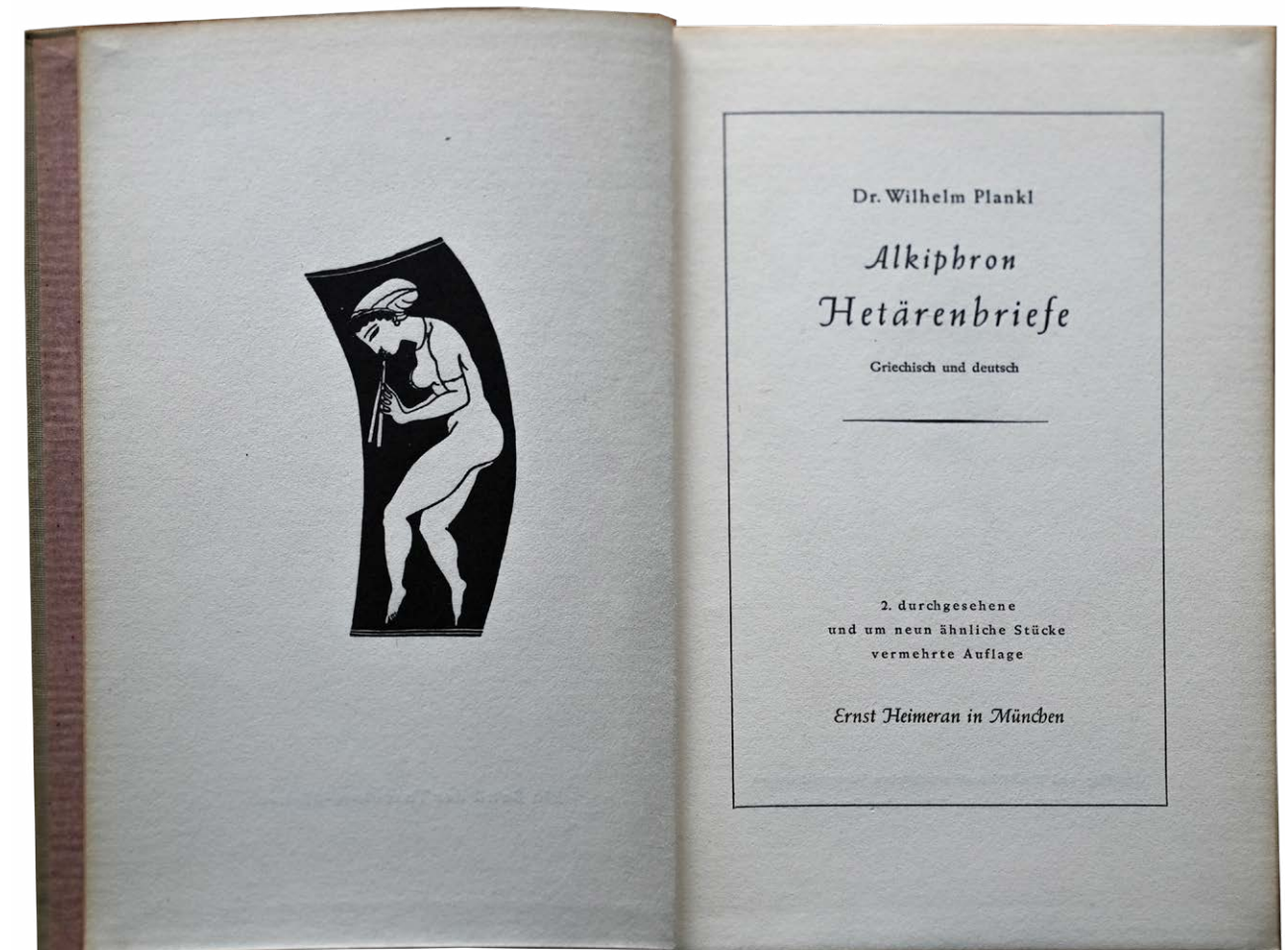
zieren von Bilinguen als die Aktion eines Liebhabers von literarischen Werken des klassischen Altertums betrachtete, bei der er nicht mit finanziellem Gewinn rechnen konnte. Er wusste, dass, wie er in *Kinderzucht* S. 104 schreibt, „Textausgaben mit Übersetzung [...] damals in Deutschland wissenschaftlich und pädagogisch verpönt und so wenig marktfähig“ waren, „daß sich berufenere Verlage nicht daran wagten“ (S. 104). Aber obwohl der am 25. Oktober 1922 gegründete Verlag, in dem auch noch andere Bücher als die Bilinguen gemacht wurden, als Einmannbetrieb startete, dem lediglich ein einziges Zimmer in Münchens Dietlindenstraße 14, dem Wohnhaus von Heimerans Eltern, zur Verfügung stand, obwohl das Gründungskapital nicht mehr als 20 000 Inflationsmark (in Gold 25 Mark) betrug, und obwohl der Verleger während des Büchermachens noch studierte und promovierte sowie in einer Buchhandlung am Englischen Garten volantierte, brachte er von 1923 bis 1926 zwölf *Tusculum-Bücher* in je 2000 Exemplaren heraus, von denen zwei, der Horaz und Ovids *Liebeskunst*, bereits 1927 als „5.–7. Tausend“ in die 2. Auflage gingen. Bis 1933 erschienen nur zwei weitere Bändchen (1931 und 1932), wahrschein-

lich, weil Heimeran ab 1928 zur Redaktion der *Münchner Neuesten Nachrichten* gehörte. Doch er und mehrere andere Mitarbeiter wurden im April 1933 auf Heinrich Himmlers Befehl, den – so Heimeran – „zwei in unbehagliches Schwarz uniformierte Männer der politischen Polizei“ vollstreckten, gegen Nazis ausgetauscht (*Büchermachen* S. 47). Deshalb entschloss sich der Griechen- und Römerfan, dem „[v]on einem Klassiker [...] jedes Wort heilig“ war (S. 26), „Berufsverleger“ (S. 49) zu werden, und so gelang es ihm dank eifriger Werbetätigkeit und Herumreisen als sein eigener Verlagsvertreter, die Produktion von *Tusculum-Büchern* erheblich zu steigern, so dass bis Kriegsbeginn außer sieben Nachdrucken elf neue Bände und 1939–1945 sogar 21 neue Bände und 36 Nachdrucke erschienen. Man könnte meinen, die nicht geringe Zahl von 75 während des sogenannten „Dritten Reiches“ aus dem Verlag hervorgegangenen *Tusculum-Büchern* sei durch eine letztlich doch positive Haltung Heimerans gegenüber den braunen Machthabern ermöglicht worden. Aber davon kann keine Rede sein. Gewiss, es mag heute irritieren, wenn es im Anhang zu den *Oden* und *Epoden* in der zweiten Auflage von 1927 über

Horaz heißt: „Er wurde in der guteils von Juden bewohnten süditalienischen Stadt Venusia geboren [...] Er ist Romane. Man soll den Apfelbaum nicht tadeln, weil er keine Birnen trägt“ (S. 132f.). Aber diese Art von ganz selbstverständlich artikuliertem Rassismus entsprach längst dem Menschenbild sehr vieler Deutscher, ohne dass diesen auch nur der Gedanke an den Wunsch nach etwas so Bestialischem wie Auschwitz gekommen wäre. Spezifisch faschistisch formuliert ist das also nicht, und betrachtet man die Titel der 1934–1945 erschienenen Bilinguen, lassen sie besondere Berücksichtigung von Werken, die für die Verherrlichung von Germanentum und Krieg hätten instrumentalisiert werden können, nicht erkennen. Die *Germania* des Tacitus, deren Übersetzer chauvinistisch, aber deshalb noch nicht nationalsozialistisch behauptet, es gebe „in der Literatur des Abendlandes keine Schrift von so geringem Umfang, die eine solche weltgeschichtliche Bedeutung“ besitze wie dieses *opusculum* (S. 5), kam 1932 heraus, war daher sicher schon vorbereitet worden, als man die „Machtergreifung“ nicht ahnen konnte, und als „völkisch“ wäre allenfalls der *Waltharius* von 1934 einzustufen, aber

germanisches Heldentum wird in dem Kurzepos gerade nicht glorifiziert. Demgegenüber fällt auf, dass im ersten Kriegsjahr mit der in den *Goldenen Eseln* des Apuleius eingelegten Erzählung von Amor und Psyche, dem Epyllion *Hero und Leander* des Musaios und Ovids *Briefen der Leidenschaft* (*Heroides*) erotische Texte erschienen, deren Lektüre in Gymnasien und Universitäten damals undenkbar gewesen wäre und aus denen man angesichts des zeitlichen Kontextes heute ein leises „make love, not war!“ des Verlegers heraushören könnte. Mit allen drei Operaknöpfe Heimeran an eine früh begonnene Tradition an: 1923–1925 erschienen außer Ovids *Liebeskunst*, in der Burger die von dem Übersetzer Wilhelm Hertzberg ausgelassenen obszönen Passagen ergänzt hatte, die *Hetärenbriefe* Alkiphrons und die Gedichtsammlung Catulls. Bei Betrachtung der für die *Tusculum-Bücher* von 1923 bis 1945 ausgewählten griechischen und römischen Werke glaube ich eines deutlich zu sehen: Ein großer Teil sollte von den im zeitgenössischen altsprachlichen Schulunterricht bevorzugten „Klassikern“, die spätestens seit dem 19. Jahrhundert für Erziehung von Jugendlichen im

Ungeist des Nationalismus und Militarismus missbraucht wurden – z. B. die Reden des Demosthenes oder Caesars *Bellum Gallicum* –, gewissermaßen ablenken und Freude an literarischen Diskursen wecken, die Pauker wie „Professor Unrat“ in Heinrich Manns gleichnamigem Roman von ihren Eleven fernhielten. Eines der ersten Verzeichnisse bereits lieferbarer Bände, dasjenige in Lukians *Tod des Peregrinos* von 1925, trägt den Titel „Übersicht über bisherige Erscheinungen für den Freund der Antike“ (S. 26), und damit dürfte nicht zuletzt der „Freund“ gemeint sein, der gern auch einmal die nicht im Kanon der Schullektüre enthaltenen griechischen und römischen Texte liest. Ist es Zufall, dass im Kriegsjahr 1941, in dem das von deutschen Truppen kontrollierte Gebiet seinen größten Umfang erreichte, zum Thema „militärische Auseinandersetzung“ ausgerechnet die *Ilias*-Parodie *Froschmäusekrieg* als *Tusculum-Buch* gedruckt wurde sowie Sallusts *Verschwörung des Catilina*, welche Ciceros energisches Vorgehen gegen den Verschwörer als Abwehr eines Politikers darstellt, der diktatorische Macht anstrebt? Eigentlich sollten die Anhänger des

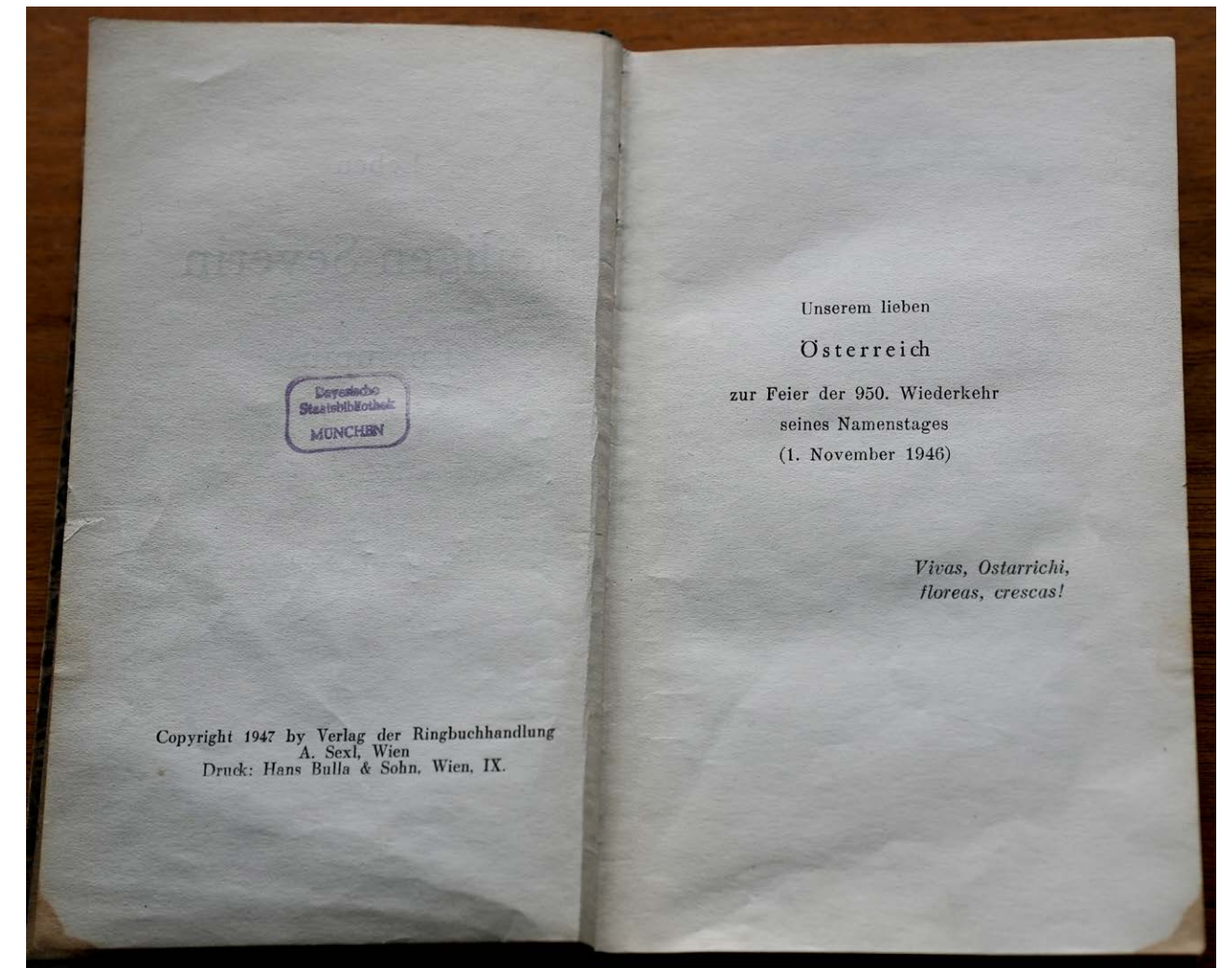


Bd. 8 der Tusculum-Bücher von 1925 mit Titelvignette von Ernst Penzoldt

Nationalsozialismus es mit Rücksicht auf den zweiten Teil dieses Begriffs gutgeheißen haben, dass das Konzept der Reihe *Tusculum-Bücher* entgegen dem von den Nazis gehassten bürgerlich-konservativen Elitarismus der Humanisten, die Bilinguen antiker Klassiker ablehnten, sich nunmehr auch an die nicht zum Graecum und Großen Latinum geführten Absolventen neu-sprachlicher und naturwissenschaftlicher Gymnasien wandte. Freilich hätten Hitlers Gefolgsleute die Beschränkung auf Texte fordern müssen, die man am leichtesten im Sinne der faschistischen Ideologie interpretieren kann. Aber solche finden sich unter den ab 1934 verlegten Bänden, wie gesagt, gar nicht. Es entzieht sich unserer Kenntnis, ob in Heimeran diesbezügliche Erwartungen gesetzt wurden, die er zu ignorieren wagte, oder ob die Nazis ihn mit seiner Präferenz der Werke, die mit dem modernen Terminus „Belletristik“ charakterisiert werden könnte, einfach gewähren ließen, weil sie die Überwachung der Lektüre antiker Literatur außerhalb des gymnasialen Griechisch- und Lateinunterrichts

nicht für notwendig hielten. Wie dem auch sei – für mich ist es bemerkenswert, dass während des Krieges die *Liebeskunst* zum fünften und sechsten Mal, der Alkiphron zum dritten und vierten Mal und der Catull zum zweiten und dritten Mal aufgelegt wurde. Denn ich denke dabei unwillkürlich an den 53 v. Chr. bei Carrhae gefallenen römischen Soldaten, in dessen Gepäck die Parther laut Plutarchs Vita des Crassus (Kap. 32, 5) ein Exemplar der derb-erotischen *Milesiaka* des Aristeides fanden, worauf sie ihre Verachtung der Leser solcher Art von Literatur als Weichlinge bekundeten. Zum Thema „Heimeran 1939–1945“ enthält *Büchermachen* einen einzigen Satz: „Den Kriegsjahren hatte der Verlag und der Verleger seinen Tribut zu entrichten, so daß es im Jahre 1947 wieder von vorne anzufangen galt“ (S. 50). In München erfolgte das mit der bereits erwähnten *Kinderzucht*, in deren Nachwort sich Heimeran kurz zum Neubeginn äußert. Unmittelbar vorher waren drei Bände, 1946 Lukians *Hetärengespräche* und

1947 Parthenios, *Liebesleiden* sowie die 4. Auflage der *Charaktere* Theophrasts, alle drei von dem Österreicher Wilhelm Plankl übersetzt, in Verbindung mit dem Verlag Anna Sexls in Wien erschienen: der Lukian in München, da auf dem Titelblatt „Bei Heimeran. Für Österreich: Ringbuchhandlung, A. Sexl, Wien“ steht, die beiden anderen aber nur in Wien; hier wird als Verlag allein Sexl genannt. Dazu kam es, wie der Wiener Verlagshistoriker Murray G. Hall mir freundlicherweise erklärte, weil Heimeran, der davon erfahren hatte, dass die Wiener Druckereien besser intakt waren als die Münchner, auf der Suche nach Zugang zu Papier für Lizenzausgaben an Sexl geriet, die sich gerade bemühte, einen wissenschaftlichen Verlag zu gründen. Sie übernahm dann auch die *Tusculum-Bücher* in Lizenz, warb aber nur für den Parthenios und den Theophrast. Neben zwei von den drei Plankl-Bänden brachte Sexl 1946 noch eine weitere Bilingue im selben Format heraus: Eugippius, *Leben des heiligen Severin*, das Johannes Saltzwedel, der Autor einer Bibliographie der *Samm-*



Widmung in Eugippius, *Leben des heiligen Severin*, übersetzt von Mauriz Schuster

Seite 22 Anzeiger für den Buch-, Kunst- und Musikalienhandel Nr. 13

Zwei Neuauflagen für die Freunde der Antike werden in den nächsten Tagen ausgeliefert:

<p>Parthenios Liebesabenteuer Griechisch und deutsch Herausgegeben von Dr. Wilhelm Plankl 108 Seiten, auf holzfreiem Papier, 8^o kart. S 12[—]</p> <p>36 Sagen von unglücklicher Liebe, die nicht im „Schwab“ stehen — eine bisher wenig bekannte Sammlung griechischer Liebesagen</p>	<p>Theophrast Charaktere Griechisch und deutsch Herausgegeben von Dr. Wilhelm Plankl 94 Seiten, auf holzfreiem Papier, 8^o kart. S 12[—]</p> <p>Die etwa um 319 erschienenen „Charaktere“ haben Theophrast zum Ahnherrn der wissenschaftlichen Charakterologie gemacht. Sie haben zweieinviertel Jahrtausende überdauert und sind in alle Kultursprachen übersetzt worden</p>
--	---

Bestellverfahren

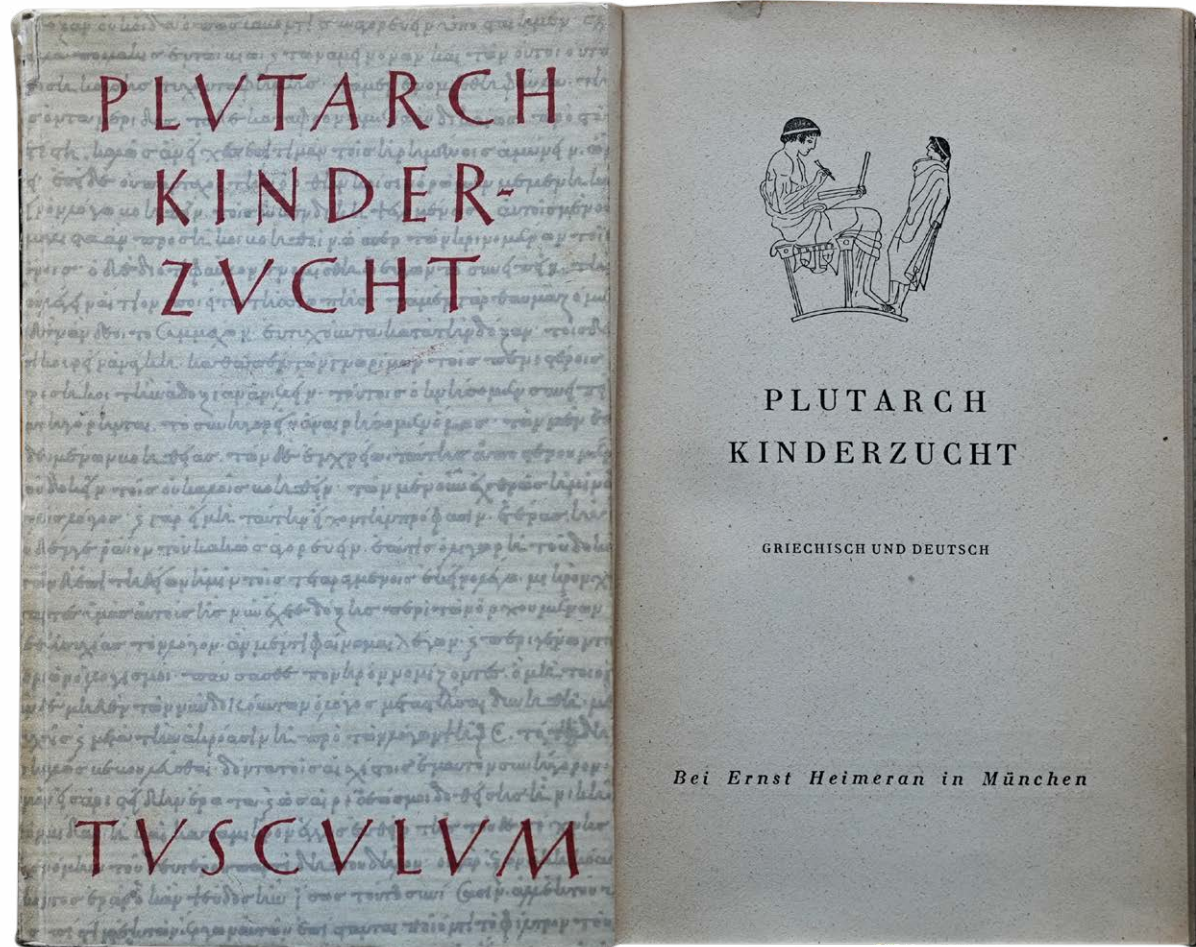
VERLAG DER RINGBUCHHANDLUNG A. SEXL · WIEN

Anzeige für Parthenios und Theophrast (1947)

lung *Tusculum* (2013; www.venturus.de), meines Erachtens mit Recht ebenfalls der Reihe zuordnet (S. 15), obwohl das Titelblatt dies nicht bestätigt. Der Herausgeber Mauriz Schuster, Altphilologe und Autor des Wörterbuchs *Alt-Wienerisch* (1951), wollte offenbar durch die Publikation der kleinen Schrift, die „als eine der bedeutendsten Frühquellen für die Geschichte und Kulturgeschichte Österreichs“ gilt (S. 5), seine Freude über die Befreiung seines Landes von den Nazis demonstrieren; dafür spricht auch seine patriotische Widmung an den regenerierten Staat, die als solche vermutlich einzigartig ist. Heimeran blieb dem bisherigen Konzept der Reihe, die von nun an *Tusculum-Bücherei* hieß, in der Nachkriegszeit zunächst treu. Er hatte, weil er die antike Literatur in Taschenbüchern präsentieren wollte, überwiegend nicht allzu umfangreiche Bände im Format 17,7 x 11,2 cm, keine größeren Werkeditionen, sondern ausgewählte Texte verschiedener Gesamtœuvres herausgebracht, z. B. die *Medea* des Euripides (1941), das *Gastmahl* Platons (1926) und Martial in Auswahl (1939); lediglich zwei-

mal erschienen *Opera omnia*, aber nur zwei kleine Gedichtsammlungen, der *Liber Catulli* (1925) und das *Corpus Tibullianum* (1940). Bilinguen einzelner *auctores* machen das Gros der Reihe bis 1947 aus, aber dazu gesellten sich ab und zu Anthologien einerseits zu bestimmten Themen wie *Antike Weisheit für moderne Menschen* (1931) und *Der Arzt im Altertum* (1938), andererseits Zusammenstellungen von Texten einer bestimmten Gattung wie *Antike Briefe* (1935), *Pompeianische Wandinschriften* und *Griechische Gedichte* (beide 1936). Bände solcher Art erschienen bis in jüngere Zeit in den auf Heimeran folgenden Verlagen, zuletzt *Antike Kritik an der Stoa* (2014), aber selten. Eine weitere zwischen 1923 und 1947 begründete Tradition, die sich bis in die Gegenwart fortsetzte, besteht darin, dass neben den nicht-christlichen Werken des griechisch-römischen Altertums sehr wenige Opera christlicher Autoren, sowohl antiker als auch Mittellateinisch bzw. Byzantinisch schreibender, in die Reihe aufgenommen wurden. Die erste Gruppe hat von 1951 bis 2018 fünf Titel aufzuweisen, darunter

Augustins *Confessiones* (2004), die zweite von 1953 bis 2020 acht Titel, zuletzt den *Ysengrimus* und das *Rechenbuch* des Maximus Planudes (beide 2020). Neulateinisches fand bisher keine Aufnahme, obwohl sehr viele deutschsprachige Altphilologen sich heute ganz der Edition und Erforschung dieser artifiziellen Latinität widmen. Gegenüber den bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs und kurz danach publizierten *Tusculum-Büchern* brachte die oben erwähnte zweite Auflage der *Kinderzucht* von 1947 eine Neuerung, die bis zur Auflösung des Heimeran-Verlags am 31.12.1980 und darüber hinaus bis 2009 beibehalten wurde: Zunächst den Einband und dann regelmäßig den Schutzumschlag (den Einband dagegen nicht mehr) illustrierte durchgehend das Faksimile eines Abschnitts aus einer byzantinischen Handschrift für die Bilinguen griechischer Autoren und das Faksimile eines Abschnitts aus einer mittelalterlichen lateinischen Handschrift für die Bilinguen römischer Autoren. Vorher waren Schutzumschlag und Einband immer wieder anders bebil-



Plutarch, Kinderzucht, 2. Aufl. 1947 mit der neuen Cover-Illustration

dert worden, meist von Ernst Penzoldt, der zudem die Bücher mit Zeichnungen schmückte, die *Liebeskunst* von 1923 sogar achtmal jeweils ganzseitig. Jetzt dagegen gab es nur noch den „Blick in den Kodex“, und das sollte wohl den Übergang zu stärker wissenschaftlich ausgerichteten Bänden symbolisieren. Schon vom zweiten Jahr der Heimeran'schen Nachkriegsaktivitäten an entwickelte sich zügig die *Tusculum-Bücherei*, die nicht allein dem „Freund der Antike“, also Liebhabern, zum Begriff wurde, sondern denkbar breiten Kreisen derer, die sich mit Texten der griechischen und römischen Literatur auseinandersetzen. Denn mit Homers *Ilias* von 1948, übertragen von Hans Rupé, der 1951 die *Homerischen Hymnen* und 1955 die *Odysee* folgten, beide von Anton Weiher verdeutscht, konnte der Verlag erstmals *Opera omnia* größeren Umfangs anbieten, und das wiederholte sich von jetzt an mehrfach. In den fünfziger Jahren des 20. Jahrhunderts, in deren erster Hälfte Ernst Heimeran noch tätig war – er starb am 31. Mai 1955 – erlebte die *Tusculum-Bücherei* eine wahre Blütezeit. Denn jetzt erschienen neun Bände, die zu sehr beliebten Klassikern deutscher Übertragungen

antiker Klassiker wurden und meistens hohe Auflagenzahlen erreichten:

- 1950 Sallust, *Werke und Schriften* (Wilhelm Schöne, 6. Aufl. 1980);
- 1951 Cicero, *Gespräche in Tusculum*, das Werk, dem die Reihe ihren Namen verdankt (Olof Gigon, 8. Aufl. 2011);
- 1952 Ovids *Metamorphosen* (Ernst Rösch, 14. Aufl. 1996);
- 1954 Sappho (Max Treu, 8. Aufl. 1991);
- 1956 Ovid, *Liebesgedichte* (Richard Harder/Walter Marg, 7. Aufl. 1992);
- 1958 Vergils *Aeneis* (Johannes und Maria Götte, 10. Aufl. 2002), denen 1949 in einem einzigen Band *Bucolica* und *Georgica* zusammen mit dem Ps.-Vergil *Catalepton*, später erweitert durch die von Karl Bayer edierten Vergil-Viten, vorausgegangen waren (Johannes Götte, 9. Aufl. 1995);
- Apuleius, *Der goldene Esel* (Edward Brandt/Wilhelm Ehlers, 6. Aufl. 2012);

- 1959 Aischylos, *Tragödien und Fragmente* (Oskar Werner, 7. Aufl. 2011);
- Tacitus, *Historien* (Josef Borst, 7. Aufl. 2010).

Einer Blütezeit konnten sich in den späten Vierzigerjahren und den Fünfzigern in Deutschland auch die beiden alten Sprachen als Schulfächer erfreuen. Der Grund dafür dürfte sein, dass man sich nach der Barbarei der Nazis wieder auf abendländische Werte besann und der Nachkriegsjugend als deren herausragende Repräsentanten wieder Männer wie Sokrates und Cicero vor Augen hielt. In der satirischen BBC-TV-Serie *Yes Minister* wird, was sich hier geistesgeschichtlich vorübergehend abspielte, von dem Staatssekretär Humphrey Appleby sarkastisch auf den Punkt gebracht, als sein Minister ihn fragt, warum die Germans der Europäischen Union beigetreten seien: „To cleanse themselves of genocide and apply for readmission to the human race.“ In Bayern ging die schulische Renaissance eines eigentlich überholten humanistischen Bildungsideals

sogar so weit, dass bis in die späten sechziger Jahre am Humanistischen Gymnasium mit Latein begonnen wurde, Griechisch im vierten Jahr dazukam, dann erst Englisch im sechsten, und diese Sprache, die heute an Höheren Schulen fast wichtiger ist als Deutsch, konnte schon nach drei Jahren abgewählt werden! Außerdem publizierte Hans Zinsmeister 1954 für den Griechischunterricht an bayerischen Gymnasien eine Laut- und Formenlehre, die mit ständigem Blick auf Sprachgeschichte und indogermanische Sprachfamilie verfasst, in unserer Zeit selbst für Griechischstudenten höherer Semester zu anspruchsvoll wäre. Zu einem solchen „Nachkriegshumanismus“ passte es, dass nun so viele *Tusculum-Bücher* erschienen, die große Klassiker erschlossen und von Philologen herausgegeben waren, die damals höchste Ansprüche erfüllten. Und diese Bände stellten viele Griechisch- und Lateinlehrer in ihr Regal.

Doch bereits in den sechziger Jahren meldeten sich in Deutschland mehr und mehr Pädagogen zu Wort, welche die Alten Sprachen als Schulfächer problematisierten und bewirkten, dass der „Nachkriegshumanismus“ allmählich seinen Einfluss auf die Jugendziehung und -ausbildung verlor. Aber schwerlich ist dadurch bedingt, dass von 1960 bis 1970 weniger Klassiker der Verdeutschung antiker Werke in der *Tusculum-Bücherei* herauskamen als 1948–1959; dafür gab es vermutlich verlagsinterne Gründe, die mit dem frühen Tod Ernst Heimerans in Zusammenhang gestanden haben könnten. Hervorzuheben sind aus jener Zeit folgende Bände:

- 1962 Caesar, *Gallischer Krieg* (Georg Doringner, 8. Aufl. 1986);
- 1963 Herodot, *Historien* (Josef Feix, 7. Aufl. 2006);
- 1964 Cicero, *An seine Freunde* (Helmut Kasten, 6. Aufl. 2004);
- 1965 Petron, *Schelmenszenen* (Konrad Müller/Wilhelm Ehlers, 5. Aufl. 2004), das einzige *Tusculum*-Buch, dessen Originaltext lange Zeit als allein zuverlässig ediert und zitierfähig galt; Sophokles, *Tragödien und Fragmente* (Wilhelm Willige, 6. Aufl. 2007);
- 1968 Plinius d. J., *Briefe* (Helmut Kasten, 8. Aufl. 1968);
- 1970 Augustus, *Meine Taten* (Ekkehard Weber, 7. Aufl. 2015) als Ersatz für die Bilingue Ferdinand Gottankas von 1943 (4. Aufl. 1953).

Noch in den fünfziger Jahren hatte der Heimeran-Verlag erstmals eine Gesamtausgabe zu publizieren gewagt, die mehr als zwei Bände umfasste: die 16 Bücher der Epigrammsammlung *Anthologia Graeca* in vier Bänden, übersetzt von Hermann Beckby (1957/58 und 1965). Bis kurz nach der Auflösung des Verlags folgten vollständig die von Otto Veh verdeutschten Werke Prokops in 5 Bänden, erschienen von 1961 bis 1977, und 1972–1981 Euripides, *Sämtliche Tragödien und Fragmente* in 6 Bänden (Ernst Buschor). Von den vier Verlagen, welche nach dem 31.12.1980 die Bilinguenreihe sukzessive übernahmen, wurden in 43 Jahren nur viermal *opera omnia* in mehreren Bänden neu produziert und einmal begonnen, aber alle sind Standardausgaben:

- Columella, *Zwölf Bücher über die Landwirtschaft* in 3 Bänden (Will Richter, 1981–1993);
- Livius, *Römische Geschichte* in 11 Bänden (Hans Jürgen Hillen), von Heimeran 1974 angefangen und durch Artemis & Winkler 2000 beendet;
- Plinius d. Ä., *Naturkunde* in 32 Bänden, herausgegeben von mehreren Autoren, 1973 bei Heimeran angefangen und 2004 bei Artemis & Winkler abgeschlossen;
- Die *Biblia Sacra Vulgata* in 5 Bänden von drei Übersetzern 2018 bei De Gruyter; diese Ausgabe bestellte bald nach der Veröffentlichung Papst Franziskus für sich;
- Lukian, *Sämtliche Werke*, besorgt von Peter von Möllendorff; bisher Band 1 und 2 2021 und 2023.

Von 1971 bis 1980 verlegte Heimeran 34 neue Bände, von denen aber 19 zu den genannten Gesamtausgaben gehörten und die Hälfte der anderen 15 nur je eine Auflage erlebte. Die Zeit der „klassischen“ Bilinguen innerhalb der Heimeran'schen *Tusculum-Bücher* war vorbei, der Verlag brachte fast dreimal so viele Neuauflagen wie Neuerscheinungen heraus, und am Anfang des Jahres 1981 ging die Reihe, die künftig *Sammlung Tusculum* hieß, an Artemis & Winkler in Zürich über. Die Bände wurden bis 1993 in dessen Münchner Filiale lektoriert, 1994/95 in Zürich, 1995–2009 in Düsseldorf im Patmos Verlag, in den Artemis & Winkler unter Beibehaltung des Namens übergegangen war, 2010 in Mannheim im Bibliographischen Institut, das wiederum Patmos übernommen hatte, und Ende die-

ses Jahres wurde die Reihe eingestellt. Das betraf mich insofern persönlich, als ich, seit 1985 für Artemis & Winkler übersetzerisch aktiv, gerade etwa die Hälfte einer neuen Petron-Bilingue erarbeitet hatte und fürchten musste, dass ich sie nicht würde vollenden können. Aber schon nach etwa einem halben Jahr ermöglichte der Berliner Akademie Verlag der *Sammlung Tusculum* einen Wiederbeginn, und sie wurde, nachdem diese Firma 2013 in den ebenfalls in Berlin ansässigen Verlag De Gruyter integriert worden war, weitergeführt. Während der 30 Jahre, in denen Artemis & Winkler die Reihe betreute, vollzog sich in der Klassischen Philologie ein gravierender Wandel. Bis in die siebziger Jahre dominierten in dem Fach, in dem immer noch deutschsprachige Gräzisten und Latinisten eine herausragende Rolle spielten, beim Umgang mit antiken Schriften Textkritik, Quellenpositivismus und biographische Interpretation, die z. B. in der Dichtung nicht zwischen lyrischem Ich und realem Autor unterscheidet. Doch spätestens seit Mitte der achtziger Jahre setzten sich, von Großbritannien, Italien und den USA ausgehend, mehr und mehr Interpretationsmethoden der modernen Literaturwissenschaft durch, die Deutungsaspekten wie Intertextualität und metapoetischer Selbstreflexivität besonderes Gewicht beimessen. Da die bei Heimeran erschienenen *Tusculum-Bücher* ganz dem Geist der älteren Klassischen Philologie verpflichtet sind, war zu hoffen, dass die innovativen Erkenntnisse der ausländischen Kollegen, zu denen z. B. eine Gruppe von „New Latinists“ gehörte, in künftigen Neuerscheinungen und Neuauflagen berücksichtigt würden.

Man kann durchaus sagen, dass sich bereits die Lektoren bei Artemis & Winkler um eine „Tusculum-Reform“ bemühten. Allerdings war eine solche dadurch erschwert, dass im deutschen Sprachraum sehr wenige Hochschuldozenten, die sich beim Übertragen eines Autors auf dem jüngsten Forschungsstand befinden würden, für diese Tätigkeit zu gewinnen sind. Bei der überwiegenden Majorität der *Tusculum*-Übersetzer handelt es sich um Griechisch- und Lateinlehrer, die unter den Konditionen des heutigen Schulbetriebs im Gegensatz zu ihren pädagogisch kaum geforderten Vorgängern zu wenig Zeit haben, informiert durch die *Année philologique*, sich die neuen Untersuchungen zu beschaffen und durchzuarbeiten; auch pensionierten Studienräten, die immer wieder Texte verdeutschen, fehlen dazu meist die Voraussetzungen. Die Lektoren von Artemis & Winkler sorgten für die Modernisierung der *Sammlung Tusculum* durch drei Neuerungen:

1. veranlassten sie, dass mehrere Werke neu übersetzt wurden;
2. beauftragten sie Philologen, die sich gerade mit einem bestimmten antiken Autor beschäftigten, von Heimeran verlegte Übersetzungen zu überarbeiten und sowohl eine moderne Einführung beizugeben als auch die Erläuterungen zu erweitern; in manchen Heimeran'schen *Tusculum-Büchern* war beides meist relativ kurz gefasst oder gar nicht enthalten. So bot auch noch 1980 die 14. Auflage von Ovids *Liebeskunst* keine Einführung, und die, welche man in der 10. Auflage der *Metamorphosen* von 1983 bis zur 11. von 1988 lesen konnte – damals vollzog sich in den USA und Italien nahezu eine „Revolution“ in der Interpretation dieses Textes –, hatte Hans Färber auf 6 Seiten beschränkt, und sie war, seit 1952 immer wieder nachgedruckt, vollkommen veraltet;
3. wurden in die *Sammlung Tusculum* Ausgaben überführt, die aus der von Artemis & Winkler publizierten *Bibliothek der Alten Welt* stammen; dafür wurde, da in den Bänden überwiegend nur der deutsche Text gedruckt ist, das Original hinzugefügt, die Übersetzung ebenfalls überarbeitet sowie Einführung und Erläuterungen, wenn vorhanden, modernisiert, wenn nicht, ergänzt.

Durch neue Übertragungen ersetzt wurden zwischen 1981 und 2013, also in der Zeit, bevor De Gruyter die *Sammlung Tusculum* übernahm, 32 von denjenigen, die Heimeran herausgebracht hatte. Das ist fast ein Viertel der 133 Neuerscheinungen der Reihe bei Artemis & Winkler und dem Akademie Verlag, von denen 20 neue Versionen der vorher in der *Bibliothek der Alten Welt* enthaltenen Bände waren, darunter die von Manfred Fuhrmann verdeutschten Reden Ciceros in acht Bänden; diese darf man den oben genannten Gesamteditionen hinzurechnen. Da ich selbst in jenen 32 Jahren zur *Sammlung Tusculum* fünf Bände beitrug, die ich als moderne Alternativen zu den älteren fünf Bänden der *Tusculum-Bücherei* konzipierte, möchte ich nicht aus dem Glashauss mit Steinen werfen, indem ich mich kritisch zu den übrigen 27 neu gemachten Bilinguen äußere. Stattdessen erlaube ich mir, etwas zu meiner Herausgeber- und Übersetzertätigkeit zu sagen. Ich begann 1985 mit Ovids *Liebeskunst*, mit der ich die Nachfolge der erstmals 1923 herausgekommenen und dreizehnmal nachgedruckten Ver-



Ovid, *Fasti*, 3. Aufl. von 2006 und 4. Aufl. von 2012

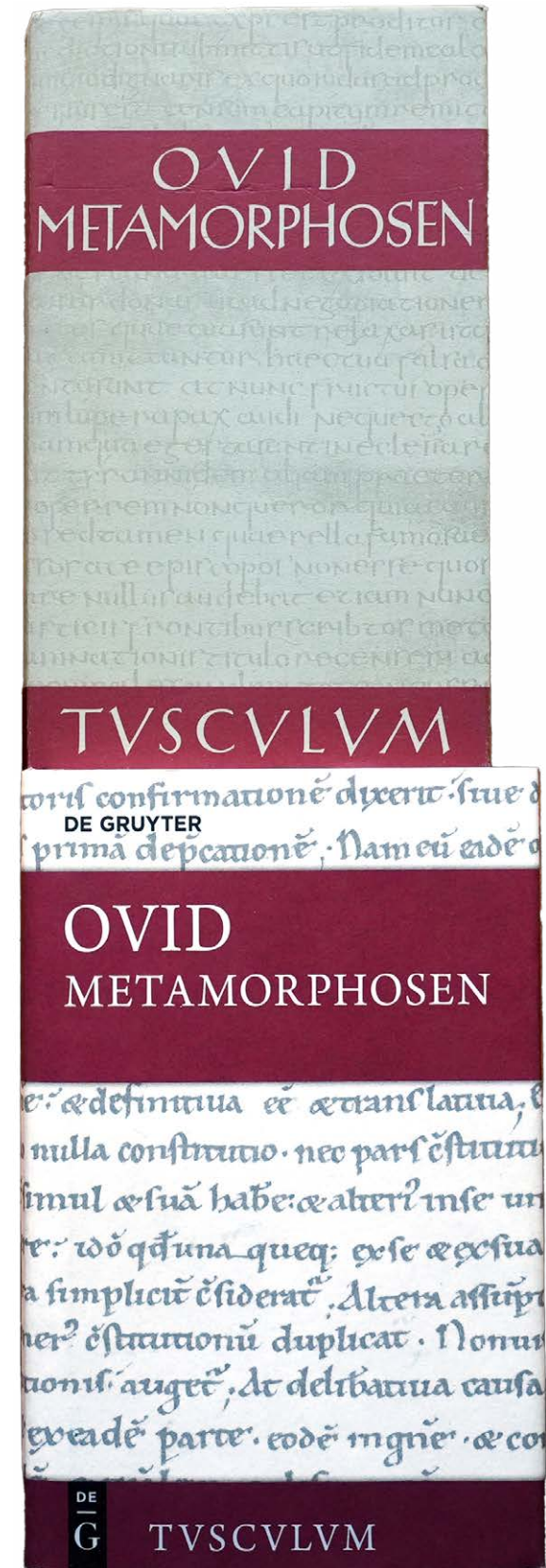
deutschung Wilhelm Hertzbergs von 1854 in der Bearbeitung Franz Burgers antrat. Bei der Transformation der lateinischen elegischen Distichen in deutsche – ich übersetzte wie Hertzberg/Burger metrisch, weil dadurch der besondere Charakter eines Lehrgedichts gewahrt blieb – war mir zweierlei wichtig. Zum einen sollte trotz des Verszwangs auf der rechten Seite möglichst wörtlich stehen, was die linke vorgab, zum anderen vermied ich Lexeme der klassizistischen Übersetzersprache, die seit der Goethezeit überlebt hatten. Mag 1985 noch mancher z. B. gewusst haben, dass „Schnur“ auch „Schwiegertochter“ bedeutet und „beut“ eine alte Form von „bietet“ ist, kann man davon heute nicht mehr ausgehen. Meine beiden Prinzipien habe ich in meinen metrischen Verdeutschungen von Ovids *Remedia amoris* (1991), *Fasti* (1995) und *Amores* (1999) aufrechterhalten. Für Catull (2009) war aber nun doch mindestens im Bereich der Polymetra (1–60) sowie der Gedichte 61 und 63 eine Prosaübertragung verlangt. Denn alle seine Versmaße außer Hexameter und Pentameter widersetzten sich, wenn optimale Wörtlichkeit angestrebt ist, zu hartnäckig der Verwandlung in das entsprechende deutsche Metrum. Hinzu kam die überfällige Notwendigkeit, dass die vielen Obszönitäten, die zum Teil in sehr ordinärer Sprache artikuliert sind, *ad verbum* verdeutscht würden. Um ein Beispiel zu geben: In 32,7f. wünscht der Sprecher sich von einer *puella*, sie möge ihm in ihrem Bett *novem continuas fututiones* bescheren. In dem *Tusculum-Buch*

von 1925 wählte Wilhelm Schöne für den Hendekasyllabus, den die drei Wörter bilden, den Elfsilber „neun fortlaufende Liebesopfergüsse“, und Werner Eisenhut in dem *Tusculum-Buch* von 1956, das bis 2000 siebenmal nachgedruckt wurde, („sei vorbereitet, dass wir es neunmal schaffen ohne Pause“. Beides entspricht aber nicht dem Original, sondern dort erhofft Catulls poetisches Ich sich „neun ununterbrochene Fickereien“ (was man zufällig auch als Elfsilbler lesen kann). Die Scheu vor Wörtlichkeit beim Verdeutschen erotischer Texte, durch die sich Michael von Albrecht in der Reclam-Bilingue allen Ernstes zu „neun Seligkeiten“ getrieben sah, war in Heimerans Zeiten auch dadurch bedingt, dass man die Sexualität der Griechen und Römer bis dahin kaum erforscht hatte und dass viele brave Schulmeister der Nachkriegszeit vielleicht gar nicht nachvollziehen konnten, was auf antiken Liebeslagern alles ablief und welche Bezeichnungen es dafür gab. Vermutlich stand beides auch Konrad Müller und Wilhelm Ehlers im Weg, als sie ihre Bilingue von Petrons *Satyrica* erarbeiteten (1965). Dort erzählt Trimalchio in 51,5 von dem Erfinder des unzerbrechlichen Glases, der es dem Kaiser präsentiert: *putabat se coleum Iovis tenere*. Müller, offenbar von dem Wort für „Hoden“ geschockt, konjizierte *solium* („Thron“), und Ehlers verdeutschte viel zu frei sowie ohne Rücksicht darauf, dass es sich um einen nicht-christlichen Text handelt, mit „er glaubte, der Herrgott persönlich zu sein“. Was Trimalchio aber unzweifelhaft sagt, ist: „Er glaubte, Jupiter am Sack zu halten“.

Als ich 2013, nachdem ich inzwischen auch Tibull in Prosa übertragen hatte (2011) – damit folgte ich den metrischen Verdeutschungen in den *Tusculum-Büchern* Werner Fraustadts (1940) und Wilhelm Williges (1960) –, meinen Petron für den Akademie Verlag zu Ende führen durfte, legte ich nun endgültig eine denkbar wörtliche Übertragung vor. Ich meine, dass das in unserer Zeit unbedingt notwendig ist. Ehlers mit seiner an der Diktion deutscher Schelmenromane und somit stärker an der Zielsprache als am lateinischen Original orientierten Verdeutschung konnte 1965, als Latein noch höchst gründlich gelernt wurde, mit Lesern rechnen, denen ohne Weiteres klar war, dass „Er glaubte der Herrgott persönlich zu sein“ als Wieder-gabe von *putabat se solium Iovis tenere* für wortwörtliches „Er glaubte, den Thron Jupiters innezuhaben“ steht. Das gilt ganz und gar nicht mehr. Wer heute das Große Latinum ablegt – und dies wird von Neuphilologen, für die literarische Werke wie die *Satyrica* interessant sind, nicht wie früher als Voraussetzung für ihr Studium verlangt –, verfügt in der Regel nicht über wirklich solide Sprachkenntnisse, und solche werden auch von den meisten Latinistikstudenten nicht erworben. Deshalb muss meines Erachtens eine Bilingue in unserer Zeit ermöglichen, dass der Blick „von rechts nach links“ bequem das Pendant zu einer schwierigen Stelle des deutschen Textes im Lateinischen orten und die Grammatik nachvollziehen kann. Mein Petron war wie schon vorher der Tibull in einen Schutzzumschlag gehüllt, der aussah wie die Schachteln mit Ware aus einem Sanitätshaus. Patmos hatte 2009 die „pietätlose Umgestaltung des gewohnten Äußeren“, wie Saltzwedel es treffend ausdrückt (S. 3), vorgenommen und der Akademie Verlag beibehalten. Doch De Gruyter kehrte gleich nach der Übernahme der *Sammlung Tusculum* zurück zum traditionellen Schutzzumschlag, der jetzt besonders kunstvoll gestaltet ist. Bisher hatten die Bände verschiedene Farben, doch offenbar in „verkehrter“ Analogie zu den Bänden der *Bibliotheca Teubneriana*, in der die griechischen rot und die lateinischen blau sind, werden in der *Sammlung Tusculum* die „Griechen“ hellblau und die „Römer“ dunkelrot umhüllt. Diese äußere Gestalt haben nun auch alle 1923–2013 erschienenen *Tusculum*-Bände in digitalisierter Form, die als Book on Demand bequem erhältlich sind. Das dürfte erklären, warum in den zehn Jahren seit der Integration der Reihe in das Verlagsprogramm nur drei Bände neu aufgelegt wurden, und das in den ersten beiden Jahren (*Amores* 2014, Sueton 2014 und *Res gestae divi Augusti* 2015). Dem stehen 51 Neuer-

scheinungen gegenüber, und elf davon sind neue Fassungen von Bilinguen, die als *Tusculum*-Bände bei Heimeran und Artemis & Winkler herauskamen. Elf davon stammen von mir: Vergil, *Aeneis* (2015), Vergil, *Bucolica/Georgica* (2016), Ovid, *Metamorphosen* (2017), Horaz, *Sämtliche Werke*, Phaedrus, *Fabeln* (2018); Babrios, *Fabeln, Leben und Fabeln Äsops* (2021), *Carmina Priapea* (2021), Avian/Romulus (2022), Persius (2022) und Apuleius, *Der goldene Esel* (2023). Die in Hexametern verfassten Dichtungen Vergils und Ovids sowie die jambischen Senare des Phaedrus übersetzte ich wieder in das entsprechende deutsche Versmaß, weil ich in allen vier Fällen für wichtig erachte, dass heutige Leser, von denen viele kaum ein Verhältnis zu Metrik auch in unserer Sprache haben, eine gewisse Vorstellung von der Poesie der besonders berühmten Originale bekommen sollen. Alle Bände sind wie die älteren bei Artemis & Winkler durch Einführungen erschlossen, die in Anknüpfung an jüngste Forschungsarbeiten moderne Interpretationsansätze vermitteln. *Leben und Fabeln Äsops* legt außer der *Collectio Augustana* erstmals die fiktionale Vita des Fabelerzählers zweisprachig vor. Das hätten Artemis & Winkler, Patmos und Bibliographisches Institut sowie der Akademie Verlag kaum ermöglicht, da bei den Planungssitzungen Bilinguen, für die man einen schlechten Absatz befürchtete, stets von der Vorschlagsliste gestrichen wurden. Die Publikationspolitik des Verlags De Gruyter ist für die *Sammlung Tusculum* zum Glück eine ganz andere. Bereits ein kurzer Blick auf die seit 2014 erschienenen 56 neuen Bände zeigt, dass sich nur 14 Bilinguen von Werken unter ihnen befinden, die allgemein bekannt sind, davon drei, die heute im Gymnasium gelesen werden; alle übrigen Bände außer den fünf der *Vulgata* wären vorher schwerlich verlegt worden. Besonders wenig beachteten Opera wie Theophrast, *Wind und Wetter* und Aineias, *Stadtverteidigung* hat Kai Brodersen sich verdienstvollerweise gewidmet und damit Kulturhistorikern antike Fachschriften bequem zugänglich gemacht, zu denen es keine oder nur veraltete Verdeutschungen gab; 18 Texte dieser Kategorie legte er bisher vor. Die *Sammlung Tusculum* ist also auf neuen Wegen zur Tradierung der antiken Literatur, und dazu passt eine Änderung an der Gestalt der Bände, die anders als die (zurückgenommene) Änderung des Schutzzumschlages wohlbegründet ist: Seit dem Erscheinen meiner Bilingue von Ovids *Metamorphosen* im Jahre 2017 sind, weil manche meiner deutschen Hexameter durch ihre Länge einen Zeilenumbruch erfordern, die Bände in der Breite um

einen Zentimeter gestreckt. Möge das auch eine ständige Erweiterung der 100 Jahre alten Buchreihe symbolisieren. ■



Ovid, *Metamorphosen* (Rösch), 11. Auflage 1988 und 1. Auflage 2017 (Holzberg)

En iterum, fluctus, similes audite querellas

Eine VWA über die Metamorphosen der Ariadne bei Ovid

Vanessa Nosavich

Der Ariadne-Mythos wird in vier Werken Ovids aufgegriffen, von denen ich drei für meine Vorwissenschaftliche Arbeit herangezogen habe, um sie miteinander zu vergleichen und zu verknüpfen, sodass ersichtlich wird, wie der Autor Ariadne literarisch inszeniert, zu welchen poetologischen Verwandlungen dies führt und inwiefern dabei Bezüge zu unserer Gegenwart hergestellt werden können. Meine Arbeit und somit auch dieser Artikel sind ein Versuch, der Stimme von Ariadne an Kraft zu verleihen, um eine weitere Welle an Aufmerksamkeit für sie auszulösen.

Ariadne ist die Tochter des kretischen Königs Minos und seiner Frau Pasiphae, die eines Tages für die Habgier und Respektlosigkeit ihres Mannes von Poseidon bestraft wird. Der Gott hat nämlich dafür gesorgt, dass Pasiphae eine unstillbare Lust für einen prachtvollen Stier empfindet und mit diesem Ehebruch begeht, worauf sie den Minotaurus, der halb Mensch, halb Stier ist, zur Welt bringt. Das Wesen wird aufgrund seiner Bedrohlichkeit in ein von Daedalus gebautes Labyrinth gesperrt, in welches nach Minos erfolgreichem Feldzug gegen die Athener, als Tribut alle neun Jahre jeweils sieben junge Frauen und sieben junge Männer gebracht werden, um dem Minotaurus geopfert zu werden. Damit dieses Grauen ein Ende findet, meldet sich Theseus, Sohn des Königs von Athen, freiwillig, als einer dieser Ausgewählten nach Kreta zu reisen. Als er schließlich dort ankommt, verliebt sich Ariadne augenblicklich in ihn. Da es unmöglich ist, aus dem Labyrinth selbstständig wieder herauszufinden, gibt sie ihm ein Fadenknäuel mit auf den Weg, das er abwickelt, um so nach dem Kampf wieder zurückfinden zu können. Dieser rettende Faden ist bis heute als „Ariadne-Faden“ bekannt. Nachdem der Plan aufgegangen ist, verspricht Theseus Ariadne, sie mit nach Athen zu nehmen und dort zu heiraten. Die beiden fliehen und legen auf der Reise einen Zwischenstopp auf Dia, dem späteren Naxos, ein, wo Theseus Ariadne mitten in der Nacht und ohne Vorwarnung, während sie schläft, zurücklässt. Als sie erwacht und Theseus' Schiff davonschiffen sieht, bricht sie in schmerzliche Klagen aus, bis Dionysos mit seinem Gefolge

auf Naxos ankommt und sie von der Insel wegbringt. Er macht sie zu seiner Frau und schenkt ihr Unsterblichkeit. Als Hochzeitsgeschenk gibt ihr Venus eine von Hephästos geschaffene goldene Krone, aus der später das Sternbild Corona Borealis wird.

Die erste Textstelle, auf die ich mich beziehe, ist in den *Heroides* zu finden. Dabei handelt es sich um eine fiktive Briefsammlung, in der sich mythologische Heldinnen an ihre abwesenden Liebhaber wenden – in diesem Fall schreibt im 10. Brief Ariadne an Theseus, gleich nachdem er sie nachts auf Naxos völlig allein zurückgelassen hat. Voller Verzweiflung nimmt sie somit den Stift in die Hand und verschafft ihrer Stimme Raum. Sie kann ihre Figur dank der Briefsituation selbst darstellen und präsentiert sich dabei als Opfer, wobei sie auch ihre Umgebung unbezieht. Beispielsweise lässt sie die Felsen ihre Klagen widerhallen und das unruhige Meer ihren inneren Zustand repräsentieren. Gleichzeitig macht sie auch äußere Einflüsse und Gegenstände wie den Wind oder das Bett für den Verrat von Theseus verantwortlich, um damit ihre Opferrolle zu bekräftigen.

„perfide, pars nostri, lectule, maior ubi est? Quid faciam? quo sola ferar? vacat insula cultu (Heroides, 10, 58–59)

Ariadne beschreibt sich ständig an der Schwelle des Todes, indem sie entweder vor Kälte fast erfriert oder kurz davor ist, von einem Löwen gefressen zu werden. Dieser Zustand ist jedoch nicht nur auf physischer, sondern auch auf literarischer Ebene zu verstehen. Ariadne hat sich nämlich gerade noch im Theseus-Mythos befunden, und da sie nun von ihm, der Hauptfigur, verlassen worden ist, befürchtet sie ihren literarischen Tod. Aussichtslos fragt sie sich *quid faciam?* – wobei es nun naheläge, dass sie alles machen würde, um dieser schwierigen Situation zu entkommen. Dem ist jedoch nicht so. Sie ist nämlich trotz ihrer Angst nicht bereit, sich dem elegischen *servitium amoris* zu unterwerfen, möchte also nicht Sklavin der Liebe sein, und will nicht ihre Identität und ihren Namen für Theseus aufgeben. Am Schluss des Briefes begegnet sie Theseus sogar auf Augenhöhe, indem sie ihm



Ariadne verlassen auf Naxos, Angelika Kauffmann (1741–1807)

die Hände entgegenstreckt und ihn zur Rückkehr auffordert. Selbst wenn es dann schon zu spät für sie sein sollte, wird er ihr dadurch zumindest die letzte Ehre erweisen und ihre Gebeine vergraben. Damit stellt sie ihre Würde und gewollte Emanzipation noch ein letztes Mal unter Beweis.

Diese Selbstbestimmung ist ihr in der *Ars amatoria* jedoch nicht gegeben. Da es sich hier um ein Lehrgedicht über die Liebe handelt, spricht nicht mehr Ariadne für sich, sondern der *praeceptor*, also die lehrerhafte Stimme, die jungen Römer:innen die Kunst der Liebe erklärt. Durch diesen männlichen Blick liegt der Fokus nicht mehr auf Ariadnes Stimme und Leid, sondern auf ihrem „charmanten“ Aussehen. Wenn er beispielsweise über ihre Tränen spricht, merkt er, anstatt Mitleid zu zeigen, lieber an, dass diese ihrer Schönheit keinen Abbruch tun würden, wodurch er sie zu einem Objekt der Begierde reduziert, dessen Emotionen keine Rolle spielen. Als er der Figur Ariadne dann doch kurz eine Stimme gibt, wird sie gleich vom Gefolge des Bacchus unterbrochen und übertönt.

„quid mihi fiet? ait; sonuerunt cymbala toto litore et attonita tympana pulsa manu. (Ars amatoria, 1, 537–538)

In den *Heroides*, in denen sie die aktiv handelnde Person gewesen ist, fragt sich Ariadne *quid faciam?* (59), während sie in der *Ars* zum passiven Objekt wird und sich nun die Frage *quid mihi fiet?* stellen muss, wodurch gezeigt wird, dass ihr Schicksal nun in fremden Händen liegt. Die Unterbrechung ihrer Worte ist einerseits eine amüsante Art, ihre Frage zu beantworten,

andererseits wird sie damit ihrer Stimme und der dazugehörigen Macht der Selbstdarstellung beraubt. Ihre Klagen werden somit nicht mehr wie in den *Heroides* von der Umgebung verstärkt und verbreitet, sondern immens übertrumpft. Ariadne bekommt bei dieser Überwältigung große Angst und gerät erneut in einen kritischen Zustand. Ihr Leid wird jedoch durch Humor relativiert, da der *praeceptor* das Gefolge mit eher harmlosen Bildern beschreibt, wie mit dem betrunkenen Silen, der vom Esel fällt. Dadurch wird ihre Angst als übertrieben und lächerlich dargestellt, hingegen die Gewalt, dass Bacchus sie überwältigt und zur Frau machen will, romantisiert. Dass Ariadne sich nämlich davor sträubt, diesen Gott zu heiraten, wird oft als hinter Scham versteckte Lust interpretiert, wobei Bacchus die Rolle des insgeheim Begehrten einnimmt. Für den/die Leser:in kann es deshalb schwer sein, toxisches Verhalten zu erkennen, wenn der Missbrauchstäter nicht als Bösewicht, sondern romantischer Held dargestellt wird. Dadurch wird er schließlich als Held präsentiert, der die Frau in Not rettet, während Ariadnes Angst und Widerwillen kleingeredet werden. Diese Rollenkonstellation und die fehlende Rücksicht auf Ariadnes Willen sind auch in den *Fasti* zu finden. In diesem Lehrgedicht über die Festtage spricht erneut ein männlicher Erzähler, der im Hinblick auf den 8. März von der Entstehung der Corona Borealis erzählt. Im Mythos ist dabei schon etwas Zeit vergangen. Ariadne ist mittlerweile tatsächlich die Frau von Bacchus, jedoch scheint sie an ihrem Ehemann zu zweifeln, einen Ehebruch vermutend. Sie begibt sich wieder auf den Strand und befindet sich erneut in der Rolle der Klagenden:

„en iterum, fluctus, similes audite querellas. en iterum lacrimas accipe, harena, meas.“ (Fasti, 3, 471–472)

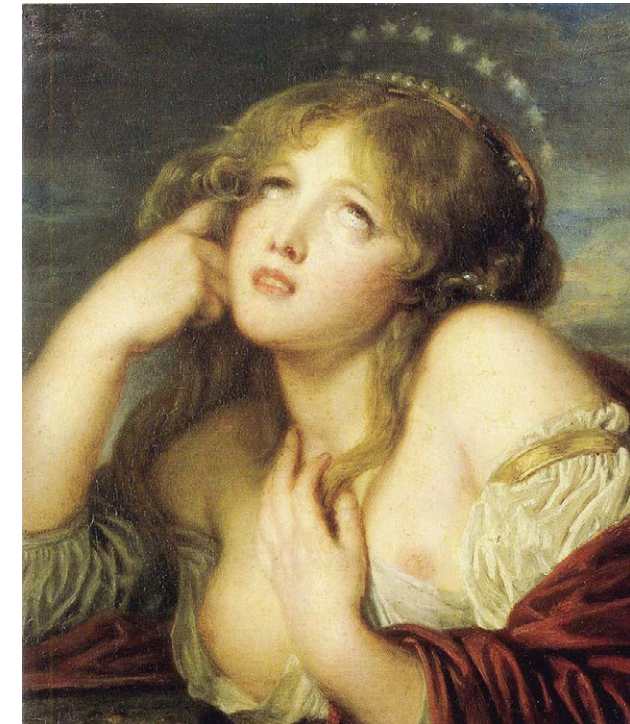
Das durch die Anapher betonte *iterum* deutet die ausweglose Wiederkehr der Situation an, denn sie muss nicht nur nochmals im selben aufgelösten Zustand (470) die gewohnten Klagen wie ihre Vorgängerin in *Heroides* 10 aussprechen, sie muss dies auch wieder am selben Ort machen. Ihre Imperative *audite* und *accipe* sind an die vertrauten Fluten und den Sand gerichtet, die einmal mehr ihre Einsamkeit und die scheinbare Sinnlosigkeit ihres Klagens betonen. Jedoch stellt ihre Umgebung keine Bedrohung mehr für sie dar, sie findet sich also nicht mehr an der Schwelle zum Tod, da sie nun nicht ihren literarischen Tod zu befürchten scheint, sondern ihren literarischen Ruf. Sie möchte nämlich nicht stets als Klagende erinnert werden,

die es nicht verdient hätte, treu und loyal behandelt zu werden.

heu, ubi pacta fides? ubi, quae iurare solebas? me miseram, quotiens haec ego verba loquar? (Fasti, 3, 485–486)

Während Ariadne in den *Heroides* (10, 23–24) noch der Meinung gewesen ist, dass die ganze Welt mit ihr schreien sollte, sind ihr hier die eigenen Worte schon lästig, und ihr wäre am liebsten, niemand würde überhaupt von diesen erfahren (489). Sie wird sich somit ihrer begrenzten Möglichkeiten für ein klagefreies Leben bewusst und weiß, dass sie diesem auch in der Ehe mit Bacchus nicht entkommen kann. Daher stellt sie in den *Fasti*, im Gegensatz zu den *Heroides*, wo Ariadne aktiv eine Antwort auf *quid faciam?* (10, 59) sucht, und sich in der *Ars* passiv in die Zukunft blickend *quid mihi fiet?* (1, 536) fragen muss, die Frage *quid facis?* (496) im Indikativ Präsens direkt an Bacchus. Dies zeigt, dass Ariadne, aufgrund der ausweglosen Klagen, ihr Schicksal mittlerweile an Bacchus gebunden sieht und nicht auf einen weiteren Retter warten kann.

Am Ende ihrer Rede stellt sich heraus, dass dies gar kein Monolog ist, da Bacchus die ganze Zeit schon hinter ihr steht und zuhört. Ab diesem Zeitpunkt sind die Scheinwerfer vollkommen auf Bacchus gerichtet und von Ariadne ist nichts mehr zu hören. Anstatt jedoch, dass Bacchus darauf eingeht, was Ariadne gerade gesagt hat, verwandelt er ihre Krone in das Sternbild Corona Borealis und sie selbst in die Göttin Libera. Auf den ersten Blick scheint Bacchus' Handeln eine glückliche Lösung zu sein, da er versucht, Ariadne mit Zuneigung zu besänftigen, und ihr einen Platz bei sich im Himmel schafft. Jedoch hat die Vergöttlichung nicht nur gute Seiten an sich. Ariadne wird hier zwar zu einer römischen Göttin, was ihr grundsätzlich große Bewunderung verschafft, doch soll sie künftig Libera genannt werden, wodurch ihr ihr Name, für den sie in den *Heroides* noch so sehr gekämpft hat, und alle Geschichten ohne männliche Intervention zu erzählen. Gleichzeitig könnte man die Verwandlung auch als Möglichkeit betrachten, endlich die Rolle der Verlassenen abzulegen, da sie schließlich selbst unter ihren ständigen Klagen gelitten hat und ihr diese damit genommen werden. Letzten Endes bleibt es bei der Interpretation



Ariadne, Jean-B. Greuze (1725–1805)

des/der Leser:in, ob Ariadne den ewigen Klagen mit der Vergöttlichung und Verstärkung entkommen kann oder ob sie nun endgültig in ihrem von Männern abhängigen Schicksal gefangen ist.

Nach der Betrachtung dieser drei Werke hat sich herausgestellt, dass die Abwesenheit von Männern eine Notwendigkeit für Ariadnes *female voice* ist, da sie, sobald ein Mann ins Bild tritt, ihrer Stimme beraubt wird. Gleichzeitig sind Männer aber auch die Bedingung für ihre Existenz, da ansonsten nicht von ihr erzählt werden würde. Und auch in den Teilen, in denen sich Ariadne äußern kann, gelingt es ihr nicht, ihre literarische Konstruktion aufzubrechen. Sie muss sich jedes Mal wieder am Strand finden, an dem Ort, der sie als Klagende aufnimmt, und bleibt nach wie vor an einen Mann gebunden. Vor allem durch die verschiedenen Erzählperspektiven sind die seit der Antike bestehenden Rollenbilder, die teilweise noch immer in unserer Gesellschaft vorhanden sind, gut zu erkennen. Denn selbst heute müssen Frauen oft um ihre Stimme und Autorität kämpfen, was zeigt, dass Ariadnes Kampf um die *female voice* noch nicht gewonnen ist. Durch neues Lesen und zeitgemäßes Interpretieren können Aspekte wie der *male gaze* und die romantisierte Gewalt identifiziert werden und dadurch Frauenfiguren besser verstanden werden, um schließlich die Klagen der Ariadne, die sie an immer wiederkehrende *fluctus*, bestehend aus einer neuen Leser:innenschaft, richtet, zu erhören. ■

Lange Nacht der Antike 2023

Nox Latina sexta

Judith Ziegler

Am 21. April 2023 – nicht zufällig am schon in der Antike gefeierten Gründungstag der Stadt Rom – konnte schließlich und endlich die „Lange Nacht der Antike“ stattfinden. Als Nox Latina sexta war sie ursprünglich für 2022 geplant, musste dann aber auf Grund der unsicheren Lage mit Covid19 um ein Jahr verschoben werden. Umso größer war die Vorfreude auf diesen abwechslungsreichen Abend, der hunderte Besucher:innen in drei Wiener Schulen, das Juridicum und den Campus der Universität Wien lockte.

Doch – was ist das eigentlich die „Lange Nacht der Antike“?

Aus der Taufe gehoben wurde die Nox Latina im Jahr 2007. An mehreren Schulstandorten in der Wiener Innenstadt wurde ein buntes Programm geboten, wodurch die Antike für alle Besucher:innen erlebbar gemacht werden konnte. Die Idee und Initiative kam damals von Annick Danner. Unterstützt wurde sie dabei durch die ARGE Latein Wien und zahlreiche Wiener Latein-Lehrer:innen, die verschiedenste Vorführungen und Workshops anboten. Auch das Institut für klassische Philologie an der Universität Wien beteiligte sich von Anfang an an dieser Langen Nacht. Nach der ersten Nox sollten alle drei Jahre die nächsten Noctes folgen, die ein immer zahlreicheres Publikum anzogen.

Ich darf Sie, geschätzte:n Leser:in, nun also auf einen kleinen Rundgang durch die Wiener Innenstadt und das Programm der „Langen Nacht der Antike 2023“ mitnehmen.

Stadtarchäologie

Wir begeben uns auf den Ruprechtsplatz zu Wiens ältester Kirche. Hier beginnt die Lange Nacht bereits traditionell mit einer Führung von Mag. Ingeborg Gaisbauer von der Wiener Stadtarchäologie. Für diesen ersten Programmpunkt um 18.00 Uhr hatten sich schon viele Interessierte eingefunden, um an der Führung durch das antike Vindobona und dessen heute sichtbare Reste teilzunehmen. Titel des Stadtrundganges war in diesem Jahr „Raum für die Lebenden, Platz für die Toten! Bestattungstradition und Lebensraumgestaltung vom Legionslager Vindobona bis ins 12. Jh.“ Der Andrang war besonders groß und schon ein Vorbote darauf, dass im Laufe des Abends immer mehr Menschen

LANGENACHTDERANTIKE.AT

LANGENACHT DER ANTIKE
WIENER INNENSTADT
21. APRIL 2023
19:00 - 22:00

LISE MEITNER REALGYMNASIUM
SCHOTTENGYMNASIUM
WASAGYMNASIUM
CAMPUS UNI WIEN
JURIDICUM

Sequere me

VERITAS, obv, hpt

die Veranstaltungsorte direkt stürmen würden. Herzlich bedanken möchten wir uns an dieser Stelle für die fruchtbare Kooperation mit der Stadtarchäologie Wien.

Wasagymnasium

Nach diesem ersten Angebot begeben wir uns ins Gymnasium Wasagasse, wo die Lange Nacht der Antike 2023 offiziell durch unseren lieben SQM HR Mag. Dr.

Michael Sörös eröffnet wurde, der mit seinen Worten – zweisprachig – die Bedeutung der klassischen Sprachen in unserer österreichischen Bildungslandschaft hervorhob und den Wert dieser Veranstaltung und den ehrenamtlichen Einsatz der Lehrkräfte besonders würdigte.

Darauf folgte ein buntes Programm für alle Altersstufen: eine römische Modenschau,

bei der der Andrang so groß war, dass gar nicht alle Interessierten im Festsaal der Schule Platz fanden. Ergänzt wurde die Modenschau durch die römischen Legionäre aus Carnuntum, die ihre Ausrüstung präsentierten, aber auch aus der Nähe zu betrachten waren. Musikalisch gab es auch einige Beiträge wie „Latinitas sonans – Hits zum Mitsingen in lateinischer Sprache“, bei dem Musiker:innen und Schüler:innen des Wiedner Gymnasiums das Stiegenhaus zum Erklingen brachten, aber auch Homer-Karaoke stand auf dem Programm, das Schüler:innen des Albertus Magnus Gymnasiums vorbereitet hatten. Weiters konnten die handwerklichen Fähigkeiten beim Bau von Wachstafeln, Sonnenuhren und beim Schreiben auf Papyrus unter Beweis gestellt werden. Geleitet wurden diese Workshops von Lehrerinnen des Gymnasiums Heustadelgasse. Auf Grund des regen Interesses waren gegen Ende der „Nacht“ alle Materialien aufgebraucht.

Besonders bemerkenswerte Einblicke in das antike Münzwesen konnte man beim Team des Instituts für Numismatik erlangen, wo man sogar eine eigene „Lange-Nacht-der-Antike-Münze“ prägen konnte. Schüler:innen stellten auch Filme und Präsentationen zu unterschiedlichen Themen vor: „Catull und Corona“, „Naturphilosophie“, „Impressionen aus der ewigen Stadt“, Spiele zu Griechisch und Quizzes zu antiken Mythen oder Harry Potter. Antike Spiele konnten ausprobiert werden und unter dem Titel „Hermes“ konnten Neuigkeiten aus der Antike als Zeitung gestaltet werden. Kulinarisch wurden die Besucher:innen an diesem Standort mit Köstlichkeiten verwöhnt. Hier schlagen wir uns den Bauch aber nicht allzu voll, denn im Lise Meitner Realgymnasium erwartet uns ebenfalls Interessantes aus der römischen Küche.

Lise Meitner Realgymnasium

Im „Forum Culinarium – den alten Römern in den Kochtopf geschaut“ tischte Marie-Theres Schmetterer eine breite Palette an Kostproben aus der Antike auf. Gepaart mit lebhaften Erläuterungen fanden die Häppchen bei den vielen Besucher:innen besonderen Anklang. Nachdem man sich hier gestärkt hatte, konnte man das Kasperltheater „Casparolus et latro Horribilicribrifax“ auf Latein von Schüler:innen der Albertus Magnus Schule bewundern oder „Latine loquax – Latein mühelos reden lernen!“ oder auch „Cantemus Latine! – Lateinisch Singen“. Zum Mitnehmen gab es Bilder aus der Fotostation mit römischer Kleidung oder einen vor Ort gestanzten Button. In der Kahoot-Spielhöhle von und mit

Schüler:innen des Gymnasiums Mater Salvatoris konnte man sein Antike-Wissen unter Beweis stellen oder auch bei der interaktiven Ausstellung zu Ovids Metamorphosen die Kunstwerke der Schüler:innen betrachten oder selbst ein Kunstwerk aus Lego gestalten.

„Europa neu verfilmt“ hieß der Beitrag der Schüler:innen des Gymnasiums Maria Regina, den es hier ebenfalls zu bewundern gab.

Wandern wir von hier aus weiter, ist das Juridicum mit seinen Programmpunkten nur einen Steinwurf entfernt.

Juridicum

A. n. c. – also a nocte condita – ist auch das Juridicum mit Vorträgen bei der Nox Latina dabei und Teil der universitären Kooperationspartner:innen. Christoph Ebner stellte unter dem Titel „Mevia, die Gladiatorin“ die rechtliche und gesellschaftliche Stellung der Gladiatoren und besonders der Frauen in den Mittelpunkt seiner Betrachtungen, während Prof. Balthasar ein aktuelleres Thema besprach: Unter dem Titel „Die Wiederkehr des iustum bellum“ erläuterte er die wiedergewonnene Relevanz des „gerechten Krieges“ vor dem Hintergrund der UNO-Satzung



Münzprägen beim Stand des Instituts für Numismatik



Eröffnung im Wasagymnasium
Dir. Mag. J. Bauer, Mag. A. Danner,
E. Weithofer, SQM HR Dr. M. Sörös



Römische Modenschau



Legionäre von Carnuntum



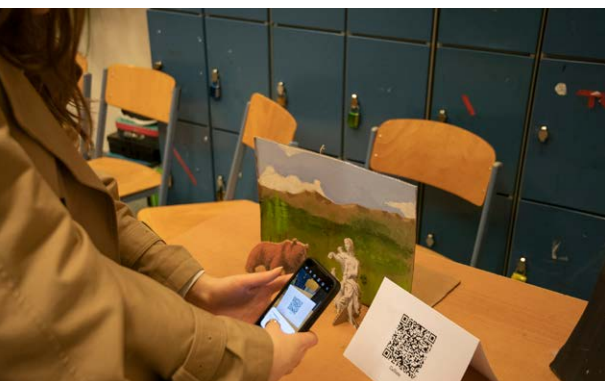
Singen im Stiegenhaus des Wiedner Gymnasiums



Workshop „Sonnenuhren-Basteln“



Römische Köstlichkeiten beim „Forum Culinarium“



Ovids Metamorphosen interaktiv erleben. Mittels QR-Code konnten die Mythen als Podcast gehört werden.



Fotobox des BG Klosterneuburg im Schottenkeller

und dem Verbot des Krieges. Ergänzt wurden diese juristischen Vorträge durch einen Programmpunkt, bei dem Rogelio Toledo Altgriechisch-Sprechen unter die Lupe nahm: „περί τῆς τέχνης ἐπίστασθαι ἑλληνίζειν. De arte graecae loquendi.“

Schottengymnasium

Unweit vom Juridicum gelangen wir zum letzten Schulstandort, den wir auf unserem Rundgang erreichen, dem Schottengymnasium. Hier fanden im Festsaal Theaterstücke und Vorträge statt, aber auch der Schottenkeller wurde mit Programm und Menschen gefüllt. Zeitweise gab es an diesem Abend gar kein Durchkommen mehr, weil so viele Antike-Begeisterte gekommen waren, um die abwechslungsreichen Programmpunkte zu erleben.

Im Festsaal stand zuerst Theseus im Theaterstück „Einmal Kreta und zurück: Theseus, Minotaurus und ein unglücklicher Höhenflug“ und in der Ausstellung „Das Schiff des Theseus“ im Mittelpunkt. Die Schüler:innen des BRG Albertgasse präsentierten ihre Filme „Orpheus und Eurydike“ und „Cassandra“. Danach referierte Univ.-Prof. i. R. Mag. Dr. Georg Danek über „Krieg und Frieden in Homers Ilias“.

Auf Erkundungstour konnte man bei einer Führung in die Schottenkirche gehen. Dort wurde alles Lateinische oder später auch einschlägige Inschriften im Licht der Taschenlampe entdeckt. Schaffte man es dann noch in den Keller, erwartete einen die „Aula pulchritudinis“, ein römisches Frisurenstudio oder auch eine römische Schmuckwerkstätte. Nach antikem Vorbild gestylt ließ sich diese Erinnerung fotografisch mit Tunika von der Fotostation des BG Klosterneuburg mitnehmen.

Handwerklich gefordert war man beim Legen von Mosaiken nach antiken Vorbildern. Für Abwechslung sorgten Szenen aus dem römischen Alltag „In die Thermen oder in die Arena?“, ein animierter Kurzfilm zu Ovids Ars amatoria von Schüler:innen des Kollegiums Kalksburg sowie Singen vom „Vogelfänger“ bis „Biene Maja“. „Servus – so punktest du mit Latein!“, ein unterhaltsamer Lateinkurs für Neugierige, Anfänger und Wiedereinsteiger von und mit Renate Glas und Renate Oswald, begeisterte das Publikum. Sie waren extra aus der Steiermark bzw. Kärnten für diesen Abend angereist, um die Nox mit ihrem humorvollen Vortrag zu bereichern.

Zur Stärkung stand ein römisches Buffet nach Apicius parat. Hier konnte man auch seinen persönlichen Siegerwein bei der

Weinverkostung küren, denn – de gustibus est disputandum.

Mit diesem Geschmack noch am Gaumen begeben wir uns nun zur letzten Station, dem Universitätscampus im Alten AKH.

Universität Wien

Am Campus gab es einen Vortrag über Astronomie und unsere Sternbilder sowie eine Buchpräsentation und als besonderes Highlight ein Theater von Lehrenden und Studierenden des Instituts für klassische Philologie: „Argia und Antigone“, eine Tragödie frei nach dem Epos des Statius „Thebais“. Regie und Gesamtleitung der Dramatisierung des Textes lag bei Univ.-Prof. Dr. Andreas Heil, der das Stück gemeinsam mit den Studierenden erarbeitet hatte. Als Antikriegsstück befasst es sich mit einer leider sehr aktuellen Thematik, wodurch die Studierenden die Absurdität des Krieges und vor allem dieses, in dem Brüder gegeneinander kämpfen müssen, in den Fokus rückten. Wir danken für die langjährige Kooperation und Unterstützung auf universitärer Ebene!

Sie, meine Damen und Herren, hatten nun das Glück auf diesem Rundgang alle Stationen der Langen Nacht der Antike 2023 besuchen zu können. Für drei Stunden ließ sich an diesem Abend in der Wiener Innenstadt römisches Flair erleben und ab und zu begegnete man dem einen oder anderen „Römer“ oder einer „Römerin“ in Tunika. Erfüllt von so viel guter Stimmung und schönen Erlebnissen freuen wir uns bereits auf die nächste Lange Nacht der Antike! Halten Sie sich den 25. April 2025 frei und tauchen Sie persönlich in dieses Erlebnis ein!

Nun bleibt mir nur noch, im Namen des Organisationsteams, namentlich Annick Danner, Markus Kiesenhofer und mir, allen engagierten Kolleg:innen der Wiener Schulen einen großen Dank auszusprechen für ihren unermüdlichen Einsatz und die vielen großartigen Ideen!

Wir sehen einander bei der Langen Nacht der Antike am 25. April 2025! ■

Homepage: www.langenachtderantike.at
Instagram: [@langenachtderantike](https://www.instagram.com/langenachtderantike)



Nox Latina – iterum prospera! im Mary Ward Privatgymnasium St. Pölten

Martina Meysel

Heuer gab es am 21. April die Fortsetzung einer Sensation: Das Mary Ward Gymnasium St. Pölten schloss sich dem Eventum der „Langen Nacht der Antike“ an – und blieb damit außerhalb der Bundeshauptstadt wieder einzigartig.

Die circa 200 Gäste delectierten sich „in extenso“ an dem variantenreichen Programm:

Der lateinischen Begrüßung inklusive Simultan-Übersetzung folgte das von der ehemaligen Schülerin Viktoria Küttner verfasste Theaterstück „Die Erschaffung der Welt – eine fantastische Komödie im römischen Göttermilieu“. Dieses klärte die Frage, wie Jupiter und Co die Erde so wenig perfekt kreieren konnten: Sie ist das Ergebnis einer durchzechten Nacht der Götter und Göttinnen.

Den Weg vom Festsaal zum Neubau wiesen anschließend römische „di servique“, wo „iucunda omnium generum“ geboten wurden: die Ausstellung „Animalia Latina“, die zum Teil mit Memory-Karten Latein als immer noch lebende Fachsprache vermittelte, römische Spiele und Basteleien, ein Philosophen-Rätsel, das kurze Gastspiel „Der Raub der Proserpina“ der Theatergruppe von Lisa Wöll, einer ehemaligen Schülerin, lateinische Lieder von „Quidnam de nauta ebrio fiat“ über „Vivebat, qui notissimus ... vir nautis erat omnibus ... Columbus dictus“ bis hin zur „O, heri“-Version von „Yesterday“. Dem Aufruf: „Edite, bibite, collegiales!“, folgten bereitwillig alle beim opulenten Buffet „Ab ovo usque ad mala“ nach den Original-Rezepten des römischen Feinschmeckers Apicius.

Die großartige Atmosphäre „memoria manet“. Gratias agimus omnibus, qui nos in hac nocte praeparanda peragendaque adiuverunt! ■



Seneca: Wie viel Luxus braucht der Mensch?

Marion Giebel



Curius Dentatus weist das großzügige Geschenk der samnitischen Gesandten zurück, John Leech (1817–1864)

Ich hatte von dem Latein- und Griechischlehrer meiner alten Schule, dem Friedrichsgymnasium in Kassel, Sandor Diess, einen Brief mit einer Einladung bekommen, dort einen Vortrag über Seneca zu halten. Er schrieb: „Seneca ist und bleibt der Lieblingsautor vieler Schüler in der Oberstufe, und das nicht nur, weil er (angeblich) angenehmer zu lesen ist als Cicero. Den Fragen, die er stellt, kann man sich nur schlecht entziehen.“ Die Reise nach Kassel kam wegen des Lockdowns nicht zustande; ich habe dann auf meine Ausgabe von Seneca: „Wieviel Luxus braucht der Mensch?“ verwiesen. Die Fragen Senecas: Da steht an erster

Stelle: „Wie sieht ein rechtes, ein glückliches Leben aus – wie gewinnt man die innere Standfestigkeit angesichts der Wechselfälle des Lebens?“ Die „stoische Haltung“ – die Einsicht in das, was man ändern kann und was nicht, was man also anpacken muss oder was man hinnehmen und mit Fassung ertragen muss (wie diese Pandemie, dazu nun die derzeitige Weltlage: etwas völlig Unerwartetes). Stoische Haltung, die Philosophie der Stoa, ist heute wieder aktuell als eine „weltanschaulich neutrale Lebenshaltung“ – The Stoic Group in den USA und Großbritannien hat zahlreiche Mitglieder, die sich digital austauschen und ihre speziellen Lebens-

strategien entwickeln und zur Diskussion stellen. Feel good, ohne dich oder einen anderen zu schädigen. Brad Pitt, uns allen bekannt als Alexander-Darsteller, sagt, dass er als junger Mensch seine erste Orientierung von den Stoikern bezogen habe. Er bedauere es nur, dass wir nicht genug von ihnen gelernt haben. Hier werden die Themen angesprochen, die nun auch bei uns eine Rolle spielen: Resilience – Resilienz: *resilire*, abprallen lassen: Widerstandsfähigkeit und Beharrlichkeit, die Fähigkeit, mit Veränderungen und Rückschlägen umzugehen, und *sustainability: sustinere*, „machen, dass etwas dauert oder besteht“ (Georges):

Nachhaltigkeit – die Nutzung und Bewahrung von Ressourcen, was ein vernunftorientiertes Handeln im Blick auf Natur und Umwelt voraussetzt (Wassernutzung bei den Römern: Aquaedukte in Nordafrika!). Und hier kommt ja der Grundsatz der Stoa zum Tragen:

„Der Natur gemäß leben“ lehrte der Gründer der Stoa, der Grieche Zenon (332–262): *homologoumenos te physei zen – secundum naturam vivere*. Die stoische Ethik, von den Römern übernommen, weil sie ihren eigenen Grundsätzen entsprach, sah alle Menschen als Glieder der Natur an – Natur, Weltall, Erde, Menschen und Tiere – diese Natur, *physis*, wird durchwaltet von einem schöpferischen Prinzip, einer göttlichen Weltvernunft. Alle Menschen sind Glieder dieser Allnatur, und sie sind mit einem Anteil an dieser Weltvernunft ausgestattet, und diesen müssen, sollten sie auch gebrauchen („ein Funke Vernunft!“). Es ist eine Forderung der Natur, sich in die Gemeinschaft der Vernunftwesen einzuordnen und diese Gemeinschaft nach Kräften zu fördern. Also ein tätiges Leben, eine *vita activa*. Das fordern die Stoiker, wie Epiktet, ein ehemaliger Sklave, und Marc Aurel, ein römischer Kaiser. Und man muss dabei an sich arbeiten, um die nötige Kraft aufzubringen, die „stoische Gelassenheit“ gegenüber den Widrigkeiten des Schicksals.

Das eben fordert auch Seneca. Und wenn er, wie es in dem Brief heißt, angenehmer zu lesen sei als Cicero, dann geht das auf seine lebendige Ausdrucksweise zurück, mit der er seine Zeitgenossen ansprechen, ja packen will, die in ihrer „modernen Zeit“ mit ihren vielfältigen Ablenkungen „abgeholt werden müssen“. Da muss man schon mal deutlich werden: „Mensch, hör zu, du hast nur dieses eine Leben – was rennst du ziellos den ganzen Tag rum, willst immer noch mehr haben, das Neueste, den letzten Kick! – Und so geht das Leben dahin, und du fragst schließlich, wo die ganze Zeit geblieben ist und was am Ende noch übrig bleibt.“ *De brevitate vitae* – Das Leben ist kurz!

Dialoge nennt man Senecas Einzelschriften. Sie haben meist einen Adressaten, wie einen Freund, aber sie richten sich an alle, auch an ihn selbst, denn er ist auch noch „auf dem Wege“, *proficiens*, was er wohl merkt und zugibt.

Da bringt er nun witzige Beispiele, wie so manche ihre Zeit verbringen. Sie (Männer!) sitzen den ganzen Tag beim Friseur, und wehe, wenn ein Härchen nicht richtig liegt. Ganz egal, ob währenddessen der Staat vor die Hunde geht. Man kann doch nur noch lachen, meint man heutzutage, über so alte Geschichten von den rechtschaffenen Ahnen. Wie etwa jener Lucius

Quinctius Cincinnatus, der vom Pflug weg geholt wurde, um das römische Heer aus einer Notlage zu retten (458 v. Chr.). Das tat er und ging dann wieder zurück in seine Landwirtschaft. So sollte sich ein verantwortungsvoller Bürger verhalten, deshalb nannte man später eine Stadt nach ihm: Cincinnati ... Oder Manius Curius Dentatus, mehrfach Konsul und siegreicher Feldherr (zwischen 290 und 274 v. Chr.), der auch auf sein Feld zurückkehrte. Als die Gesandten der Kriegsgegner kamen und ihn mit viel Geld bestechen wollten, da saß er gerade da und kochte sich seine Rübenmahlzeit. Wer mit einer solchen Mahlzeit zufrieden sei, sagte er, der brauche kein Gold (s. Abb. S. 42).

Doch die Zeitgenossen Senecas wollten davon nichts wissen. Luxus, „das süße Gift“ regierte. Man musste doch das haben, was die anderen hatten, oder noch mehr, eine oder mehrere prächtige Villen, Heere von Sklaven, die luxuriösesten Gastmähler – das war man doch seinem Ansehen schuldig – Beziehungen – und um den Aufstieg seiner Kinder zu sichern. Der Philosoph Diogenes, der in der Tonne lebte, und Sokrates, der auf den Straßen die Athener belehrte, sie sollten sich um ihre Seele kümmern, damit sie möglichst gut sei – löblich, aber doch nicht nachahmenswert. Und was ist Luxus überhaupt – wie unterscheidet er sich vom Wohlstand? Wo ist die Grenze?

Da sind wir bei einer der Fragen, die wir uns heute auch stellen. Für die Kriegs- und Nachkriegsgeneration ist eine wohlige warme Wohnung immer noch ein dankbar empfundener Luxus – für spätere Zeitgenossen eine Selbstverständlichkeit. So auch bei den Römern: Sie sahen in Senecas Zeit (er ist um die Zeitenwende geboren und starb 65 n. Chr.) die zivilisatorischen Errungenschaften wie Fußbodenheizung, Wasserleitungen, öffentliche Bäder und gute Straßen als selbstverständliche Annehmlichkeiten an. Seit der Eroberung der Länder und Gebiete des Orients strömten Reichtümer, Luxusartikel aller Art, in Rom ein. Beim Triumphzug konnten die Römer goldene Betten, Purpurgewänder, Silbergeschirr aus den Palästen der besiegten Könige des Ostens bewundern – warum sollten sie, die Sieger, nun nicht auch so leben – standesgemäß? Und was half es, dass Scipio Africanus, der Eroberer von Karthago, kein Stück der reichen Siegesbeute anrührte – bei seinen Soldaten und dem ganzen zivilen Tross konnte er das nicht durchsetzen. Provinzgouverneure beuteten ihre Gebiete schamlos aus – sie brauchten Geld für ihre Bewerbungen um das Konsulat, das ging nur mit Bestechungen größeren Ausmaßes (man denke an Verres, den räuberischen Statthalter Sizi-

lius, den Cicero vor Gericht zog). Cicero wurde belächelt, als er arm, aber ehrenhaft aus seiner Provinz zurückkehrte. Und Pompeius sagte, er wolle nur das Beste für die *res publica*, aber um alle davon zu überzeugen, brauche er Geld, viel Geld ... Auch heute wird jemand, der sich um einen Auftrag bei einer größeren Firma bewirbt, nicht in Jeans und Turnschuhen kommen, und vielleicht auch nicht mit dem Fahrrad. Falls es sich um eine Autofirma handelt. Man wird sonst womöglich meinen, er sei kein Erfolgstyp. Ein gewisses Dilemma – und mit Seneca haben wir einen Gewährsmann, bei dem die Gegensätze zwischen persönlich angestrebter *modestia*, Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit, und *luxuria*, einem eher aufwendigem, aber offiziell angesagten Lebensstil, offen zu Tage treten. Er hat diese Spannung auch thematisiert und lässt uns Anteil nehmen an seinen Versuchen, diese Spannung so weit wie möglich zu bewältigen.

Luxus war in seinen Augen nicht so sehr das Anschaffen und Besitzen von Gütern, als vielmehr das stete Mehrhabenwollen, da der Luxus ständig neue Reizmittel braucht. Jetzt hat man das – da ist es schon wieder unmodern, es ist out, die Nachbarn haben längst schon wieder etwas Neues. Das eben macht den Menschen unfrei: Er ist keine autonome Persönlichkeit, sondern ein Sklave der Verhältnisse. Wie kommt man da raus? Für Seneca war das erst richtig möglich, nachdem er seine öffentlichen Ämter im Dienste Kaiser Neros niedergelegt hatte bzw. zum Rücktritt gezwungen worden war. Was Nero, schon als sein Schüler, von den philosophischen Ermahnungen seines Lehrers Seneca hielt, zeigt die Statuengruppe aus Senecas Heimatstadt Cordoba: Der desinteressierte, gelangweilte Schüler – Athene-Minerva hält im Hintergrund die Schätze der Weisheit hoch (s. Abb. S. 44).

Man hat Seneca zum Vorwurf gemacht, dass er Wasser predigte und Wein trinke – aber solange er oberster Minister war, Staatsgäste empfing, musste er einen gewissen Aufwand betreiben, konnte sie nicht mit Moretum, Müsli, bewirten. In seiner Schrift *De beata vita – Vom glücklichen Leben* nimmt er zu diesen Vorwürfen Stellung, etwas gereizt. Meckern ja, aber eingreifen, sich selber die Finger schmutzig machen, nein.

Seneca will, auch als er kaltgestellt war, weiterhin wirken, eben durch seine Schriften in Briefform. Einen „Fernlehrgang Philosophie“ als rechte Lebenseinstellung bilden seine *Briefe an Lucilius*, einen jüngeren Freund, der seine Treue schon in den schlimmen Zeiten unter Caligula bewährt hatte. Offenbar hatte



Nero und Seneca, Eduardo Barrón González (1858–1911)

Seneca sich mit ihm verabredet, dass sie beide alle möglichen Lebenssituationen und die rechte und die falsche Einstellung dazu gewissermaßen durchspielen wollten. Und Seneca betont, dass er nicht der vollkommene stoische Weise ist, ein *sapiens*, sondern ein *proficiens*, einer, der auf dem Wege ist. Und das Thema Luxus spielt dabei eine besondere Rolle. Da ist Seneca zum Beispiel nach einer unbequemen Reise müde und erschöpft erst spät in der Nacht auf seinem Landgut in den Albaner Bergen angekommen: „Nichts finde ich dort bereit, nur mich selbst. So bringe ich denn mich und meine Müdigkeit zu Bett und rege mich nicht auf über die Saumseligkeit von Koch und Bäcker. Ich spreche nämlich mit mir selbst darüber, dass etwas gar nicht schwer ist, was man leicht nimmt, nichts ein Grund zum Ärgern, wenn man nicht selbst noch eine Portion Ärger dazugibt. Kein frischgebackenes Brot hat der Bäcker geliefert, doch der Verwalter, der Hausmeister, die haben doch Brot. ‚Aber schlechtes Brot‘, sagst du. Warte nur ab. Es wird noch gut werden, der Hunger wird es in feines Weißbrot verwandeln. Man soll eben nicht eher essen, als bis der Hunger es befiehlt. [...] Notwendig ist es, sich an bescheidene Verhältnisse zu gewöhnen, es gibt viele durch Ort und Zeit bedingte Engpässe, auch für reiche und wohlhabende Leute. Alles, was man will, kann niemand haben, aber eines kann man: gar nicht erst wünschen, was man nicht hat, und heiter genießen, was sich

bietet...“ – eine typische Seneca-Sentenz, die auf eigenes Erleben zurückgehen kann (in den langen Jahren des Exils, 41–49, auf Korsika, damals keine Ferien-, sondern eine Sträflingsinsel), wie auch: „Nicht wer wenig hat, sondern wer viel wünscht, ist arm.“ „Du kannst dir nicht vorstellen“, fährt er fort, „wie wohl mir das tut, dass meine Müdigkeit von selbst nachlässt: Ich brauche keine Masseur, kein Bad, kein anderes Hilfsmittel – nur Zeit und Ruhe. Diese bescheidene Mahlzeit ist mir angenehmer als ein Festbankett.“ Und er sagt: „Wie überflüssig manche Dinge sind, merken wir erst, wenn sie auf einmal fehlen; wir haben sie benutzt, nicht weil wir sie brauchen, sondern weil wir eben glaubten, wir müssten sie haben. Wie vieles schafft man sich nur an, weil andere Leute es auch haben und weil alle Welt es hat. Das ist eine der Ursachen unserer Nöte, dass wir uns nach dem Beispiel der anderen und nicht nach der Vernunft richten, sondern uns von dem, was die Allgemeinheit tut, verleiten lassen. Wenn es nur wenige täten, würden wir es nicht nachmachen, weil es aber mehrere oder viele tun, dann laufen wir ihm nach, als ob es dadurch richtiger würde, nur weil es häufiger ist. Statt auf unsere eigene Vernunft zu vertrauen, folgen wir dem Massengeschmack.“ (Epist. 123, 1–4.6). Eine Selbsttherapie ist nötig, wie auch im Folgenden. Seneca begibt sich, fern von allem Luxus, auf eine Reise ins einfache Leben. Mit einem Freund fährt er auf einem Maultier-

karren ins Freie, vielleicht auf der Via Appia, ganz gemächlich, der Führer läuft barfuß neben her, sie sitzen auf einem Mantel als Decke, haben Feigen als Proviant und sind ganz zufrieden. Aber da werden sie überholt von vornehmen Fahrzeugen aller Art: Einer reist offenbar zu seinem Landgut: Er hat sein Silbergeschirr dabei, Sklaven tragen eine ganze Einrichtung, jetzt wird Staub aufgewirbelt, ein vornehmer junger Herr hat eine Vorhut von numidischen Reitern mit feurigen Pferden – und eine Luxusausstattung seines Wagens, in dem er blasiert dahinfährt. Vielleicht fragt er sich gerade, ob er nicht einen neuen Kick braucht, ob er sich zur Abwechslung mal zum Gladiatorenkampf verdingen soll. Und nur gut, dass man nicht noch der Kaiserin Poppäa begegnet: Ihre Maultiere tragen silberne Hufeisen, und ein unübersehbarer Tross folgt ihr. Eine Gruppe Senatoren kommt vorbei, schaut befremdet, und Seneca wird unwillkürlich rot. Das ärgert ihn im Nachhinein; er sagt: „Das ist doch der Beweis: Was ich billige, was ich lobe, hat noch keinen sicheren und festen Platz in meinem Innern: Wer wegen eines einfachen Fahrzeugs rot wird, der möchte lieber in einer kostbaren Kutsche sitzen. Zu wenig bin ich bis heute vorangekommen, noch getraue ich mich nicht, ein einfaches Leben in der Öffentlichkeit zu führen, auch jetzt noch kümmerle ich mich um die Meinung von Leuten, die mir auf der Straße begegnen.“ (Epist. 87) Er tadelt also sich selber; er ist noch nicht genügend vorangekommen als *proficiens*. Doch er holt auch ganz kräftig aus gegen den Tafelluxus, die verschwenderischen Gastmähler, man denke auch an Petron, *Das Gastmahl des Trimalchio*. So schreibt er: „Der Körper hat nur bescheidene Wünsche: Kälte soll ferngehalten, mit Nahrung sollen Hunger und Durst vertrieben werden; was man darüber hinaus begehrt, das dient dem Luxus, nicht den Bedürfnissen. Es ist keineswegs nötig, sämtliche Tiefen der Erde zu durchforschen, noch mit einem Hinschlachten von Massen von Tieren den Magen zu belasten, noch Muscheln des entlegensten Meeres von unbekanntem Küsten heranzuschaffen. Götter und Göttinnen sollen diejenigen verderben, deren Genußsucht noch über die Grenzen unseres schon beneidenswert großen Reiches hinausgreift. Jenseits des Phasis wollen sie Vögel fangen lassen (Fasane kamen vom Fluss Phasis am Schwarzen Meer), weil das eine anspruchsvolle Küche ausmacht. Und man schämt sich nicht, von unseren Erzfeinden Vögel einzuhandeln (die Pfauen von den Persern). Von allen Seiten schleppt man herbei, was der verwöhnte Gaumen irgend nur kennt; was der von Delikatessen geschwächte

Magen kaum verträgt, wird vom äußersten Ozean herbeigebracht.“ – Auch für uns wird vom äußersten Ozean allerhand herbeigebracht, was man heute hinterfragt. „Sie speien, um zu essen, sie essen, um zu speien! – *Vomunt, ut edant, edunt, ut vomant!* Mahlzeiten, die man aus der ganzen Welt zusammensucht, würdigt man nicht einmal der Verdauung.“ – Und heute wirft man sie weg. Da gibt es ja Debatten darüber. „Teuer macht diese Speisen ja nur die Seltenheit und die schwierige Beschaffung. Wenn die Menschen zu einer gesunden Einstellung zurückkehrten, was brauchten sie da solch rare Delikatessen? Wozu Handel überallhin, Verwüstung von Wäldern, Durchsuchen der Tiefe? Länder und Meere werden durchwühlt, den einen Tieren mit Haken, anderen mit Schlingen, wieder anderen mit verschiedenartigen Netzen nachgestellt: Kein Tier lasst ihr in Frieden – es sei denn, es schmeckt euch nicht. Und doch – wie wenig von diesen Gerichten, von so viel Händen erbeutet und zubereitet, kommt in euren Magen, der schon ermattet ist von allzu vielen Genüssen? Dabei liegt überall Nahrung bereit, von der Natur allenthalben bereitgestellt, aber daran gehen die Menschen wie Blinde vorbei und durchstreifen alle Länder, fahren über die Meere, und während sie den Magen mit geringen Kosten sättigen könnten, reizen sie ihn mit großem Aufwand. Da möchte man doch sagen: Was lasst ihr Schiffe auslaufen? Was bewaffnet ihr eure Hände gegen wilde Tiere und gegen Menschen? Was seid ihr in ständiger Unruhe nach mehr und immer mehr? Was häuft ihr Schätze auf Schätze? Wollt ihr denn nicht bedenken, was für kleine Körper ihr habt? Ist das nicht Wahnsinn und totale Geistesverwirrung: So wenig kann man nur zu sich nehmen, aber so viel begehrt man! Mögt ihr also auch euer Vermögen vermehren, die Grenzen des Landes vorrücken – niemals werdet ihr doch eure Körper größer machen können. Der Gier ist nichts genug, der Natur genügt auch wenig, und das ist auch noch gesünder.“ (Ad Helv., 9–10) Doch die moderne Koch-Kunst mit ihren Kochshows verdient ihren Namen zurecht: „Jedes geistige Interesse ist zum Erliegen gekommen, und die Professoren der Künste und Wissenschaften sitzen ohne Zuhörer in verlassenem Winkel. In Rhetoren- und Philosophenschulen herrscht gähnende Leere – doch wie gut besucht sind die feinen Küchen, wie drängt sich die Jugend um die Kochherde der Gourmets.“ (Epist. 95, 23–25) „Ich will gar nicht reden von der Menge der Bäcker und von den Kellnern, die auf ein Zeichen hin losstürzen und durcheinanderrennen, um das Essen zu servieren.

Gute Götter! Wie viele Menschen bringt ein einziger Bauch in Bewegung!“ „Über die Unzahl von Krankheiten darfst du dich nicht wundern: Zähle nur die Köche!“ Diese Soße, *garum* – die Fische – die sterbende Seearbe, die in verschiedenen Farben schillert, die man in einem Glas zur Schau stellt – Die Genußsucht braucht ständig neue Reizmittel. Und dann die Bauwut und der Wohnluxus! (Epist. 89, 21 u. 19) – „Wie weit will man denn die Besitzungen noch ausdehnen – ein Landstück, das für ein ganzes Volk groß genug war, ist nun für *einen* Besitzer zu eng? Wie lange noch, bis es keinen See mehr geben wird, über den nicht die Giebel eurer Landhäuser hinausragen? Keinen Fluss, an dessen Ufer sich nicht eure Bauten entlangziehen! Überall dort, wo warme Quellen hervorsprudeln, werden neue Luxusherbergen entstehen, *deversoria luxuriae*. Überall, wo sich die Meeresküste zu einer Bucht biegt, werdet ihr unverzüglich Fundamente legen, und nicht zufrieden mit einem Grund und Boden, wenn ihr ihn nicht selbst künstlich geschaffen habt, werdet ihr das Meer zurückdrängen. Oder nicht zufrieden mit Schwimmbecken am Strand, müssen euch jetzt die Meereswohnen umbranden – infinity pools nennt man das ja heute. Aber mögen auch überall eure Paläste erstrahlen, hier errichtet auf Bergen, mit weitem Ausblick auf Land und Meer, dort aus der Ebene aufsteigend bis zu Bergeshöhen – auch wenn ihr noch so viele großartige Bauten errichtet habt, ihr bleibt doch jeder nur ein einzelner Körper, und was für ein winziger. Was nützen euch die vielen Schlafzimmer? Ihr könnt doch nur jeweils in einem einzigen schlafen. Nichts gehört euch, wo ihr gerade nicht seid. Wenn die Leute fragen: ‚Wie lange willst du uns noch immer dasselbe erzählen?‘, dann muss ich sagen: ‚Solange ihr immer noch dieselben Fehler begeht!‘ Ihr wollt, dass man mit den Heilmitteln eher aufhört, als die Krankheiten behoben sind. Ich werde aber umso mehr meine Stimme erheben und, weil ihr euch sträubt, umso hartnäckiger sein. Dann beginnt die Medizin erst zu wirken, wenn es richtig wehtut!“ „Eine regelrechte Kapuzinerpredigt gegen Umweltsünder“, schreibt Gudrun Vögler dazu in ihrem Buch *Öko-Griechen und grüne Römer?*. Sie untersucht, wieweit wir überhaupt von einem Umweltbewusstsein in der Antike sprechen können, wieweit tragen zivilisatorische Errungenschaften bei zum menschlichen Glück, was von Seneca behandelt wird, aber auch von anderen antiken Autoren. Hier ist neben Seneca Plinius der Ältere zu nennen (siehe meinen Artikel in *cursor*

18/2022, S. 32–37: Abzugskanäle statt Prunktheater): Alle Welt lobte und pries dieses hölzerne drehbare (!) Theater, das Curio, der Gefolgsmann Caesars, aufgebaut hatte – ein wahres Wunderwerk! „Ein Wahnsinn aus Holz“, meint Plinius dazu – ein preisenswertes Bauwerk ist für ihn die Cloaca Maxima – der große Abzugskanal in Rom! Und er kritisiert auch seine abergläubischen Zeitgenossen. Da verehren die Menschen, sagt er, alle möglichen Götter, Fortuna vor allem – doch es gilt vielmehr: „*Deus est mortali iuvare mortalem* – Gott: das heißt dass ein Sterblicher einem andern Sterblichen hilft.“ *Mortalis* statt *homo*: gerade der Blick auf seine Sterblichkeit sollte den Menschen vom Größenwahn abhalten. Seneca bringt das einprägsame Bild vom menschlichen Zusammenleben als einem Bogengewölbe, bei dem sich die Steine gegenseitig stützen und so das Gewölbe aufrecht halten (Epist. 95, 53). Plinius geißelt auch die Umweltzerstörung durch den Goldbergbau (den er in Spanien selbst miterlebt hat), als eine Sünde des Menschen, der die Natur und damit seine Umwelt zerstört. Als man nach dem üblichen Abbau eines solchen Goldbergwerks alles zusammenstürzen lässt, steht der Mensch da und fühlt sich als Sieger über die Natur: „Der menschliche Geist, der ins Leere hinein spekuliert, sollte einmal Folgendes bedenken: Was wird das für ein Ende nehmen, wenn die Erde nach Jahrhunderten erschöpft und ausgebeutet sein wird?“ Eine höchst aktuelle Frage... (Plinius der Ältere, nat. hist. B. 33, 1–6). ■

[Was bedeutet das alles?]

Seneca
Wie viel Luxus braucht der Mensch?

Reclam

Ich komme, grünende Brüder

Die Metamorphose der Daphne bei Ovid, Gian Lorenzo Bernini und Richard Strauss

Michael Hotz

Die Metamorphose der Daphne ist sicherlich eine der am meisten rezipierten Episoden bzw. Mythen der lateinischen Literatur. Seit der Antike setzten sich Künstler, Schriftsteller und Musiker intensiv mit diesem offenbar äußerst inspirierenden Stoff auseinander, was dazu geführt hat, dass eben dieser Stoff eine ganz besondere Bedeutung für die Kunstgeschichte, aber auch – und das dürfte etwas weniger bekannt sein – für die Musikgeschichte hat. Einer der Gründe für dieses hohe Interesse an der Daphne-Episode ist sicherlich die Tatsache, dass es sich bei dieser Verwandlungsgeschichte um eine Schlüsselmetamorphose handelt – und zwar in mehrfacher Hinsicht: So ist die Metamorphose der Daphne nach den vier Weltzeitaltern und der Darstellung der Sintflut die erste „eigentliche“ Metamorphose in Ovids Großwerk und zugleich die erste, die eine Liebesgeschichte zum Thema hat. An ihr lässt sich gleichsam exemplarisch der Ablauf einer „klassischen“ Metamorphose, wie sie Ovid in scheinbar unzähligen Variationen vorstellt, ablesen. Insofern hat die Daphne-Episode auch ganz klar den Charakter einer „Programm-Metamorphose“. Dass es sich hierbei außerdem um ein Aition (Ursprungssage) handelt, das ein bestimmtes Naturphänomen anhand einer mythischen Geschichte zu erklären versucht, sei nur am Rande erwähnt.

Betrachtet man die Rezeptionsgeschichte der Geschichte um Daphne und Apoll, lässt sich feststellen, dass besonders in der Epoche des Barock und im 19./20. Jahrhundert die Zahl der Auseinandersetzungen mit diesem Sujet am größten ist. Daher sollen auch gleichsam exemplarisch zwei Rezeptionsdokumente aus diesen beiden Epochen herausgegriffen werden, die, auch aufgrund ihres hohen Rangs in der Kunst- bzw. Musikgeschichte, exemplarisch für die Rezeption des Daphnestoffes stehen:

Die Skulptur *Apollo und Daphne* von Gian Lorenzo Bernini und die Schlusszene der Oper *Daphne* von Richard Strauss. Dabei lassen sich bei allen drei Formen der Darstellung, der literarischen, der künstlerischen wie der musikalischen, erstaunliche Gemeinsamkeiten und Kontinuitätslinien, gerade hinsichtlich der angewendeten



Apollo und Daphne, Casa di Marcus Lucretius, Pompeji

narrativen Technik über die Grenzen der einzelnen Kunstgattungen hinweg aufzeigen. Dabei soll der Fokus der Betrachtung ausschließlich auf die Darstellung der eigentlichen Verwandlung der Daphne in einen Lorbeerbaum gelegt werden, die Vorgeschichte(n) spielen dabei nur eine untergeordnete Rolle.

Die Schilderung der Metamorphose bei Ovid

Die konkrete Metamorphose, die interessanterweise durch das flehentliche Bitten Daphnes selbst ausgelöst wird (*mutando perde figuram*; Met. 1, 546), schildert Ovid folgendermaßen (Met. 1, 547ff):

vix prece finita torpor gravis occupat artus, mollia cinguntur tenui praecordia libro, in frondem crines, in ramos brachia crescunt, pes modo tam velox pigris radicibus haeret, ora cacumen habet: remanet nitor unus in illa.

Bei dieser Schilderung der Verwandlung Daphnes fällt auf, dass sich Ovid hierbei einer raffinierten narrativen Technik bedient, die gerade uns Menschen des 20. und 21. Jahrhunderts vertraut und überaus modern erscheint:



Metamorphose der Daphne, Majolika-Teller, Italien 16. Jh.

Als ob er eine Filmkamera benutzen würde, beschreibt Ovid den unglaublichen Vorgang und lässt den Leser zum Betrachter werden, der durch die Linse dieser Kamera das Geschehen verfolgt. Gelenkt vom „Regisseur“ Ovid beobachtet man, wie sich der Körper des Mädchens allmählich in einen Baum verwandelt. Dabei wandert die „Betrachtkamera“ beim Lesen mehrfach über den Körper Daphnes:

Während zunächst der ganze Körper in den Blick genommen wird (*torpor gravis*), zoomt die Kamera anschließend auf die Körpermitte (*praecordia*), wandert hinauf zu den Haaren (*crines*), wieder hinab zu den Armen (*brachia*), schwenkt dann weiter hinab zu den Beinen/Füßen (*pes*), um abschließend kurz auf dem Gesicht (*ora*) zu verharren. Die Totale am Schluss hebt die nach wie vor unveränderte strahlende Schönheit (*nitor*) der verwandelten Daphne hervor.

Es handelt sich also um eine (bei einer literarischen Schilderung unumgängliche) diachrone Vorgehensweise des Autors, die durch den geschickten Einsatz dieser narrativen Technik eine ganz persönliche und individuell unterschiedliche Version des Beschriebenen in der Vorstellung des Lesers/„Betrachters“ entstehen lässt. So formt sich während des Lesevorgangs

in der Imagination des Lesers sukzessive ein bildhafter Ablauf der Geschehnisse, der sich letztlich zu einer Art Film formt. Ovid produziert sozusagen ein „Kopfkino“ beim Leser, durch das die Eindringlichkeit des Metamorphosenvorgangs besonders deutlich zum Ausdruck kommt. Wir werden später noch sehen, dass dieses Phänomen auch bei der Beschreibung der Metamorphose mit musikalischen Mitteln zu beobachten ist, nur mit dem Unterschied, dass das „Kopfkino“ aufgrund der Wahrnehmung mit dem Ohr anstelle mit der des Auges erfolgt.

Berninis Skulptur *Apollo und Daphne*

Angesichts der eben geschilderten Erzähltechnik Ovids kann es nicht verwundern, dass die Daphne-Metamorphose speziell bildende Künstler immer wieder dazu herausgefordert hat, dieses Sujet in „ihrem“ Genre umzusetzen. Speziell der Großmeister der barocken Skulptur, Gian Lorenzo Bernini, sah darin zudem eine ideale Gelegenheit, im Rahmen der damals äußerst leidenschaftlich geführten Paragone-Diskussion (der Auseinandersetzung über die Vorrangstellung innerhalb der bildenden Künste und um das Verhältnis



Apollo und Daphne, Gian Lorenzo Bernini (1598–1680), Rom, Galleria Borghese

der Bildkünste zu anderen schönen Künsten, speziell der Dichtkunst) mit einem Großmeister der (antiken) Dichtkunst in einen Agon einzutreten und zu beweisen, dass die moderne Skulptur der (antiken) Dichtkunst – nicht der antiken Skulptur! –, speziell was das narrative und dramatische Potential betrifft, eindeutig überlegen ist. Bernini will also den horazischen Gedanken des *ut pictura poesis* in ein *ut poesis sculptura* umwandeln. Dabei führt er bei der Gestaltung seiner Figuren, und, wie wir sehen werden, bei der Figur von Apoll und Daphne in ganz besonderem Maße, eine auch aus kunstgeschichtlicher Sicht entscheidende Neue-



rung ein: Bernini erkannte nämlich das dramatische Potential, das in den Möglichkeiten der Bildhauerei steckt und war der Ansicht, dass eine Skulptur keine statische Momentaufnahme einer bestimmten Situation ist, sondern immer eine (mehr oder minder) dramatische Geschichte erzählen sollte.

Hier scheint ganz deutlich ein entscheidender Wesenszug Berninis auf, für den bei jeder Form von Kunst (wie eigentlich im menschlichen Leben überhaupt) der theatralische Aspekt bzw. Effekt im Vordergrund stehen sollte. Leben und ganz besonders Kunst bedeutete in erster Linie Theater, und zwar im ursprünglichen Wortsinn als „Schau-Werk“, aber auch als möglichst perfekt inszeniertes „Bühnenstück“ – großes Theater also, wo immer es möglich war. Und so verwundert es nicht, dass Bernini als erster nachantiker Bildhauer eine dramatische Erzählung in Form einer Rundplastik realisierte. Zeitgenossen werden ihn für diese revolutionäre Übertragung poetischer Themen in die Bildhauerei in den höchsten Tönen loben und bewundern, speziell die Daphnegruppe erregte höchste *admiratio* und *meraviglia*, „*tutta Roma concorse a vederla per un miracolo*“ und Bernini wurde als „*Michelangelo del suo tempo*“ gefeiert.

Aufgrund seiner dramatischen Kompositionswise gestaltet Bernini konsequenterweise die Daphnegruppe dann auch ganz bewusst so, dass er dem Betrachter keinen ausschließlichen Blickwinkel vorgibt, wodurch sich keine „Hauptansicht“ der Skulptur ausmachen lässt, wie sie z. B. bei mittelalterlichen Figuren, etwa an den Fassaden gotischer Kirchen, zu erkennen ist. Vielmehr sind seine Skulpturen explizit auf eine 360°-Ansicht angelegt. Da das Erfassen einer solchen Skulptur nicht in einem einzigen Augenblick möglich ist, wird der Betrachter zu einer diachronen, sukzessiven Wahrnehmung der Figuren, zu einem dynamischen Erleben „gezwungen“: Er wird vom Künstler dazu gebracht, Berninis künstlerischer Regie folgend die Figurengruppe zu umrunden und sich die Skulptur Schritt für Schritt und in chronologischer Abfolge der Ereignisse zu erarbeiten. Nur so kann er sie in ihrer Ganzheit bzw. in allen erzählerischen Aspekten verstehen. Man spricht daher auch von kinematischer oder „Kamerashwenk“-Wahrnehmung. Dabei zielt er mit seiner Art der Darstellung auf das Erfassen und Durchdringen der dichterischen Aussage, um diese dann in plastische Erzählung umsetzen zu können.

Links: Apollo und Daphne, Gian Lorenzo Bernini, 3D-Modell

Es geht Bernini aber nicht um reine Nacherzählung der mythischen Handlung, sondern vielmehr um das Weiterentwickeln, Variieren, Neuformen und Neuinterpretieren von dichterischen Motiven, ganz im antiken Sinne der „Formbarkeit des Mythos“. Er entwickelt sich so zum „*gran favolatore*“, der als Bildhauer über die reine *imitatio* der Dinge/Natur, die ja lange als höchste Form der Malerei wie der Dichtkunst galt, hinaus und stellt als erster nachantiker Bildhauer die visuelle Vieldimensionalität der Darstellung einer (mythischen) Begebenheit ins Zentrum seiner Skulpturen. Dies ist eine Qualität, die so nur in der Skulptur möglich ist und in dieser Form naturgemäß in der Dichtkunst fehlen muss.

Bernini versteht demnach seine Art der Wiedergabe einer (mythischen) Begebenheit als Weiterentwicklung der Dichtkunst, wobei die Vielsichtigkeit einer Skulptur („*molte vedute*“) zum „ästhetischen Postulat“ avanciert und damit auch zum zentralen Element der Kunst des Barock überhaupt wird (man denke nur an das Phänomen des *theatrum sacrum*).

Bernini entwickelt also sein eigenes „Narrativ“ der Ereignisse um die Verwandlung Daphnes in einen Lorbeerbaum, indem er nicht nur die narrative Technik Ovids in die bildende Kunst transferiert, sondern auch dessen literarische „Kameratechnik“ in die Führung des Betrachters seiner Skulptur umwandelt. Wie dies konkret „funktionieren“ kann, sei im Folgenden, auch unter Einbeziehung des ovidischen Texts, kurz beschrieben.

Zunächst ist es von entscheidender Bedeutung zu wissen, dass Bernini die Figurengruppe, die er 1622–25 im Auftrag des Kardinals und Kunstmäzens Scipione Borghese schuf, genau für einen bestimmten Raum in der Villa des Kardinals auf dem Pincio (der heutigen Galleria Borghese) geschaffen hat (sie steht auch heute noch genau an der ursprünglich dafür vorgesehenen Stelle). Die Gruppe sollte nämlich – typisch für den Theatermacher Bernini – den Betrachter gleich zu Beginn mit einem theatralischen Überraschungseffekt beeindrucken:

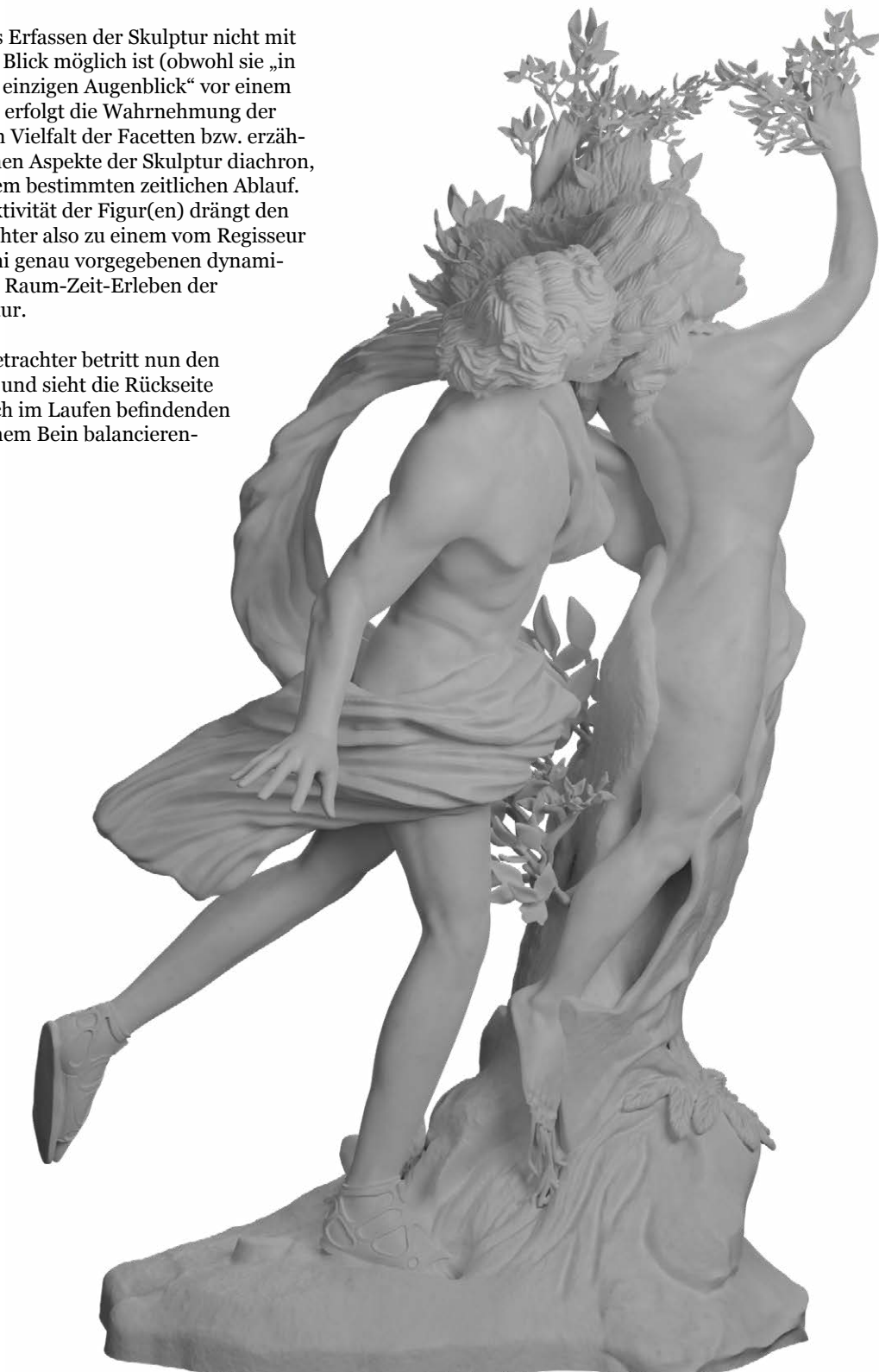
Der Zugang zu diesem Raum war nämlich nur über eine bestimmte Tür an der Nordwestseite möglich, so dass der Betrachter, wenn er den Raum betritt, als erstes die Rückseite (!) eines laufenden Mannes erblickt. Mit dieser irritierenden Perspektive verband Bernini eine ganz konkrete Absicht: Die Skulptur sollte gerade nicht von einem „idealen“ (Haupt-) Standpunkt aus gesehen werden, vielmehr soll der Be-

trachter dazu gebracht werden, die Figur in einem vom Künstler genau determinierten Zeit- und Raumordnungssystem zu erleben und sich zu erschließen. Das Verhalten des Betrachters wird also immer durch die Skulptur konstituiert. Dies führt zu einer sukzessiven, kinematischen Wahrnehmung der rundplastischen Figuren („Kamerashwenk-Wahrnehmung“).

Da das Erfassen der Skulptur nicht mit einem Blick möglich ist (obwohl sie „in einem einzigen Augenblick“ vor einem steht), erfolgt die Wahrnehmung der ganzen Vielfalt der Facetten bzw. erzählerischen Aspekte der Skulptur diachron, in einem bestimmten zeitlichen Ablauf. Die Aktivität der Figur(en) drängt den Betrachter also zu einem vom Regisseur Bernini genau vorgegebenen dynamischen, Raum-Zeit-Erleben der Skulptur.

Der Betrachter betritt nun den Raum und sieht die Rückseite des sich im Laufen befindenden auf einem Bein balancieren-

den Apoll. Der Überraschungseffekt ist geglückt, die Neugierde des Betrachters ist geweckt, er bewegt sich gespannt weiter um die Figur herum. Nun erblickt er die Silhouette einer Frau mit hochgeworfenen Armen, die dem männlichen Verfolger zu entkommen versucht.



Ovid (Met. 1, 541f) schildert die Situation folgendermaßen:

*ocior (Apollo) est requiemque negat tergoque fugacis
imminet et crinem sparsum cervicibus adflat.*

Geht der Betrachter noch ein Stück weiter um die Figur herum, kann er Apoll direkt ins Gesicht schauen: Dessen Blick ist (angesichts seines für ihn sicheren Erfolgs) klar, offen, (vor)freudig. Keine Spur des an sich ja durchaus anstrengenden Verfolgungslauf sind zu erkennen – was wiederum genau zur literarischen Darstellung durch Ovid passt. Auch hier ist beim Verfolgungsrennen von Daphne und Apoll – zumindest auf Seiten des Verfolgers keinerlei Anstrengung erkennbar: Der im Vollsprint hinter der Nymphe herhetzende Gott hält eine rhetorisch perfekt durchstilisierte Rede, in der er nicht nur seine alles überstrahlenden Fähigkeiten als Gottheit preist (V. 512ff), sondern auch Daphne durch die Bewegung und den in ihrem Haar und Gewand spielenden Wind als nur noch attraktiver und begehrenswerter empfindet (V. 500ff). Dann aber erfolgt der „kritische Augenblick“, die Peripetie der Verfolgungsszene: Der Verfolger erreicht die Verfolgte (*imminet et crinem sparsum cervicibus adflat*, V. 542) und die erschöpfte und verzweifelte Daphne bittet ihren Vater Peneus um Hilfe durch Verwandlung (V. 543f):

viribus absumptis expalluit illa citaeque victa labore fugae spectans Peneidas undas.

Unser Betrachter ist mittlerweile, beeindruckt durch die Dramatik des Geschehens, fast unbemerkt ein wenig weiter um die Skulptur herumgegangen und kann Daphne deren Worte gleichsam von den Lippen ablesen:

*fer, pater, inquit, opem! si flumina numen habetis,
qua nimium placui, mutando perde figuram!* (V. 545f)

Gleichzeitig bahnt sich aber im Moment der größten Nähe auch der dramatische Umschwung der Ereignisse, die Metamorphose Daphnes, an. Ihre Bitte wird erhört, Daphne wird dem Zugriff Apolls entzogen. Bernini zeigt nun zugleich das Verbindende und das Trennende: Während Daphne ihren Körper nach hinten biegt, knickt Apoll leicht in der Hüfte ein, weil er, überrascht durch das wundersame Ereignis, abrupt zum Stehen kommt. Die eben noch als typische Laufgeste gelesene Bewegung der rechten Hand verwandelt sich bei einem zweiten Hinsehen plötzlich in eine Bewegung des Abbremsens, Apolls rechte Schulter dreht sich nach hinten; um das durch das rapide Stoppen des Laufes gefährdete Gleichgewicht zu halten, muss er seine Rechte nach hinten ausstrecken. Seine Mimik wirkt auf einmal unsicher, er öffnet den Mund im Erstaunen, die ganze Gruppe kommt auf einmal zum Stillstand.

Zudem entsteht in diesem Moment ein Leerraum zwischen den beiden eben sich noch fast berührenden Körpern, zwischen dem Schambereich Apolls und den Körper Daphnes schieben sich gleichsam als „Schutzschild“ das faltenreiche Tuch sowie ein Lorbeerzweig und die Baumrinde, Apoll tastet mit der Linken nach Daphne, berührt aber nur noch Rinde. Bernini ist es gelungen, gleichzeitig größtmögliche Nähe und Ferne der beiden Figuren abzubilden.

Dass die erotische Komponente der Skulptur von den Zeitgenossen aber durchaus gesehen wurde, beweisen die beiden Inschriften am Sockel der Skulpturengruppe. Die musste Kardinal Borghese im Nachhinein, nach Aufstellung der Gruppe, anbringen lassen, nachdem sich einige Mitglieder des Kardinalskollegiums über die allzu freizügige und sittengefährdende Darstellung der Daphnegruppe öffentlich echauffiert hatten. Um dieser Kritik den Wind aus den Segeln zu nehmen, beauftragte Borghese seinen Kardinalskollegen Maffeo Barberini (den späteren Papst



Urban VIII.), der als exzellenter Latinist galt und schon früher durch seine äußerst qualitativollen Gedichte internationale Beachtung gefunden hatte, mit dem Verfassen eines Distichons. Es verweist explizit auf die bitteren und negativen Seite der Liebe:

*Quisquis amans sequitur fugitivae gaudia formae,
fronde manus implet baccas seu carpit amaras.*

Wer verliebt den Freuden der flüchtigen Schönheit nachjagt, füllt die Hände mit Laub und pflückt bittere Beeren.

Durch diesen literarischen Kniff, der von vorneherein hochironisch und auf keinen Fall wörtlich gedacht gewesen sein muss, stellt sich der Verfasser ganz in die spielerisch-ironische Tradition Ovids und trifft damit genau dessen Geisteshaltung: Die moralische Aussage steht in höchstem Kontrast zur materiellen Substanz der Gruppe.



Dennoch scheint die Inschrift die oberflächliche Aussageabsicht der Skulptur in Richtung einer moralischen Belehrung des Betrachters umzuwandeln; offenbar hat sie die Kritik der Kardinalskollegen in aller Öffentlichkeit entkräftet und die sittliche Unbedenklichkeit der Skulptur für alle Zeit sichergestellt. So kann der Betrachter beruhigt seine Umrundung fortsetzen und wendet seine Aufmerksamkeit weg von Apoll hin zu Daphne: Sie befindet sich nun mitten im Transformationsprozess der Metamorphose. Auch hier basiert die künstlerische Umsetzung auf der literarischen Basis Ovids. Als exzellenter Kenner der *Meta-*

morphosen nutzt Bernini den ovidischen Text nicht nur als Ausgangspunkt für seine bildliche Darstellung und setzt viele der dort geschilderten Details mit beeindruckender Detailgenauigkeit und Texttreue um; vielmehr entwickelt er die narrative Technik des Schriftstellers durch die konsequente Ausschöpfung aller Möglichkeiten der vollplastischen, optischen Darstellung weiter und erhöht dadurch die Intensität der (dramatischen) Aussage bis an die Grenzen ihrer Möglichkeiten.

So wandert der Blick des Betrachters genau wie bei Ovids Kameratechnik wiederholt über den Körper Daphnes und erlebt

so jede einzelne Phase der Verwandlung nach: Hat der Betrachter die Skulptur zu etwas mehr als der Hälfte umrundet, erscheint ihm die Verwandlung Daphnes in den Lorbeerbaum als fast abgeschlossen; ein Eindruck, der sich verstärkt, wenn er die zweite Längsseite der Gruppe erreicht hat. Aus dieser Perspektive ist Daphne fast nur noch Baum, die schorfige, abweisende Rinde bildet einen scharfen Gegensatz zur weichen Haut.

Gleichzeitig lässt sich hier auch schon der nächste theatralisch-künstlerische Geniestreich Berninis in dieser an Überraschungen so reichen Skulptur beobachten: Hatte die dramatische Handlung mit der Verwandlung Daphnes eben noch ihren absoluten Höhepunkt erreicht, verwandelt sich nun der Charakter der Handlung von einem Moment zum anderen hin zu einer lyrischen, gleichsam reflektierenden Darstellungsweise

Auch die Art der Handlung bzw. ihre Darstellung hat nunmehr eine Metamorphose erfahren: Nach der erfolgten Verwandlung Daphnes tritt Apoll in der letzten Phase der Skulpturenurundung buchstäblich in den Hintergrund. Zwar kann er Daphne jetzt berühren, aber doch nur an ihrer Rinde, nicht mehr an ihrer Haut:

... positaque in stipite dextra sentit adhuc trepidare novo sub cotice pectus (V. 553ff).

Zugleich wirkt er aber fast wie mit Daphne verwoben, die Stoffbahn seines Gewands scheint aus dem Baumstumpf herauszuwachsen, bildet einen Bogen und ver-



Inscription am Sockel von Berninis Statuengruppe, Autor: Maffeo Barberini, der spätere Papst Urban VIII.





1

... torpor gravis occupat artus, (4)
 mollia cinguntur tenui praecordia libro, (4)
 in frondem crines, in ramos brachia crescunt, (1)
 pes modo tam velox pigris radicibus haeret, (3)
 ora cacumen habet. (2)



2



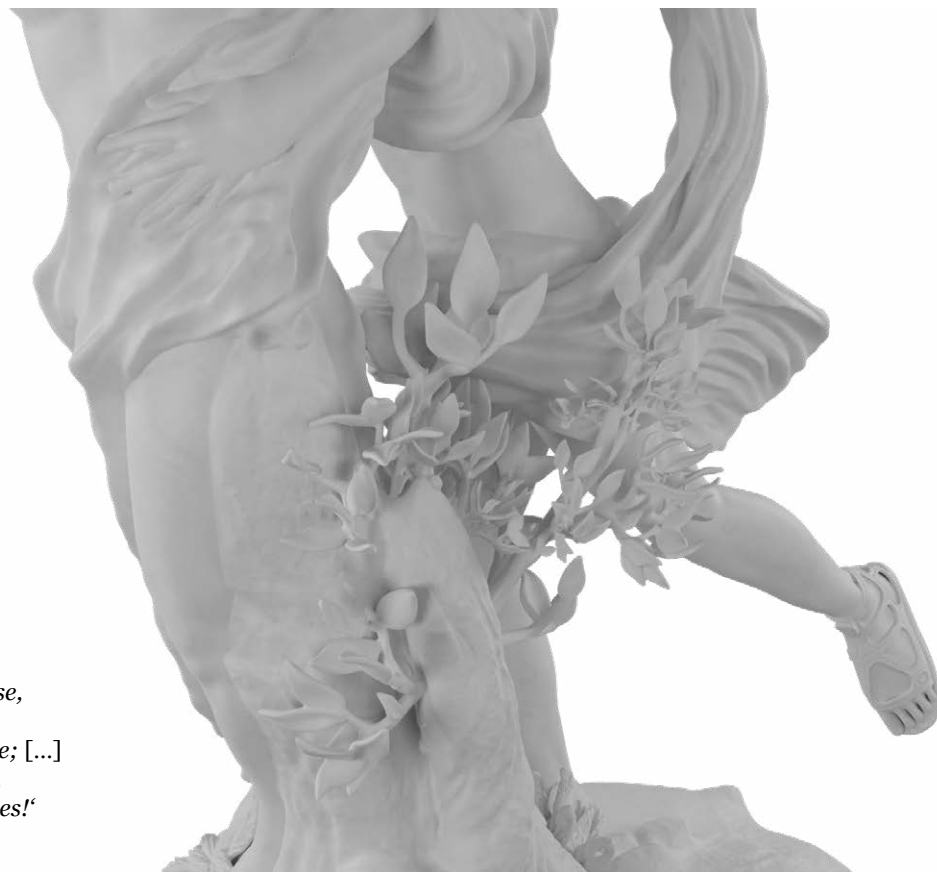
3



4

schmilzt wieder mit dem Baumkronenhaar Daphnes: Die Beziehung der beiden hat sich also von einer erotisch-gewaltsamen hin zu einer harmonischen, geistig-ideellen gewandelt, die Verbindung der beiden basiert auf gegenseitigem Verstehen. All dies ist einerseits im ovidischen Text angesprochen, all dies wird aber andererseits durch die geniale künstlerische Umsetzung Berninis bildhaft ausgedrückt und dadurch in seiner Aussagekraft noch einmal verstärkt. Mit der Verwandlung Daphnes hat sich aber auch das Verhältnis der beiden Protagonisten einer Metamorphose unterzogen: Der ursprünglich rein triebgesteuerte Apoll, der von Daphne gleichsam „gefangen“ ist, akzeptiert diesen neuen Charakter des Verhältnisses zu Daphne und macht dies auch durch das Erwählen des Lorbeers zu seinem persönlichen Symbol deutlich (V. 557ff. und 564ff):

Cui deus ,at quoniam coniunx mea non potes esse, arbor eris certe', dixit, mea! semper habebunt te coma, te citharae, te nostrae, laure, pharetrae; [...] utque meum intonsis caput est iuvenale capillis, tu quoque perpetuos semper gere frondis honores!' finierat Paeon: factis modo laurea ramis adnuat utque caput visa est agitare cacumen.



Mit dem Ende der ovidischen Metamorphose hat auch der Betrachter der Skulptur Berninis seine 360°-Umrundung beendet. Dabei wurde klar, dass die Skulptur die Darstellung eines zunächst dramatischen, dann lyrisch geprägten Prozesses ist: So bedienen sich Bernini wie Ovid im Grunde der gleichen narrativen Technik, nämlich der sukzessiven Handlungsbeschreibung, die durch die hohe Plastizität der Darstellung sowie die subtile Form der Schilderung (Kameraschwenk-Technik) beim Leser bzw. Betrachter eine kinematische Wahrnehmung der Ereignisse, eine Art „Kopfkino“ entstehen lässt. Dabei verstärkt Bernini den visuellen Eindruck noch zusätzlich, indem er auf zweierlei Art die Figuren in diesem Kopfkino zum Laufen bringt: Zum einen durch die in der Skulptur liegenden Bewegung, zum anderen durch die narrative Sukzessivität der Bewegung des Betrachters um die Statue herum.

Zudem gelingt es Bernini, mit dieser Darstellung gleich in mehrfacher Hinsicht verschiedene Formen von Metamorphosen (die ja letztlich auch eine, wenn auch sehr spezielle, Form der Bewegung ist) bildlich umzusetzen: Auf der einen Seite die eben angesprochene Metamorphose des Verhältnisses von Apoll und Daphne sowie die Verwandlung der dramatischen Handlung in eine lyrische. Auf der anderen Seite erreicht er auch in künstlerischer Hinsicht eine dreifache Metamorphose, die für ihn als Skulpteur letztlich auch den Triumph des Bildhauers über die Materie bedeutet:

So verwandelt Bernini den Marmor, Inbegriff des Festen und Statischen, zum einen in reinen Affekt, indem sich auf dem Höhepunkt des Geschehens die Begierde Apolls in Erstaunen und die Abneigung Daphnes in Entsetzen transformiert; zum anderen bringt er durch die im Moment höchster Geschwindigkeit und Aktion plötzlich erstarrende Bewegung der beiden Figuren, vor allem aber durch die Bewegung des Betrachters und die daraus resultierende narrative Technik der kinematischen Sichtweise auch den Stein dazu, sich zu „bewegen“ (zumindest im Geist bzw. der Imagination des Betrachters). Und schließlich durch die Verwandlung der Form selbst – also der eigentlichen körperlichen Metamorphose Daphnes –, indem er in handwerklich perfekter Meisterschaft die Verwandlung des schönen Mädchenkörpers in Baum, Rinde, Geäst und Laub wiedergibt: Bernini war es damit gelungen – zumindest sah wohl er selbst es so – den Sieg des Geistes, des künstlerischen, theatralisch-dramatischen Erzählens über





R. Strauss und J. Georg (1938)

die starre, scheinbar unbewegte Materie zu erringen und damit das „klassische“ Gesetz, dass es wesensgemäßes Merkmal der Poesie sei, Geschichte in der Reihenfolge des Geschehens zu schildern, aufzuheben, indem er den festen, unveränderlichen Stein eine Geschichte erzählen lässt.

Die Metamorphose der Daphne in Richard Strauss' Oper Daphne

Aufgrund der enormen, in der mythischen Erzählung von der Metamorphose Daphnes steckenden dramatischen Kraft kann es nicht verwundern, ja erscheint es geradezu als folgerichtig, dass sich über die Jahrhunderte hinweg immer wieder auch Musiker und Komponisten intensiv mit diesem Stoff auseinandergesetzt haben. Dies führte dazu, dass gerade im Bereich des Musiktheaters dem Daphne-Mythos eine hohe musikgeschichtliche Bedeutung zukommt:

So behandelt die erste Oper der Musikgeschichte überhaupt, „La Dafne“ von Jacopo Peri nach einem Libretto von Ottavio Rinuccini aus dem Jahre 1598 das Sujet ebenso wie das erste deutsche bzw. deutschsprachige Opernprojekt, die Daphne von Heinrich Schütz (Text von Martin Opitz, 1627). Leider sind beide Werke größtenteils verschollen, lediglich das Libretto von Opitz ist noch erhalten; ähnliches gilt auch für die 1708 in Hamburg entstandene und aufgeführte Daphne von Georg Friedrich Händel.

Das vorläufig letzte große Opernprojekt in dieser Reihe stellt die Oper Daphne von Richard Strauss nach einem Libretto von Joseph Gregor aus dem Jahr 1937 (Uraufführung 1938 in Dresden, Ltg. Karl Böhm) dar.

In ihr wird Daphne als reines Naturwesen geschildert, deren Liebe der Natur, den Bäumen, Vögeln und dem Wind gilt; der Bereich der erotisch-körperlichen Liebe hat in ihrer Weltsicht keinen Platz, für sie ist die einzig mögliche Form der Liebe die rein geistige, „keusche“ Liebe, sie kann nur rein und in ungleich höherer Form der Zuneigung lieben, anders zu sein ist ihr wesensfremd. So wird Daphne über den gesamten Handlungsverlauf der

Oper gleichsam als menschliche Verkörperung der Naturliebe bzw. Natur selbst gezeichnet, mit ihrer Verwandlung in den Lorbeerbaum wird sie ihrer eigentlichen Bestimmung zugeführt: Sie geht ganz in der von ihr geliebten Natur auf (als Baum wird sie zur „Gastgeberin“ für Vögel, Wind, Menschen) und ist mit ihr in ihrer Gesamtheit verbunden.

Daphnes Metamorphose kommt also auch in der Version des Mythos von Strauss/Gregor eine zentrale Rolle im Gesamtgeschehen zu; auch hier schafft die Metamorphose eine beide Seiten versöhnende Lösung: Apoll muss zwar auch hier auf seine erotisch geprägte ursprüngliche Liebe verzichten, tut dies aber im Dienst bzw. zugunsten einer höheren geistigen Liebe. Durch die Anerkennung der Bestimmung Daphnes kann er seine Liebe in eine geschwisterliche Liebe, die „ewig“ dauern wird, umwandeln und Daphne zugleich durch die Einsetzung des Lorbeers als seines ureigenen Kult- und Ehrensymbols für immer an sich binden. Gleichzeitig unterstreicht er so seine Würde als Gott, die er im Gegensatz zum ovidischen Apoll nie verloren hat. Apoll und Daphne haben also ihren Kompromiss gefunden – ähnlich wie bei Ovid (und Bernini), aber doch in der Ausprägung gänzlich anders. Man spürt deutlich die (spät)romantische und gleichzeitig doch auch sehr moderne Ausrichtung dieser Interpretation des Mythos.

Das Aufgehen Daphnes in der Natur wird besonders deutlich in der Schlusszene der Oper, in der ihre Metamorphose mit beeindruckenden musikalischen Mitteln sowie einer narrativen Technik, die mit den gleichen bzw. ähnlichen Mitteln arbeitet wie Ovid und Bernini, geschildert wird.

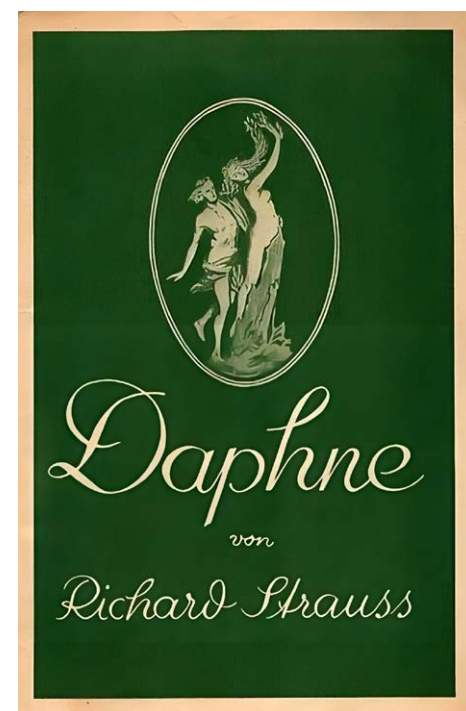
Dabei stellt die Vorgehensweise bei der Analyse der musikalischen Ausdrucksmittel letztlich kein anderes Verfahren dar als die sprachlich-stilistische Analyse und Interpretation eines lateinischen Textes, nur eben mit dem Unterschied, dass der Eindruck auf der Basis des Gehörs (bzw. mit Unterstützung der Partitur) erfolgt. Bestimmte Klangmittel, Instrumentationseffekte und Kompositionstechniken können so daraufhin untersucht werden, in welchem Verhältnis sie zum (ovidischen) Text stehen und ihn vertiefen, ausdeuten, ihm erst den eigentlich intendierten Aussagecharakter verleihen und so eine die Handlung überziehende und mit anderen künstlerischen Mitteln unmöglich zu erreichende Atmosphäre schaffen. So wird bei der musikalischen Darstellung das dynamische Umkreisen der Skulptur durch den

Betrachter bei Strauss praktisch durch die Abfolge der Musik vorgegeben. Der Hörer umkreist das Bild nicht physisch konkret, sondern in seiner geistigen Imagination, nur erfolgt das „Erhören“ des Geschehens eben mit dem Ohr statt mit dem Auge.

Dabei ähnelt die narrative Technik bei Strauss sehr der von Bernini: Auch der Komponist spielt, wie im Folgenden beschrieben wird, mit einer Art auditiven Kameratechnik. Die Verwandlung Daphnes, das Hochwachsen des Baumes von den Wurzeln bis zum Gipfel wird derart diachron beschrieben, dass man mit dem Ohr, ähnlich wie mit dem Auge, die Metamorphose nachverfolgen kann. Dabei findet ein vergleichbares „Kopfkino“ im Bewusstsein des Hörers statt, wie es beim Lesen des literarischen Texts oder dem visuellen Erfassen der Skulptur und dem Entwickeln der „Filmszene“ in der Imagination des umrundenden Betrachters geschieht.

Das Hören der Metamorphose entspricht praktisch dem Erfassen der dritten Dimension der Kinematik beim visuellen Erfassen, es ermöglicht ein imaginäres Nacherleben der Geschichte, das Bild formt sich sukzessive im Gehirn und wird dort zu einem Gesamtbild zusammengeführt, der sukzessive Charakter der Dichtung spiegelt sich im sukzessiven Fortschreiten der Musik wieder – *ut poesis musica!*

Dabei ist beeindruckend zu beobachten, dass Strauss mit Hilfe seiner exzellenten Kompositions- und v. a. Instrumentati-



Librettoheft der Uraufführung

onstechnik und dem damit verbundenen hohen Grad an Ausdifferenzierung des Orchesterapparats die musikalisch-narrative Umsetzung der Metamorphose so gestaltet, dass eine Analyse nur durch reines, intensives Hören erarbeitet werden kann. Bei intensiverer Auseinandersetzung bietet aber auch der Blick in die Partitur selbst dem musikalisch weniger erfahrenen Hörer leicht erkennbare, augenscheinliche und dennoch wertvolle Erkenntnisse.

So soll nun das Hauptaugen- bzw. Ohrenmerk auf die Instrumentierung des Orchesters, die hier wie im Folgenden eine entscheidende, interpretierend-gestalterische Funktion hat, sowie auch auf die Melodieführung und ihre Verlaufslinien gerichtet werden.

Die Metamorphose der Daphne stellt die Schlusszene der Oper dar, diese wird markant durch einen Beckenschlag (Ziffer 238) gekennzeichnet bzw. eingeleitet.

Zu Beginn der Metamorphose wird durch die Farbgebung der Harmonik sowie die Wahl der Instrumente eine ganz bestimmte Atmosphäre geschaffen: Statische, tief in der Basslage angesiedelte, dunkle Akkorde im p vermitteln ganz offensichtlich den Eindruck der einsetzenden Starre und Unbeweglichkeit der Glieder Daphnes (der

Schlusszene aus „Daphne“ von Richard Strauss/Joseph Gregor

Daphne: Ich komme – ich komme –
Grünende Brüder ...
Süß durchströmt mich
Der Erde Saft!
Dir entgegen –
In Blättern und Zweigen –
Keuschestes Licht!

Daphne unsichtbar, an ihrer Stelle erhebt sich der Baum

Stimme der Daphne:
Apollo! Bruder!
Nimm ... mein ... Gezweige
Wind ... Wind ...
Spiele mit mir!
Selige Vögel,
Wohnt in mir ...
Menschen ... Freunde ...
Nehmt mich ... als Zeichen ...
Unsterblicher Liebe ...

Mondlicht hat sich über den ganzen Baum gebreitet. Daphnes Stimme tönt aus seinem Geäst weiter.

torpor gravis Ovids). Diese Starre scheint sich nur mühsam in die Bewegung der Verwandlung umzusetzen, die durch den gezielten Einsatz der tiefen Fagotte, kurz darauf des Englischhorns in einer zwei-

fachen Fuge (Fagott/Englischhorn, dann Bassettthorn/Fagott) angezeigt wird (s. Abb. S. 55 u.). Auffällig ist außerdem, dass sich die Melodieführung ausschließlich in Halb-

Daphnes Verwandlung
Mäßig langsam

The musical score is for the scene 'Daphne's Transformation' in Richard Strauss's opera 'Daphne'. It is marked 'Mäßig langsam' (Moderately slow). The score includes parts for I. II. gr. Fl., Engl. Hr., C Clar., Baßclar. (A), I. II. III. Fag., 4 Hörner (E), I. II. III. Pos., Pauken, and Becken. The music features a complex texture with many half notes and some melodic lines in the woodwinds. Dynamics include 'dim.' and 'p'.

Musical score for measures 239-240. The score includes parts for I. II. 3 gr. Fl., III., 2 Hob., Engl. Hr., C Clar., Basseth., Baßclar. (A), I., 3 Fag., II. III., and IV. Horn (E). The woodwinds play a chromatic line with various dynamics like *pp*, *p*, and *cresc.* The strings play a steady accompaniment.

tonschritten bewegt, die sich nur ganz allmählich und in einer zähen Aufwärtsbewegung nach oben bewegt (Fagott und Englischhorn, später dann Flöten). Durch diese chromatische Linienführung wird

der allmähliche Übergang vom Menschen in den Baum wiedergegeben, Chromatik wird, als narrative Technik eingesetzt, zur Prozessbeschreibung der Metamorphose, die markanten Terz- und Quartsprünge im

Bassethorn oder der Bassklarinette, den tiefsten Instrumenten der Klarinettenfamilie, dienen als Zeichen der Bewegung innerhalb der Metamorphose, die punktierten Achtel beschreiben das „Heraus-

Musical score for measures 240-241. The score includes parts for I. II. 3 gr. Fl., III., 2 Hob., Engl. Hr., C Clar., 2 A Clar., Basseth., Daphne, I., 3 Fag., II. III., and I. IV. Horn (E). Daphne's voice part has the lyrics: „Ich kom - me - Ich kom - me - grü - nen - de“. The woodwinds continue their chromatic line with *cresc.* markings. The strings play a steady accompaniment.

Musical score for measures 245-246. The score includes parts for 3 gr. Fl. (Flutterzunge), II. III., I. Hob., II. A Clar., Baßclar. (A), I. Fag. (mit Dämpfern), 3 Trp. (E), I. Harfe, Stimme der Daphne (Wind...), I. Pult, I. Viol., V. VI. Pult (m. D.), and II. Viol. The woodwinds play a chromatic line with *cresc.* and *dim.* markings. The strings play a steady accompaniment. The harp has a *glissando* marking. Daphne's voice part has the lyrics: „Wind...“.

springen“ der Zweige aus den Fingern und Armen Daphnes.

Zu diesen tiefen Holzblasinstrumenten gesellen sich sodann Schritt für Schritt Klarinette, Oboe und Flöte (Ziffer 239 und folgende Takte). Dieses auffällige Ansteigen im Holzbläserregister symbolisiert das allmähliche Werden des Baumes: das Aufsteigen in die Höhe, das Herauswachsen der Zweige aus den Armen, die sich immer mehr verästeln. Solches Verästeln wird in der Partitur nicht nur durch das stetige quantitative Zunehmen der Instrumente (gleichsam das „Aufblühen“ des Instrumentariums), sondern auch durch die stark ineinander verwobene, schlängelnde Melodieführung der einzelnen Register eindrucksvoll verdeutlicht: polyphoner Satz als Zeichen für wachsendes Gezweige!

Da sich ferner die musikalische Darstellung dieser Anfangsphase der Metamorphose praktisch ausschließlich derjenigen Instrumente bedient, die dem Bereich Holz-Bläser zuzuordnen sind – lediglich das IV. Horn liefert einen Pedalton im *p* –, könnte man auch hierin einen bewussten Griff bei der Instrumentierung durch Strauss sehen, zumal Holzbläser bei ihm des Öfteren, wie beispielsweise in seinem

Ballett „Josephslegende“, explizit Keuschheit (hier eben die der Daphne) symbolisieren.

Daphne selbst begleitet ihre Metamorphose mit den versöhnlichen Abschiedsworten an ihren „Bruder“ Apollo, wobei auch sie – parallel zur Melodieführung im Orchester – zunächst nur in chromatischen Halbtönen sprechen kann.

Mit dem Wort „Licht“ ist in einem strahlenden Cis-Dur-Akkord ihre äußere Verwandlung abgeschlossen, sie ist, wie die Regieanweisung im Libretto bemerkt, „unsichtbar, an ihrer Stelle erhebt sich der Baum“. Von nun an ist nur noch die Stimme Daphnes zu hören, zudem wird ihr Sprechen immer „fragmentarischer“, sie kann keine ganzen Sätze mehr, nur noch einzelne Worte, unterbrochen von Musik, formulieren.

Durch dieses immer weiter unterbrochene und abgesetzte Sprechen Daphnes wird eindrucksvoll der fortschreitende, endgültige Übergang in die Existenzform des Baumes und die damit verbundene zunehmende Unfähigkeit zu menschlichem Sprechen beschrieben.

Unterstrichen wird dieser Vorgang zudem durch die auffällige Abnahme der Polyphonie in der Orchesterführung: Die äußere

„Verzweigung“ ist nun abgeschlossen, Daphne geht immer mehr in der schlichten Natur auf – da liegt es nahe, diesen Vorgang durch konsequentes Hinarbeiten auf eine ruhige, ausgeglichene Homophonie auch musikalisch mitzuvollziehen. Gleichzeitig wird immer noch die „bildhafte“ Untermalung und Hervorhebung bestimmter Textelemente fortgeführt: So wird an der Stelle „Wind ... Wind, Spiele mit mir!“ (Ziffer 245) das Spielen eben dieses Windes in den Ästen durch flirrende Läufe der Geigen und Glissandi der Harfe und der Violinen ebenso hörbar gemacht wie das Zwitschern der Vögel durch anhaltendes Trillern bzw. der Flatterzunge der Flöten im Anschluss daran (s. Abb. S. 57, Ziffer 245 und S. 58).

Es wird deutlich, dass der Orchesterpart ebenso wie die Gestaltung der Singstimme durch die höchst differenzierte und feine Ausgestaltung durch den Komponisten weit über das sonst geläufige Maß bloßer Begleitung hinausgeht und durch die narrative Eindringlichkeit eine formgebende Selbständigkeit der Ausdeutung erreicht, die, je länger der Metamorphosenvorgang andauert, desto unverzichtbarer erscheint.

Auch bei der Formung des nächsten und letzten Abschnitts übernimmt das Or-

3 gr. Fl. I. II. III.
I. Hob.
2 A Clar. I. II.
Baßclar. (A)
I. Fag.
I. Harfe
Stimme der Daphne
I. Pult
I. Viol.
V. VI. VII. VIII. Pult (m. D.)
3 Soli
II. Viol.
V. VI. Pult (m. D.)
Br. Solo
II. Solocello

Se - li - ge Vö - - - gel, woh - net in

(vom Wipfel des Baumes)

Daphne-Motiv

chester gleich zu Beginn die Aufgabe, den in den Worten „Menschen ... Freunde ... Nehmt mich ... als Zeichen ... unsterblicher Liebe ...“ (Ziffer 248) angelegten inneren Höhepunkt der Metamorphose vorzubereiten und aufzubauen. Dieser dramatische Höhepunkt, der nicht nur in der Fortissimo-Dynamik des nunmehr vollen Orchesterapparats, sondern auch in dem von Daphne lange im fff ausgehaltenen „Freunde“ klar zum Ausdruck kommt, bedeutet gleichzeitig auch die letzte Artikulation der „Nympe“ Daphne, deren auch innere Verwandlung nun mit den Worten „Nehmt mich ... als Zeichen ... Unsterblicher Liebe“ zum Abschluss gekommen ist und die jetzt – das wird das folgende Orchesternachspiel beschreiben – ganz zum reinen Naturwesen geworden ist.

Strauss lässt die Metamorphose mit dem äußeren Abschluss der Verwandlung aber nicht einfach enden. Vielmehr schließt er ein Orchesternachspiel, mit dem auch die ganze Oper enden wird, und das noch einmal und in aller Ruhe das unglaubliche Geschehen gleichsam nachbetrachtet, reflektiert und für den Hörer nachvollziehbar macht, an – ein letzter Teil des wohlüberlegten musikalischen Narrativs von Strauss mit einem erneut und gezielt eingesetzten musikalischen „Kopfkino“.

Das Orchesternachspiel wird eingeleitet durch ein Trompetensignal unmittelbar nach den letzten Worten Daphnes, nach dessen Ertönen der Orchesterapparat ganz schnell vom fff ins ppp zurückgeführt und von der Instrumentierung her kurzfristig auf eine einzige Flöte reduziert wird.

Im Folgenden wird nun der neue und endgültige Zustand Daphnes beschrieben: Ruhige, getragene Grundakkorde, über denen vornehmlich in den Violinen das Daphne-Motiv (s. Abb. oben), eng verwoben mit dem Apollo- und Lorbeer-Motiv ausgesungen wird, sowie die ausgeglichene Homophonie zeigen an, dass nun der vollkommene Einklang Daphnes mit der Natur erreicht ist: Die Harmonie des

Orchesters, das damit zugleich zu Spiegelbild und Ausdrucksform von Natur geworden ist, symbolisiert die Harmonie Daphnes mit und in der geliebten Natur. Daphnes Stimme, die noch vereinzelt aus dem Geäst ertönt, kann keine Worte mehr formulieren, ist nur mehr Melodie. Damit ist auch im musikalischen Bereich eine Metamorphose vollzogen worden: Die menschliche Stimme Daphnes ist zum Instrument, Daphne selbst zum Naturlaut geworden. Eindrucksvoller hätte die Metamorphose kaum durchgestaltet und beendet werden können.

Fazit
Fasst man die Eindrücke zusammen, die sich bei der Analyse der drei Auseinandersetzungen in literarischer, bildhauerischer und musikalischer Hinsicht ergeben, lassen sich – bei allen naturgemäßen Unterschieden zwischen den Kunstgattungen – erstaunliche Gemeinsamkeiten erkennen: So stehen vor allem der Wechsel bzw. die Verwandlung an sich und die damit verbundenen physischen (bei Daphne), psychisch-psychologischen Entwicklungen und charakterlichen Veränderungen der beiden Protagonisten im Zentrum aller drei Künstler – dies hätte man ohnehin bereits im Vorfeld vermuten können. Vor allem aber ist aufgefallen, dass Ovid, wie Bernini, wie Strauss die gleiche narrative Technik bei der Schilderung der *Metamorphosen*-Episode verwenden, in allen drei Versionen findet im Grunde der gleiche Prozess statt: Sowohl beim Lesen des Textes, beim betrachtenden Umrunden der Skulptur als auch beim Hören der musikalischen Umsetzung bewirken die Künstler mithilfe ihrer jeweils eigenen diachronen Erzählweise, dass sich durch die kinematische Wahrnehmung des Geschehens sukzessive im Kopf des Rezipienten eine bildhafte Darstellung bzw. Abfolge des Geschehens formt und als „Kopfkino“ schließlich zu einem intensiven, auch emotional berührenden Gesamtbild zusammengeführt wird. So erfolgt die Erschließung des Geschehens bei Ovid durch „Er-lesen“, bei Berni-



Richard Strauss (1864–1949)

ni durch „Er-sehen“ und bei Strauss durch „Er-hören“:
ut pictura poesis,
ut poesis sculptura,
ut poesis musica! ■

Ausschnitte aus Richard Strauss, Daphne mit Cheryl Studer (ca. 40 Min.)



Gesamteinspielung Wiener Staatsoper 2004, Dirigat Semyon Bychkov



Unter dem QR-Code finden Sie Literaturangeben zum Beitrag.



Res publica restituta? Augusteische Raummetamorphosen III

Michael Lobe



Abb. 10: Tempel des Mars Ultor und Porticus am Forum Augusti (Gismondi-Modell)

Modestia: Das bescheidene Haus des Augustus auf dem Palatin

Im Jahre 36 v. Chr. erwarb der spätere Kaiser Augustus das Haus des Redners Q. Hortensius Hortalus – derjenige, gegen den Cicero im Verresprozess 70 v. Chr. gewonnen und sich einen Namen als erster Redner Roms gemacht hatte. Das mehrstöckige Haus war verglichen mit den Luxusbauten anderer sehr bescheiden. Das war Absicht: Augustus wollte sein Prinzipat, de facto eine Monarchie, als *res publica restituta*, als Wiederherstellung der ideal gedachten altherwürdigen Republik mit ihrem *mos maiorum* aufgefasst wissen; ostentativ lebte der erste Mann des Staates Bescheidenheit vor – nicht zuletzt in Abgrenzung zu Antonius, der mit Kleopatra in Alexandria ein üppiges orientalisches Luxusleben geführt hatte. Gleichwohl war das bescheidene Haus etwas Besonderes, und zwar aus mehreren Gründen: Augustus hatte den Standort auf dem Palatin

bewusst ausgesucht – es befanden sich in unmittelbarer Nähe die wichtigsten Erinnerungsorte der Stadt: Das Lupercal (die Höhle, in der die Wölfin die beiden Zwillinge Romulus und Remus aufgefunden haben soll), die Hütte des Romulus, der Tempel der phrygischen Kybele bzw. Magna Mater sowie die *Scalae Caci*. So sollte zum einen die mythische Aura des Stadtgründers Romulus, aber auch die des Staatsgründers Äneas auf den Nachbarn Augustus abfärben: Die Magna Mater aus Phrygien verwies auf den aus Kleinasien stammenden Staatsgründer Äneas, und die Stufen des Cacus gemahnten an die Zeit des Hirten-Rom Pallanteum, das dem Palatin ja seinen Namen gab. Hier lebte der Sage nach der aus Arkadien geflohene König Euander mit seinem Sohn Pallas, der in der Fiktion des vergilischen Epos den Flüchtling Äneas willkommen hieß und ihm von der Heldentat des Herkules erzählte, der das feuerspeiende Ungeheuer

Cacus besiegt habe: Äneas wird wie einst Herkules im achten Buch der Äneis, ohne Anstoß daran zu nehmen, in der kleinen Hütte des Euander übernachten – wahre Größe zeigt sich darin, bescheiden sein zu können – ganz so wie später Romulus, der in einer bescheidenen Hütte hauste. (Abb. 1, S. 61) Augustus hatte sein Domizil also bewusst auf mythisch-geschichtsträchtigen Terrain genommen und an das frührepublikanische Ideal der *modestia* angeknüpft. Trotz der äußeren Bescheidenheit hob sich sein Haus – abgesehen von der beschriebenen mythischen Kontextualisierung – durch eine weitere Besonderheit von den Wohnstätten seiner senatorischen Standesgenossen ab, denn die Augustusresidenz war mit symbolträchtigen Attributen ausgestattet: Mit seiner Ernennung zu Augustus im Jahre 27 v. Chr. ließ der Senat am Eingang des Hauses zwei Lorbeerbäumchen als Zeichen der imperialen Gewalt des Augustus



Abb. 1: Rekonstruktionsmodell des Hüttendorfes auf dem Palatin

und einen Eichenkranz, die *Corona civica*, anbringen, die ihn als „Retter der Bürger“ auszeichnete. (Abb. 2) Zudem war die *domus Augusti* Teil eines sakralen und kulturellen Bauensembles: Gleich nebenan stand der marmorne Apolltempel, eine griechisch-lateinische Bibliothek und die sogenannte Danaidenportikus (Abb. 3). Die Danaidenportikus war eine Säulenhalle mit Darstellungen der mythischen 50 Töchter des Danaos, die bis auf eine in der Brautnacht die Söhne von Danaos' Bruder

Ägyptos umgebracht hatten und zur Strafe dafür in der Unterwelt auf ewig Fässer ohne Boden auffüllen mussten. (Abb. 4) Es gibt viele Deutungsversuche, stellvertretend Lillian Balensiefen: „Das Thema der Figuren der *Phoebe porticus* war also, wenn man die schwarzen Karyatiden mit ihnen identifiziert, der in den Jahren 31 und 30 v. Chr. bei Actium und in Ägypten über jenen Erzfeind endgültig errungene Triumph. Das ganze prachtvolle und viel besungene Bauwerk der Danaidenhalle

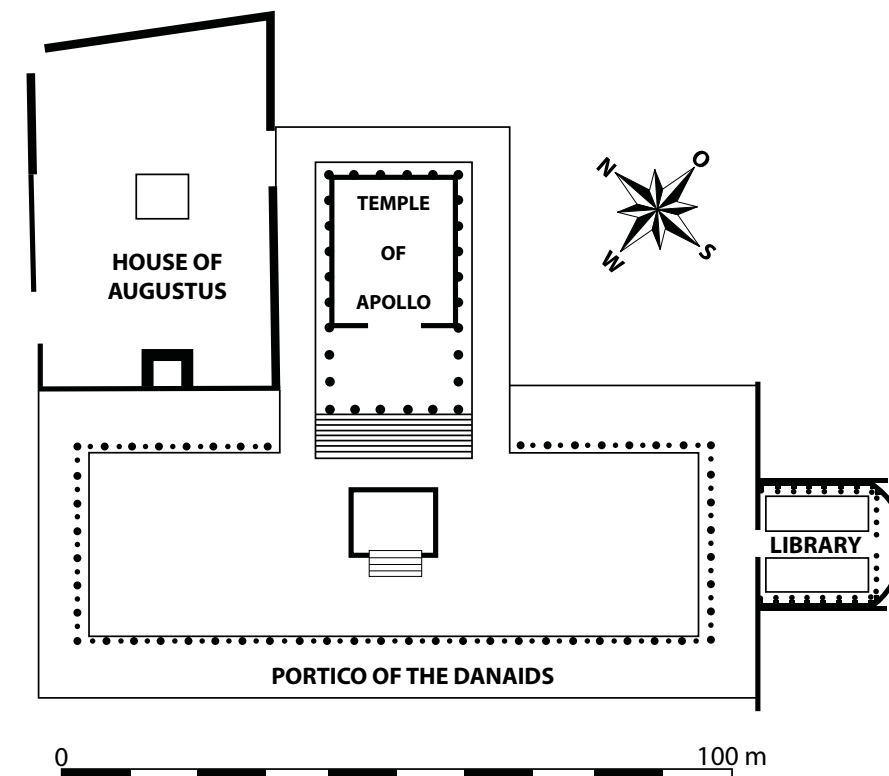


Abb. 3: Die Danaidenportikus auf dem Palatin



Abb. 2: Aureus mit der *corona civica* über der Tür des Augustushauses und Lorbeerbäumchen



Abb. 4: Erhaltene Danaidenstatue aus Marmor

ist demzufolge als ein Monument anzusehen, das plakativ und zeichenhaft an diesen endgültigen Sieg erinnerte, der die Voraussetzung für den Anbruch des neuen Zeitalters sein sollte.“¹ Eine Rampe im Haus des Augustus führte direkt in den Tempel, und die Botschaft dieser Bauten war unmissverständlich: Der Princeps wohnt direkt neben seiner Hausgottheit Apoll und ist wie der Musenanführer Apoll auch ein Förderer der Literatur und Kultur. Vom palatinischen Apolltempel ist so gut wie nichts

¹ *Inimicum insigne* (Verg. Aen. 12, 944): Die Bilder des Danaidenmythos auf dem Palatin und in Vergils 'Aeneis' als Wahrzeichen, in: Tradition und Zukunft, Klassische Sprachen und Literaturen, München 2001, S. 38.

mehr erhalten. Wie er ausgesehen haben mag, kann man über Properz Elegie 2, 31 erschließen: „Du fragst, warum ich allzu spät komme? Die goldene Säulenhalle Apolls ist vom großen Kaiser eröffnet worden. Sie war zu einem so bedeutenden Anblick mit punischen Säulen untergliedert, zwischen denen die weibliche Nachkommenschaft des greisen Danaos stand. Hier allerdings schien mir ein marmorner Apoll, schöner als der echte, selbst auf stiller Lyra seinen Gesang zu ertönen. Und rings um den Altar standen die vier Rinder des Künstlers Myron, lebensechte Standbilder. Dann erhob sich mittendrin der Tempel in strahlendem Marmorweiß, wertvoller als Ortygia, die Heimstatt Apolls. Auf ihm



Abb. 5: Statue des Apollo Palatinus auf einem Denar

stand über dem Giebel die Quadriga des Sonnengottes: Und erst die Tempelportale, edles Schnitzwerk aus nordafrikanischem Elfenbein: Das eine betrauerte die vom Gipfel des Parnass herabgeworfenen Gallier, die andere den Tod der Tantalustochter Niobe. Hierauf ließ der pythische Gott selbst, eingerahmt von Mutter und Schwester, in langem Gewand seine Lieder ertönen.“

Weder die Danaidenportikus noch das Standbild Apolls vor dem Tempel ist

erhalten, aber immerhin gibt eine Münze Auskunft über dessen Aussehen (Abb. 5). Die Skulpturengruppe der vier Rinder Myrons (*buculae Myronis*) sind ebenso wenig wie die goldene Quadriga erhalten. Die elfenbeinernen Portale haben Apoll als Rächender mit seinem Bogen gezeigt und damit die wehrhafte Seite des Princeps Augustus als Mahnung an etwaige Landesfeinde thematisiert. Im Tempel selbst standen drei Statuen: Apoll, seine Schwester Diana und Mutter Latona. Diese palatinische Kultbildtrias ist auf einem augusteischen

Marmorrelief erhalten. (Abb. 6) Die Statue des Apoll im Inneren des Tempels selbst könnte auf einer Kopie des Originals des Künstlers Skopas zu erkennen sein (Abb. 7) – sie zeigt Apoll als Leierspieler, als Musaget. Auch der Kaiser sah sich als Förderer der Kunst und Literatur. In der Ambiguität des Apollo *toxophoros* und *citharoedus* bildet sich die prinzipielle Janusköpfigkeit des Octavian-Augustus ab. Als rächender Warlord war er unerbittlich: Am Jahrestag der Ermordung seines Ziehvaters Cäsar, also am 15.3.43 v. Chr., ließ er 300 Landadlige mit der kühlen Bemerkung *moriendum est* hinschlachten (*arae Perusinae*). Als gereifter Princeps Augustus war seine Außendarstellung die eines von *clementia* und weiteren Idealtugenden geprägten ersten Mannes im Staat, der sich auf Porträts mit altersloser *curam* Miene abbilden ließ.

Exkurs: Die Ambivalenz des saeculum Augustum

Ambivalenz bzw. Janusköpfigkeit ist ein generelles Signum des *saeculum Augustum*. Die *pax Augusta* bedeutete, dass nach einem Jahrhundert der Bürgerkriege in Italien und Rom tatsächlich Frieden und Wohlstand herrschten – dieses bis heute wirksame Bild der Friedenherrschaft unterschlägt, dass Augustus so viele externe Kriege wie kaum ein späterer Kaiser führen ließ.² Es sei in diesem Zusammenhang an die paradoxe Formulierung *parta victoriis pax* aus dem Tatenbericht des Augustus erinnert: Römischer, auch augusteischer Friede ist das gewaltthafte Befrieden, das *pacare*, verbunden mit der Ideologie des *parcere subiectis, debellare superbos* – wer sind die *superbi*? Das sind prinzipiell alle, die sich dem römischen imperialen Willen nicht fügen, sich widersetzen. Zur Ambivalenz des Augusteischen Zeitalters gehört auch der Begriff der *res publica restituta*, der angeblich wiederhergestellten Republik unter der Führung des *princeps*, des angeblichen *primus inter pares*. Tatsächlich war die Republik formell wiederhergestellt: Der Senat tagte, es gab weiterhin Konsuln – nur: Über die Heeresmacht verfügte Augustus, ebenso über die kaiserlichen ressourcenreichen Provinzen wie Ägypten, in die kein Senator ohne ausdrückliche Erlaubnis einreisen durfte – und der Senat war nach mehreren *lectiones*, Ausleseverfahren, so bereinigt, dass darin zum größten Teil *Claqueure* der kaiserlichen Politik saßen. De facto aber

² Ein aktueller Parallellfall wäre der ehemalige US-Präsident Barack Obama, der den Friedensnobelpreis bekommen hat – dabei ist er der bislang einzige US-Präsident, der jeden Tag seiner Amtszeit hat Krieg führen lassen – für die Öffentlichkeit unsichtbare: Ermordungen angeblicher Terroristen mit Drohnen.

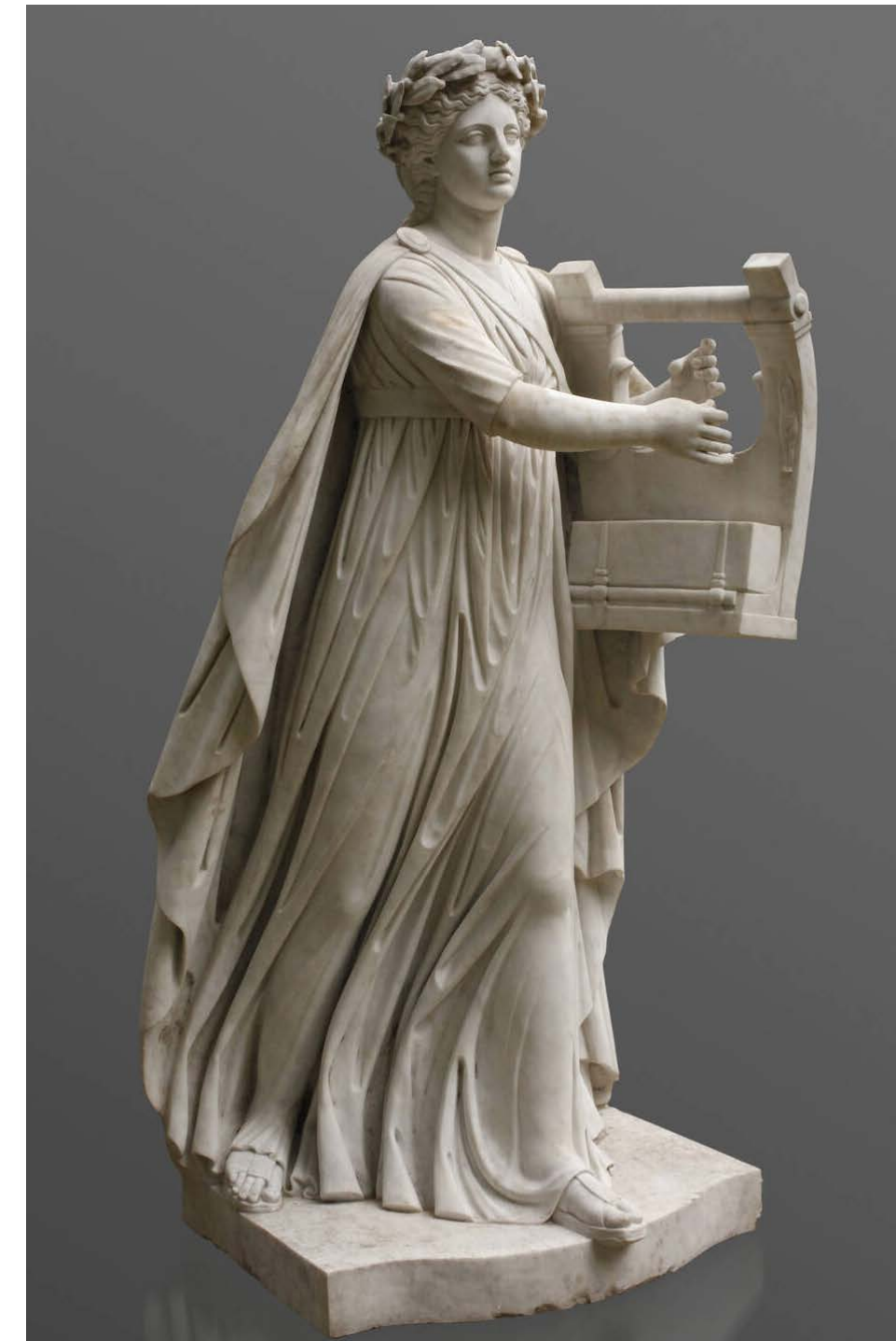


Abb. 7: Statue des Apollo Citharoedus im Inneren des Palatintempels

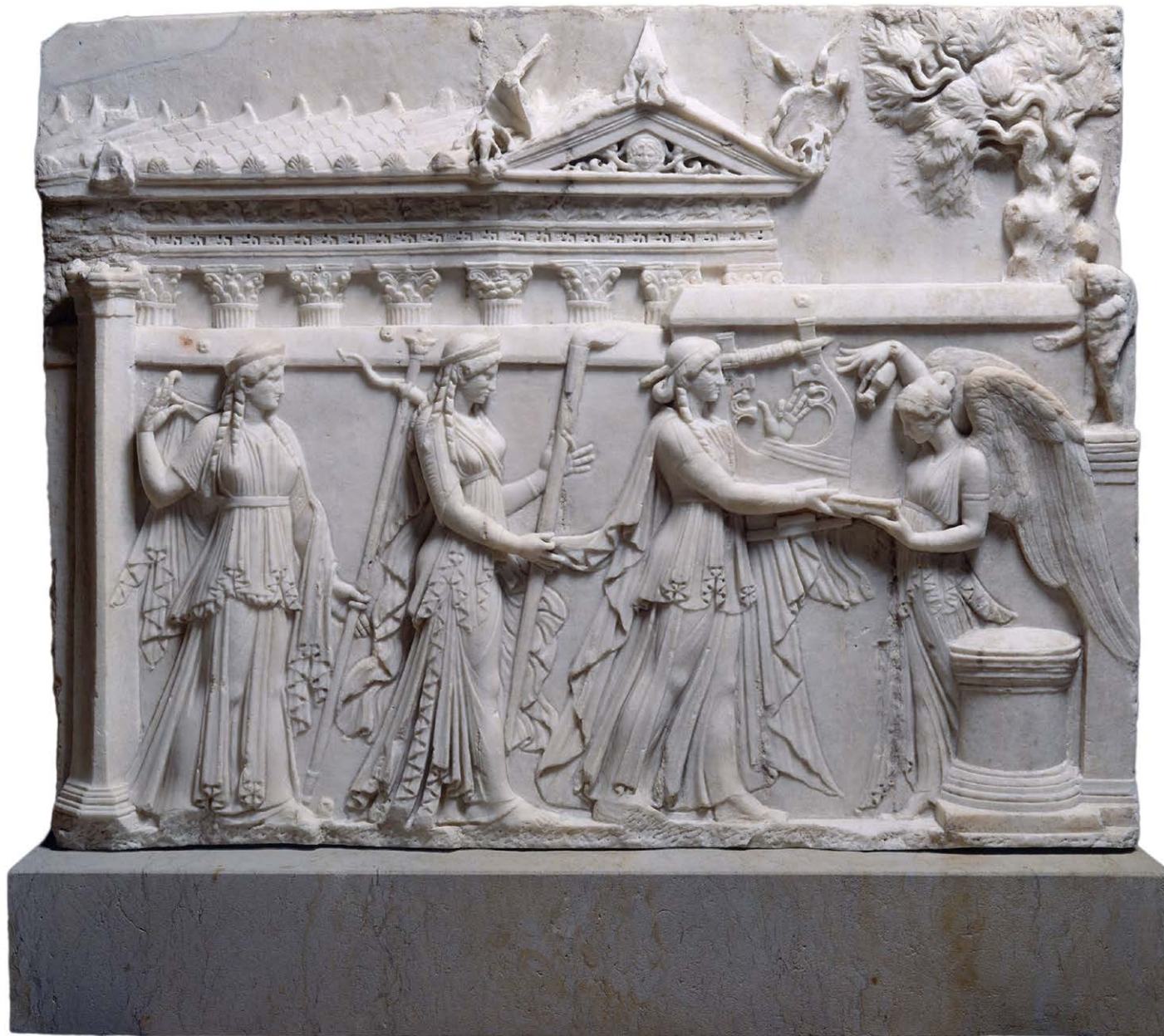


Abb. 6: Latona, Diana und Apoll bei einem Opfer mit der Göttin Victoria (Marmorrelief Altes Museum Berlin)



Abb. 8: Apollfresko aus dem Augustushaus

war der römische Staat zur Fassadenrepublik geworden, zur Monarchie – nur nannte es keiner so.³

Man erinnere sich an das berühmte Bonmot des Asinius Pollio, das in Macrobius Saturnalien überliefert ist: *At ego taceo. Non est enim facile in eum scribere, qui potest proscribere.*⁴

Ein schönes Fresko aus dem Augustushaus (Abb. 8) zeigt Apoll, wie er auf dem Omphalos, dem Nabel der Welt in Delphi, sitzt. Die Römer hatten den sogenannten *umbilicus*, den Nabel der Welt, auf dem Forum stehen, weil sie sich als Mittelpunkt der damals bekannten Welt sahen – diese Abbildung macht deutlich, dass das Zentrum der Welt noch näher zu bestimmen war: Es lag im Hause des Augustus. Das ist alles andere als bescheiden, aber die Ideologie, das Bild nach außen, war *modestia*: Der Weg zum Gipfel der Macht führte über Bescheidenheit. Die sakrale Aura des Hauses durch seine unmittelbare Nachbarschaft zum Apolltempel, die Nähe zu den mythischen Erinnerungsorten der

³ Auch dieses Moment ist hochaktuell: Sind die USA, was sie zu sein vorgeben, eine Demokratie, ja, nach eigenem Verständnis gar das leuchtende Vorbild dieser Staatsform, das man zum Nutz und Frommen aller in die ganze Welt hinaustragen muss – oder sind die USA eher eine Oligarchie bzw. imperiale Plutokratie, wie der 39. Präsident Jimmy Carter befindet: „an oligarchy with unlimited political bribery“. Dann wäre das Label ‚Demokratie‘ nur einschläferndes Opium für die Massen.

⁴ Macr. Sat. 2, 4,21 *Temporibus triumviralibus Pollio, cum Fescenninos in eum Augustus scripsisset, ait, ‚at ego taceo. Non est enim facile in eum scribere, qui potest proscribere.‘*

Römer wie der Hütte des Romulus und die symbolischen Ehrenattribute des Lorbeers, der ja auch die Pflanze des Apoll und des römischen Triumphators ist, hoben das Augustushaus auch ohne äußerlichen Prunk hervor.

Privata luxuria: Das Haus des Vedius Pollio

Die Botschaft des Augustus war: Private Bescheidenheit der Staatselite, aber prächtige Bauten in Rom für die Allgemeinheit. Für dieses Konzept gewann er viele Reiche und Adlige, die öffentliche Bauten aus ihrer Privatschatulle errichten ließen. Es gab aber eine spannende Ausnahme: Vedius Pollio, ein ehemaliger Freigelassener, nun neureicher Ritter und persönlicher Freund des Augustus, hatte eine protzige Riesenvilla mitten in Rom bauen lassen, über die Ovid sagte: „Ein einziges Haus war so groß wie eine Stadt und nahm einen Raum ein, der größer war, als manche kleinen Städte mit ihren Mauern umfassen.“ (fasti VI, 641f) Dieses Haus war dem Kaiser ein Dorn im Auge, da er selbst Bescheidenheit (*modestia*) im privaten Bereich als Leitziel für sich und die Oberschicht ausgerufen hatte – aber er ließ den Freund gewähren. Nach dem Tod des Vedius erbe Augustus die Villa, und anstelle sie weiterzuverschenken oder selbst zu nutzen, ließ er sie ostentativ niederreißen und auf dem freigewordenen Baugrund die seiner Frau gewidmete *porticus Liviae* errichten – eine prächtige Säulenhalle am Rande des Armenviertels, der Subura. Bewusst machte Augustus vorherigen

Privatbesitz zu öffentlichem Besitz: Er schuf damit, was Paul Zanker „Villenglück fürs Volk“ genannt hat: Die Gelegenheit für die Ärmsten der Armen, auch einmal inmitten prächtiger schattiger marmorner Säulenhallen mit Gemälden und Kunstwerken sowie Brunnen und Weinlauben zu lustwandeln, ein Luxus, der sonst nur der Oberschicht in ihren privaten Prachtvillen vorbehalten war. Nichts mehr ist von diesem Bauwerk erhalten.

Publica luxuria: Die Repräsentationsarchitektur des Augustusforums

Octavian hatte nach der Schlacht von Philippi 42 v. Chr. einen Tempel für den rächenden Mars ausgelobt – als Dank für die erfolgreiche Unterstützung gegen die Cäsarmörder Cassius und Brutus. Aber erst 40 Jahre später, im Jahre 2 v. Chr., wurden der Mars-Ulto-Tempel und das Augustusforum eingeweiht – längst war der ursprüngliche Widmungsgrund historisch überholt; das kaiserliche Kabinett aber wusste Rat: Die Feldzeichen, die der unglückliche Triumvir Crassus im Jahre 53 v. Chr. in der Schlacht von Carrhae gegen die parthischen Panzerreiter verloren hatte und die im Jahre 20 v. Chr. mit großem propagandistischen Aufwand zurückgeholt worden waren, wurden nun in die Apsis des Mars-Ulto-Tempels gehängt: Damit war Mars Ulto vom Odium des Bürgerkrieges befreit – er erinnerte nicht mehr so sehr an die Bitternisse des durch die *bella civilia* zerrissenen Rom, sondern fungierte nun als Rächer gegen außenpolitische Feinde, echte *hostes*. Als flankierende Maßnahme hatte Augustus zur Einweihung des Mars-Ulto-Tempels am sogenannten *nemus Caesarum* (im heutigen Trastevere) eine Naumachie errichten lassen, in der die Seeschlacht von Salamis zwischen Athenern und Persern nachgestellt wurde⁵ – diese spektakuläre Reinszenierung sollte die ewige Auseinandersetzung zwischen West und Ost symbolisieren und zeigen, dass nun das Imperium Romanum Griechenland als Verteidiger des Westens gegen das mächtige Perservolk der Parther abgelöst hat. Am 12. Mai 2 v. Chr. wurde der Mars-Ulto-Tempel⁶ eingeweiht und zugleich die *ludi Martiales* neu installiert⁷: 260 Löwen und 36 Krokodile kamen in den *venationes* dieses Tages zu Tode⁸. In der massenhaft-

⁵ Suet. Aug. 43 und Tac. an. 12, 56.

⁶ Vgl. Joachim Ganzert: Im Allerheiligsten des Augustusforums, Mainz 200, S. 109.

⁷ Aug. R.G. 22 *Consul XIII ludos Martiales primus feci, quos post id tempus deinceps insequentibus annis s. c. et lege fecerunt consules.*

⁸ Cassius Dio 55, 10, 7f An den *ludi Martiales* 12 n. Chr. wurden im Übrigen durch Germanicus (dem Ovid die *fasti* widmet) noch einmal 200 Löwen zu Tode



Abb. 9: Forum Augusti

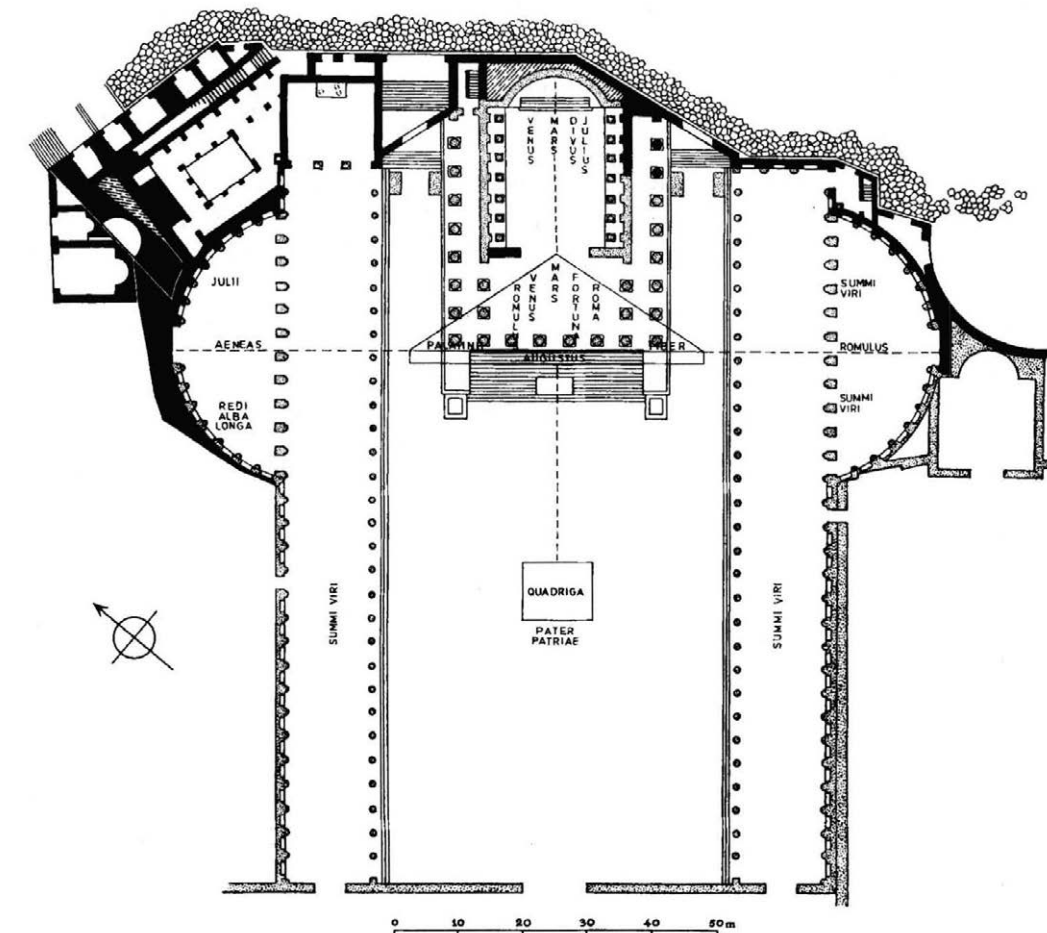


Abb. 11: Ikonographisches Programm des Forum Augusti (Paul Zanker)

ten Tötung dieser wilden Tiere aus dem Orient sollte einmal mehr die Überlegenheit des zivilisierten Westens gegenüber dem naturhaft Ungebändigten des Ostens aufgezeigt werden, und natürlich wurde in diesem grausamen Akt auch die Verfügungsgewalt des Augustus über den gesamten Erdkreis vorgeführt; die Tötung der Nilkrokodile war offensichtlich als Anspielung auf den Sieg über Kleopatra und die Eroberung Ägyptens gedacht. Vom Augustusforum hat sich wenig Eindrückliches erhalten – man sieht Säulenstümpfe und Reste des Mars-Ulto-Tempels und die zu ihm führenden Stufen, dazu die hintere Feuerschutzwand zur Subura, die schief war, weil Augustus peinlichst darauf bedacht war, keine Enteignungen vorzunehmen (Abb. 9). Dabei war das ein zu seiner Zeit gewaltiges und prächtiges Forum, das Besucher nur in Toga gewandbet besuchen durften – allein

gebracht. (Cassius Dio 56, 27, 5)

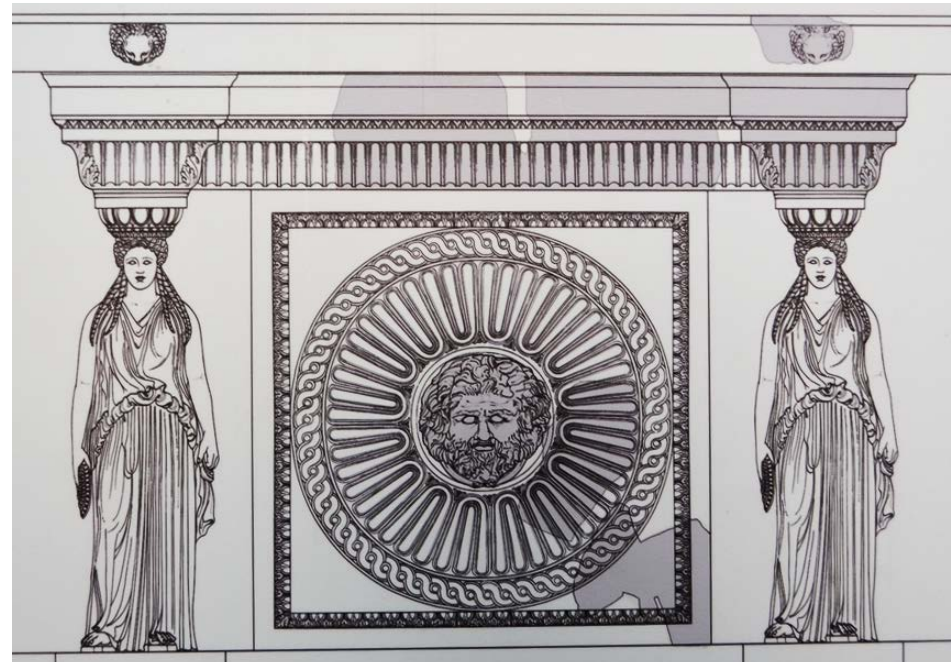


Abb. 14: Gebälkträgerinnen und Jupiter Ammonius auf der Seitenporticus

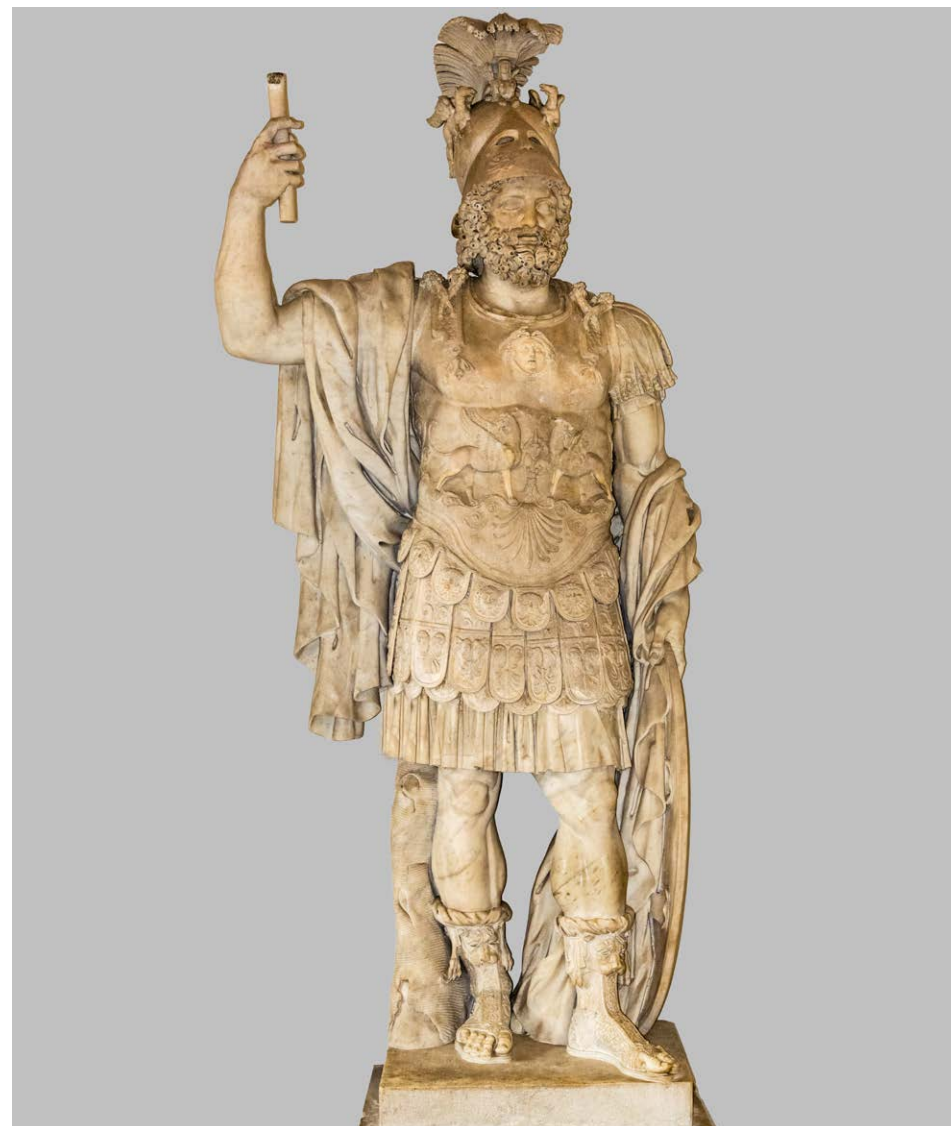


Abb. 12: Replik der Kultstatue des Mars Ultor (Kapitolinische Museen)

durch diese äußere Vorschrift wird dieses Areal aus dem Alltag herausgehoben, und als besonders sakrales Denkmal betont. Der italienische Architekt Italo Gismondi (1887–1974)⁹ vermittelt in seinem Modell des Forums einen guten Eindruck der ursprünglichen Gestalt (Abb. 10, S. 60). Zankers Skizze (Abb. 11, S. 65) zeigt wesentliche Merkmale seines wohlüberlegten Bauprogramms – im nicht mehr erhaltenen Giebelfeld des Tempels findet sich die Trias Venus, Mars und der vergöttlichte Cäsar, erkennbar am für ihn typischen Hüftmantel. Damit hatte Augustus der *gens Iulia* mit ihrer behaupteten Abkunft von der Göttin Venus gehuldigt und sich zugleich in die Nachfolge seines unter die Götter aufgenommenen Ziehvaters Julius Cäsar gestellt. Dieser Tempel des rächenden Mars war ja ursprünglich für den Sieg über die Cäsarmörder ausgelobt worden – nun schwebt Cäsar wie in einer Apotheose über den Köpfen der Besucher des Augustusforums. Im Tempelinneren stand die über 3 m hohe Kultstatue des *Mars Ultor* (Abb. 12) mit Helm, Schild und Speer. An seinen Schulterklappen erkennt man gekreuzte Füllhörner, Symbole des Glücks und Wohlstands, die mit Augustus Einzug gehalten haben. Die Statue lehnt sich an die Athena Parthenos aus dem Parthenon an (Abb. 13): Man sieht den Schild zur Rechten, das Gorgonenhaupt auf der Brust und die Flügelpferde auf dem Helm. Das Originalstandbild des Mars Ultor mag wie die Athena aus Gold und Elfenbein gewesen sein. Es gibt eine zweite Anleihe des Augustusforums an Athen, wenn man sich die Seitenportikus ansieht: Sie sollen mit ihren Karyatidenfiguren (Gebälkträgerinnen) (Abb. 14) an das Erechtheion auf der Akropolis erinnern. (Abb. 15) Hier wird das typisch Eklektizistische der augusteischen Kunst deutlich: Man sucht sich das Beste aus allen Epochen zusammen.¹⁰ Rom war zum neuen Athen aufgestiegen, mit Augustus ein neuer Perikles herangewachsen. Die Naumachie der nachgestellten Schlacht von Salamis zur Einweihung des Mars-Ultor-Tempels besagte nichts anderes, als dass sich das augusteische Rom auch auf kriegerischer Ebene in Nachfolge Griechenlands als neues Bollwerk gegen den persischen Osten versteht. Eklektizistischer Natur sind auch die sogenannten *imagines clipeatae*, die

⁹ Gismondi hatte von 1935–1971 ein Modell der Stadt Rom in konstantinischer Zeit entwickelt, das im Museo della Civiltà Romana ausgestellt ist.
¹⁰ Vergleichbar triumphalistisch war Francis Fukuyamas berühmte Formel vom ‚Ende der Geschichte‘ 1990 nach dem Sieg des kapitalistischen Westens gegenüber dem kommunistischen Osten. Imperien glauben immer, dass sie ewig Bestand haben – das ging Augustus nicht anders als den USA heute.

Rundbilder zwischen den Gebälkträgerinnen: Auf ihnen ist der widdergehörnte Iupiter Ammonius abgebildet, der in der Oase Siwah verehrt wurde. Das sollte an den Besuch dieses Jupiterheiligtums durch Alexander den Großen erinnern, der sich auf Münzen als gehörnter Jupiter mit Ammonshörnern darstellen ließ (Abb. 14). Die Botschaft dieser Rundbilder auf dem Forum Augusti liegt auf der Hand: Augustus ist der neue Alexander, Feldherr und Welteroberer, der auch dem Osten (Parther!) seinen Willen aufzwingt. Dass sich Augustus als neuer, als größerer Alexander verstand, symbolisierten zudem zwei auf dem Augustusforum ausgestellte Alexandermalereien des Apelles¹¹: Das eine zeigte den großen Hellenen mit der Siegesgöttin Nike, das andere Alexander auf einem Triumphwagen stehend neben der gefesselten Allegorie des Krieges – in diesen Abbildungen spiegelte sich Augustus als Sieg- und Friedensbringer und Vollender der Oikumene Alexanders zugleich. Augustus höchstselbst tritt auf seinem Forum in zwei Kolossalmonumenten und in unterschiedlicher Funktion in Erscheinung: In der Mitte des Augustusforums befand sich ein gewaltiges Denkmal mit einer Quadriga, auf der Augustus stand – mit der Aufschrift *Caesar Augustus Divi filius Pater patriae*. Diesen Ehrentitel des Landesvaters hatte der Senat dem Princeps am 5. Februar 2 v. Chr. verliehen. Beim zweiten Beispiel tritt er als opfernder Priester, als Pontifex Maximus, als höchstes religiöses Oberhaupt des Staates, auf. Eine Rekonstruktion (Abb. 16, S. 68) vermittelt einen Eindruck von ihrem Aussehen: Augustus steht im *Capite-Velato*-Gestus mit Opferschale (*patera*) und dem Krummstab des Auguren (*lituus*) im *cinctus Gabinus* da – Inbild der hochgehaltenen Tugend der *pietas*. Übrigens ist die disneyartige Kolorierung der Wände authentisch – aufgrund von Farbresten konnte das Interieur zeichnerisch so rekonstruiert werden. Auf dem Giebel des Mars-Ultor-Tempels (Abb. 17, S. 68) standen zwei *Victoriae* – die Göttin des Sieges war für die augusteische Ikonographie sehr bedeutend: Die Statue der *Victoria* stand seit der Augustuswerdung im Jahre 27 v. Chr. in der *curia Iulia* auf einem Globus, als Symbol augusteischer Siege und des damit einhergehenden Weltherrschaftsanspruchs des Princeps. Doch damit sind die ideolo-

¹¹ Plin. nat. hist. 35, 93f *Romae Castorem et Pollucem cum Victoria et Alexandro Magno, item Belli imaginem restrictis ad terga minibus, Alexandro in curru triumphante. Quas utrasque tabulas divus Augustus in fori sui celeberrimis partibus dicaverat simplicitate moderata; divus Claudius pluris existimavit utrisque excisa Alexandri facie divi Augusti imagines addere.*



Abb. 15: Die Karyatiden des Erechtheions



Abb. 13: Rekonstruktion der Athena Parthenos



Abb. 16: Augustus als Priester in der Sala di Colosso des Augustusforums

gisch-propagandistischen Aussagen des Forums noch nicht erschöpft. In beiden parallel gegenüberliegenden Exedren bzw. Hemicyclen standen sich zwei prominente Figuren des römischen Gründungsmythos gegenüber: Der Staatsgründer Äneas und der Stadtgründer Romulus. Von der Äneasgruppe mit Sohn Ascanius und Vater Anchises sind heute noch Fragmente erhalten, die auf die Statuengröße von ca. 4 m schließen lassen. (Abb. 18). Zwei Wandbilder aus Pompeji (Abb. 19) zeigen mit hoher Wahrscheinlichkeit das Aussehen der Äneasgruppe und der Romulusfigur: Romulus trägt die *spolia opima*, die Beutegegenstände eines besiegten feindlichen Königs, in den Tempel des Jupiter Feretrius. Die Botschaft beider prominent aufgestellten Statuen liegt auf der Hand: Augustus ist ein neuer Äneas und ein neuer Romulus. Wie Vergil in seinem Epos Äneas als typologische Präfiguration des Augustus erscheinen läßt, hat Gerhard



Abb. 17: Mars Ultor-Tempel mit Victorien auf dem Giebel



Abb. 18: Erhaltene Fragmente der Äneasgruppe vom Augustusforum

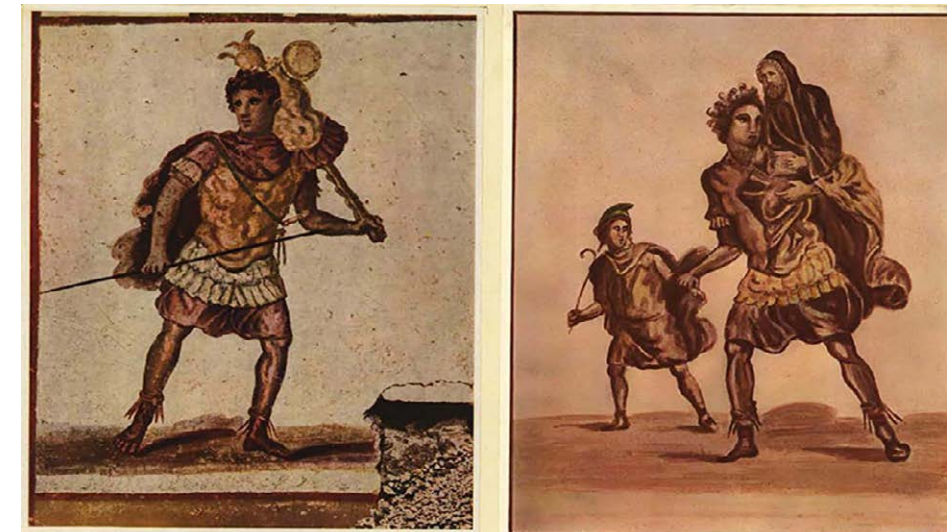


Abb. 19: Romulus und Äneasgruppe vom Augustusforum auf pompejianischem Fresko

Binder in seiner Studie über das achte Buch der Äneis gezeigt.¹² So, wie Äneas gegenüber seinem Vater *pietas* zeigt, indem er ihn auf den Schultern aus dem brennenden Troja trägt, ebenso erweist Augustus seinem Ziehvater Cäsar *pietas* durch die *ultio* an seinen Mördern. Romulus war ursprünglich als Ehrentitel für Augustus vorgesehen, bis die ‚Spindoctors‘ um Octavian bemerkten, dass das Odium des Brudermörders Romulus jederzeit im politischen Kampf als Erinnerung an das *bellum fraternalis* des Bürgerkriegs und Octavians brutale Rolle darin missbraucht werden konnte. Deshalb erfand Munatius

Plancus den genialen Namen Augustus, der neben der Erhabenheit (*augustus/σεβαστός*), die *auctoritas* in sich fasst, den Aspekt des Reichsmehrs (*augere*) und das *augustum augurium* des Romulus, die sagenhafte Vogelschau, die ihn zum König über die künftige Stadt bestimmt. So ist im Namen des Augustus neben der militärisch-expansiven und der innenpolitischen Autorität auch die sakrale Dimension des Staatsoberhauptes in eine schillernde, allumfassende Namensformel gebracht worden. Nichts ist im augusteischen Kabinett dem Zufall überlassen; alles ist sorgsam abgewogen, ausgezirkelt, berechnet.

12 Gerhard Binder. Aeneas und Augustus: Interpretationen zum 8. Buch der Aeneis, Meisenheim an der Glan 1971.

Die *summi viri* des Augustusforums als petrifizierte Römerschau aus Vergils Äneis?

Während seiner Katabasis trifft Äneas nach den Begegnungen mit verstorbenen trojanischen Helden wie Hector und seiner karthagischen Geliebten Dido auf Vater Anchises, der ihm die vorüberziehenden und ans Licht der Oberwelt marschierenden Römer der Zukunft erläutert. Betrachtet man die Seitenportikus des Augustusforums mit ihren Nischen für die Statuen der *summi viri*, könnte man versucht sein zu glauben, es handle sich dabei um die konkrete figurative Umsetzung der Römerschau aus der Äneis. Chronologisch plausibel wäre es: Vergil hatte sein Epos von 29–19 v. Chr. verfasst, das Augustusforum war 17 Jahre später eröffnet worden, als die Äneis längst in den Rang eines Nationalgedichts aufgestiegen war. Das Faszinierende an der augusteischen Epoche ist, dass Literatur, Kunst und Architektur stets aufeinander verweisen und eine Einheit von Ideen bilden.

Zum Schluss seien die vielschichtigen und komplexen Aussagen des Augustusforums knapp zusammengefasst: Im Mittelpunkt steht Augustus als *Pater Patriae* (Quadriga) und als religiöses Staatsoberhaupt (Sala di Colosso) inmitten seiner göttlich geadelten *gens Iulia* (Tempelgiebel). Rom ist das neue Athen (Mars-Statue in Anlehnung an die Athena Parthenos, Porticus mit Karyatiden wie auf dem Erechtheion). Augustus ist nicht nur ein zweiter Perikles, sondern auch ein zweiter Alexander (*Imagines clipeatae* mit Iupiter Ammonius), der über die gesamte Welt gebietet, wie symbolisch die bunten Marmorarten aus aller Welt beweisen. Zugleich ist er auch die verheißene Erfüllung mythischer Vorbildfiguren wie Staatsgründer Äneas und Stadtgründer Romulus (Exedren der Seitenportikus). Die Statuenreihen der *summi viri* bilden suggestiv die Entwicklung der römischen Geschichte auf ihr teleologisches Endziel hin ab: Augustus und den Prinzipat. ■

Die Römer, das Fremde und die Stadt

Christoph Ebner

Das „Fremde“ sollte für die römische Gesellschaft trotz ihrer so unterschiedlichen biographischen, kulturellen und religiösen Zugänge bis in die (oder gerade in der) Spätantike empfindliche Herausforderungen bereithalten, die (zumindest zum Teil) auch auf den Straßen Roms und damit für die Bevölkerung (be)greifbar wurden. Bereits in der Zeit der frühen Republik trat die Heterogenität des *populus Romanus*, dessen Exogamie, eindringlich zutage, (festzumachen etwa an der bei Livius überlieferten Erzählung vom Raub der Sabine-rinnen). Diese tief im römischen Denken verankerten Grundprinzipien wurden bald zu rechtlichen Leitlinien, die sich beispielsweise im Abschluss von *foedera*, Verträgen mit den Nachbarn, und dem daran anschließenden Protokoll der Fetialen vor bzw. in Gestalt der förmlichen Kriegserklärung nachweisen lassen. Diese Rituale wiederum dienten Cicero als Anknüpfungspunkt für sein Dogma des *iustum bellum*, das (durch die christliche Tradition, die Denker der Spätscholastik und die deutsche Naturrechtslehre) über Jahrhunderte hinweg immer wieder diskutiert und interpretiert wurde und letztlich über den Art. 8a des Römischen Statuts des Internationalen Strafgerichtshofes und dem dort definierten „Verbrechen der Aggression“ auch heute wiederum unmittelbare Bedeutung erlangt hat.

Das Fremde erwuchs im Rom der frühen Republik somit zu einer Kategorie, die nicht unbedingt negativ konnotiert war, definierte sich die römische Gesellschaft doch primär über das Bürgerrecht und die über das Römische Recht vermittelten Privilegien der Bürger. Besonders durch Kriege, die Einverleibung von fremden Territorien und die damit in Verbindung stehende Flut an Sklaven und Söldnern aus Gebieten von jenseits der Grenzen des Römischen Reiches, wurde den Bewohnern Roms, von denen die meisten wohl zeitlebens die Stadt nicht verließen, ein Blick auf das Fremde ermöglicht (und der Krieg selbst zu einer „Alltagserfahrung“). Bereits seit dem zweiten vorchristlichen Jahrhundert bildeten so fremde Krieger einen wichtigen Bestandteil des römischen Heeres und brachten als *auxiliares* (gerade in den Eroberungskriegen der späten Republik) oft entscheidende Expertise in die ansonsten homogenen Gruppen schwerer



Ianustempel, Peter Paul Rubens (1634)

Infanterie ein. Besonders angetan hatten es den Römern dabei die Germanen, vor allem ihr Geschick auf dem Rücken ihrer Pferde, so dass bereits Caesar große germanische Kavallerieverbände in seinen Dienst stellte, die ihm in den entscheidenden Kämpfen gegen Vercingetorix vor Alesia 52 v. Chr. schließlich den Sieg sichern sollten.

Die Stadt
Ähnlich der Hauptstadt des Habsburgerreiches am Ende des langen 19. Jahrhunderts, dem Wien des Fin de Siècle, als die Donaumonarchie eine letzte Hochphase (jedenfalls aber auch ihre Endphase) durchlebte, in der ein großer und starrer Verwaltungsapparat die Monarchie weiter am Laufen hielt, war auch das Rom der Spätantike ein Abglanz vergangener Zeiten.

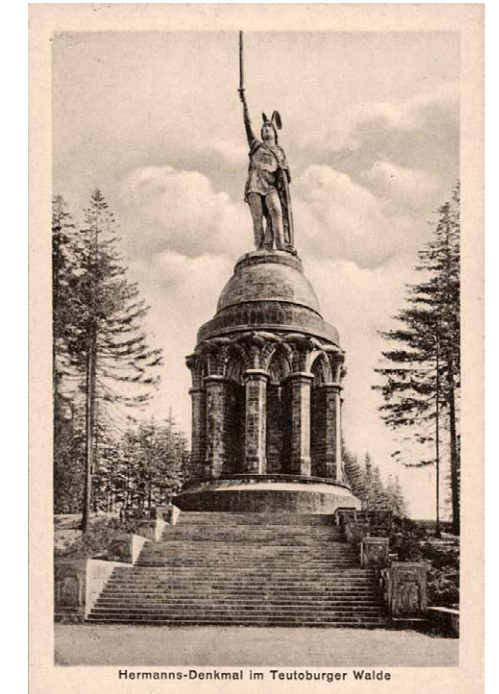
Wien, das um 1900 mehr als 2 Millionen Einwohner zählte, galt wie das antike Rom als Schmelztiegel der Kulturen, in dem sich neben der (intellektuellen) Hautevolée auch eine Vielzahl einfacher Menschen tummelten, die auf einen Ausweg aus ihrer tristen wirtschaftlichen Situation hofften. Die *urbs aeterna* hatte bereits seit der Endphase der Republik wie ein Vakuum die Menschen von Überallher zusammengesaugt, wobei Hautfarbe und Herkunft lange Zeit nicht von (vorrangiger) Bedeutung waren, sondern vielmehr die *civitas Romana*. Wenig überraschend lebte aber gerade diese unter der Oberfläche schwimmende Unterscheidung in Notzeiten wieder auf: Bei unmittelbar drohenden Engpässen in der Lebensmittelversorgung waren bereits in der Republik Maßnahmen ergriffen worden, die denjenigen ähnelten, die Augustus



Grabstein eines Sagittarius



Grabstein eines Galliers



Hermannsdenkmal im Teutoburger Walde



Rom der Kaiserzeit, Ausschnitt aus dem Gismondi-Modell

tus während der wohl härtesten Versorgungskrise seiner Regierungszeit (bedingt durch eine Missernte und andere widrige Umstände) in den Jahren 5 und 6 n. Chr. setzte, als er Fremde (mit Ausnahme der Lehrer und Ärzte), Kaufsklaven, einen Teil der übrigen Sklaven und sogar Gladiatorentrupps der Stadt verweisen ließ.

Grund war der soziale Friede, dass nicht auch noch (durch Fremdenhass geschürte) Unruhen ausbrechen würden, wenn die Lage ohnehin schon angespannt war. Dass aber auf der anderen Seite gerade das Gefühl, in dieser Notsituation schlicht ihrem Schicksal überlassen worden zu sein, bei den Ausgestoßenen Ressentiments erzeugen würde, die sich für Rom nach der Rückkehr zur Normalität negativ auswirken würden, fand bei der Analyse der Situation durch den Prinzeips offensichtlich keine Berücksichtigung.

In der Spätantike sollte es dann vermehrt zu Notständen kommen, die ähnliche Schritte notwendig erscheinen ließen, wie man vor allem der nachhaltig geäußerten Kritik christlicher Autoritäten entnehmen kann. Ambrosius etwa widmete ein Kapitel seiner Schrift *de officiis ministrorum* genau dem Anliegen, Fremde nicht der Stadt zu verweisen, wenn sie (auch entsprechend der christlichen Doktrin der Nächstenliebe) der Hilfe am meisten bedurften.

Im Rahmen seiner Darstellung beschreibt er zunächst die Hungerkrise des Jahres 376 n. Chr., während der das Volk vehement die Ausweisung aller Fremden verlangte. Ob eine auf diese Weise (wohl nicht entscheidend) gesenkte Konsumentenzahl allerdings tatsächlich geeignet gewesen wäre, die Not merklich zu lindern (oder ob die Maßnahmen – ähnlich der Rhetorik heutiger Populisten – ausschließlich dazu dienen sollten, die Bevölkerung in einer Extremsituation bloß zu beschwichtigen), sei dahingestellt.

Realpolitischer Hintergrund war wohl, dass Fremde, die sich zu einem solchen Zeitpunkt in der Stadt aufhielten (und gleichzeitig durch äußere Zeichen wie Kleidung [siehe dazu gleich unten] eine Verbindung zum Reich sichtbar negierten) dem Volk keinen Anlass bieten sollten, auf vielleicht sogar gewalttätige Art und Weise zu hinterfragen, warum erstere aus den städtischen Lagerhäusern versorgt werden würden, wenn doch die allgemeine Lage Bürger und damit Römer zum Hungern verdammen würde. Hier drängte also letztlich der latente Fremdenhass des Pöbels an die Oberfläche.

Wenig überraschend entsprach die Stadtverwaltung daher in der Regel auch diesen Forderungen, und nur in Einzelfällen entschied sich Stadtpräfekt und Senat für eine abweichende Vorgangsweise. So hielt

es Ambrosius in seinem Fall etwa dem Stadtpräfekten zugute, dass dieser nicht wie vom Volk gefordert agierte, sondern die Senatoren versammelte und schließlich mittels eingehobener Spenden Getreide beschaffen konnte, um die ärgste Not zu lindern (Im Gegensatz dazu kam es im Jahr 384 n. Chr. bereits zur Ausweisung der Fremden, als man eine Hungersnot nur befürchtete).

Facetten des Fremden bei Tacitus

Bereits Tacitus hatte in seiner durch den Nationalismus des 19. und 20. Jahrhunderts in lichte Höhen gehobenen Germania das Fremde (in Gestalt dieser Barbaren aus dem Norden) als Topos benutzt – aber nicht etwa, um Angst zu erzeugen oder Ablehnung zu rechtfertigen, sondern um alte römische Werte zu glorifizieren und den zeitgenössischen Verfall der Sitten und der Tugenden plakativ darzustellen. Im Gegensatz zu Livius legte er nämlich seine Suche nach dem positiven Ideal nicht in einer zeitlichen Dimension an (in Form eines Rückblicks in die glorreiche römische Vergangenheit), sondern vielmehr in einer räumlichen (eben einem Blick ins *Barbaricum*).

Da die Vermittlung von Fakten dabei aber eine bloß untergeordnete Rolle spielte, wurden die Fremden nicht etwa hasserfüllt oder herablassend beschrieben – zumindest ersteres würde man gegenüber dem „Erzfeind“ (eine Bezeichnung, die den germanischen Stämmen spätestens seit der Niederlage im Teutoburger Wald, dem Verlust der Legionsadler und dem schändlichen Umgang mit den Gefangenen zukam) erwarten –, sondern im Gegenteil sogar mit in einem gewissen Maß an Sympathie und Anerkennung. Das allerdings nur insoweit, als Tacitus die entsprechenden Sitten für seine Belehrungen benötigte, indem er diese mittels *interpretatio Romana* vom Leser als „typisch römische“ Werte identifiziert sehen wollte – *pietas, virtus, simplicitas* und *libertas* (wobei er gerade den Wert der Freiheit, die zumindest aus der Sicht der senatorischen Oberschicht durch den „schlechten“ Kaiser Domitian bedroht schien, seinen Lesern eindringlich nahebringen wollte). Dennoch sollten auch in seiner Abhandlung Stereotype nicht fehlen, die sich noch Jahrhunderte später in ähnlicher Form wiederfinden sollten:

truces insitae feritati arte ac tempore lenocinantur: nigra scuta, tincta corpora; atras ad proelia noctes legunt ipsaque formidine atque umbra fera-



Germane in typischer Kleidung bei der Modenschau im Rahmen der Langen Nacht der Antike in Wien 2023



Sarkophag Portonaccio Massimo, Kampfszene zwischen Römern und Germanen, römisch, 180–190 n. Chr. In der untersten Reihe sind Barbaren in typischer Kleidung zu sehen.

lis exercitus terrorem inferunt, nullo hostium sustinente novum ac velut infernum adspectum; nam primi in omnibus proeliis oculi vincuntur.

Ohnehin von schrecklichem Aussehen, kommen sie der angeborenen Wildheit durch Kunst und Ausnutzung der Zeit zu Hilfe. Schwarz sind die Schilde, gefärbt die Leiber, dunkle Nächte wählen sie zum Kampf, und schon das Grauensvolle und Schattenhafte ihres Totenheeres jagt Schrecken ein: kein Feind hält dem ungewohnten und gleichsam höllischen Anblick stand). (Tac. ger. 43, 5)

An anderer Stellen, in seinen Annalen (ann. 2, 23–25), schildert Tacitus mit der berühmten Gallierrede eindringlich die Vorbehalte der Adelsschicht, als das Ansuchen von aus der Gallia Comata stammenden *nobiles* vor den *patres* zur Debatte stand, nämlich die Antragsteller, de facto Fremde, in den stadtrömischen Senat aufzunehmen. Bewegte die Antragsteller die Absicht, den *latus clavus* und damit die „ultimative“ *romanitas* zu erwerben, war es für die Senatoren aus den altherwürdigen Familien hingegen vielleicht weniger

die Skepsis vor den Galliern (die ja schließlich gar nicht mehr so fremd waren, hatten sie doch die römischen Bräuche bereits verinnerlicht), als vielmehr Ständedünkel, waren die „Neureichen“ aus den Provinzen doch drauf und dran, die stadtrömischen Eliten zu verdrängen. Was würden Adelsfamilien tun, die nicht über unerschöpfliche Reichtümer verfügen würden, während die „Geldsäcke“ aus Gallien alles aufkaufen würden? Schließlich hakete auch der Kaiser genau hier ein, meinte er doch, es wäre besser, wenn die reichen Gallier ihr Vermögen nach Rom tragen würden, als es in den Provinzen zu investieren.

Das barbarische Element

Wie bisher gesehen, drang das „barbarische Element“ über verschiedene Wege ins Reich und vor allem aber in die Stadt selbst ein. In der Kaiserzeit war es über Rekrutierungen in den neuen Provinzen letztlich aber die Barbarisierung der Armee, auch der Legionen, die nicht erst mit den Bürgerkriegen des dritten Jahrhunderts mehr und mehr Raum gewann, sondern auch in das Bewusstsein der Bürger Einzug hielt.

Kaiser Gallienus etwa konnte die Goten nur mit tatkräftiger Hilfe des Herulers Naulobatus schlagen, und wie in seinem Fall bestanden die Heere der Soldatenkai-

ser immer häufiger (und bald zum überwiegenden Teil) aus Söldnern von jenseits der Reichsgrenzen.

Dem Historiker Ammianus Marcellinus als ehemaligem Elitesoldaten kann man – stellvertretend für seine Mitbürger – die auf den Straßen vorherrschenden antigermanischen Vorbehalte und Abneigungen entnehmen. Diese galten ihm im Sinne des alten Barbarenbegriffes als rohe Feinde bar jeglicher menschlichen Gesinnung, wilde Tiere, die man fürchten musste. Keine Niederlage, die sie gegen die Römer erlitten, konnte blutig und verlustreich genug sein. Ähnlich beschreibt etwa Orosius für den Sieg von Kaiser Theodosius am Frigidus im Jahr 394 n. Chr., dass die von diesem als Vorhut geschickten Goten von den Truppen des Eugenius bis auf den letzten Mann vernichtet worden wären. Aber diese 10.000 Mann verloren zu haben bedeutete letztendlich auch für den Kaiser einen Gewinn (Oros. 7, 35, 19: *vinci vincere fuit.*)

Die Machtverteilung im Reich folgte wenig überraschend auch dieser Leitlinie: Arbogast, ein gebürtiger Franke, der von seinen wiederum überwiegend barbarischen Soldaten in die Rolle des Oberbefehlshabers befördert worden war, hatte Eugenius erst zum Kaiser gemacht, und bereits zuvor hatte Baudo eine wichtige Rolle bei der Er-



Römische Tunika und Toga, römische Malerei in der Villa dei Misteri (zweiter pompejanischer Stil)

hebung Valentinians II. gespielt. Im Zuge dieser Ereignisse wurden sich die Zeitgenossen vielleicht zum ersten Mal dieser überwiegend barbarischen Elemente und deren Einflussnahme auf die Regierung des Reiches so richtig bewusst. Die Politik fürchtete ihre unkontrollierbare Kampfkraft und auch Kampfeslust, was

bewegte jedoch die einfachen Bürger in ihrer Angst vor dem Unbekannten? In diesen Jahrzehnten verlangte die Frage des Verhältnisses der Römer zu den Fremden, der Kulturwelt zu den Barbaren, nach einer ernsten Prüfung: Was sollte mit diesen Völkern geschehen, konnte das Reich weiterbestehen, wie musste man sich die Zukunft der Welt denken? Die Einstellung zu den Barbaren spaltete nunmehr das Volk. Pro- und antigermanische Parteien sind zumindest für den Osten und Konstantinopel belegt. So wurde etwa der prognostizierte Untergang der Hauptstadt des Ostteils von Claudian mit den Barbaren in Verbindung gebracht (und natürlich mit dem verhassten Rufinus). Die gleichen Bedenken fanden sich auch im Westen: Aurelius Victor fürchtete beispielsweise die barbarischen Soldaten und deren fragwürdige Loyalität, und er kritisierte die Senatoren für diese Übermacht an fremden Söldnern in den römischen Armeen (gleichzeitig bezweifelte er deren innere Einstellung um Kampf:

relatumque excellens Bruti facinus eiecto Tarquinio foret, si per Quirites modo militia exerceretur.

... und die hervorragende Tat des Brutus, die Vertreibung des Tarquinius, wäre wiederholt worden, wenn allein durch Quiriten der Militärdienst geleistet würde. (Aur. Vict. Caes. 3, 14)

Im 4. Jahrhundert erfasste die Sogkraft Roms auch Germanen von jenseits von Rhein und Donau, und wo Sold und/oder Land ausblieben, nahmen sich Goten, Franken oder Vandalen das mit Gewalt. Die Liebe zu allen Menschen als philosophischer Topos des Christentums geriet so immer öfter auch in Widerstreit mit dem Römertum als nationaler Bewegung. Das wohl entscheidende Kriterium sah man nämlich in ihrer Einstellung zum Reichsgedanken. Diejenigen unter ihnen, die sich für die Sache des Reiches entschieden hat-



Solidus von Valentinian II.



Mutmaßliche Darstellung Stilichos mit Frau Serena und Sohn Eucherius auf einer Replik eines Elfenbein-Diptychons

ten und sich daher gegenüber der Bildung und der römischen Kultur aufgeschlossen zeigten (was sich etwa im Tragen römischer Kleidung manifestierte), wurden zumindest von gebildeten Menschen wie Ammian akzeptiert.

An der Wende ins 5. Jahrhundert
Die Umsetzung dieses Gedankens findet sich etwa in einem Erlass, dokumentiert in der spätantiken Gesetzessammlung des Codex von Theodosius II.:

Usum tzangarum atque bracarum intra urbem venerabilem nemini liceat usurpare. si quis autem contra hanc sanctionem venire temptaverit, sententia viri illustris praefecti spoliatum eum omnibus facultatibus tradi in perpetuum exilium praecipimus.

Das Tragen von Stiefeln und Hosen innerhalb der hochehrwürdigen Stadt soll niemandem erlaubt sein. Wenn aber jemand versuchen sollte, gegen dieses Gesetz zu handeln, so befahlen wir, dass er durch Ausspruch des

Stadtpräfecten seines gesamten Vermögens verlustig und lebenslang ins Exil geschickt werden soll.“ (CTh. 14, 10, 2)

Neben einer Erinnerung an das bereits Gesagte spricht aus diesen Worten zugleich auch die Angst vor dem stetig wachsenden Einfluss der Barbaren auf das tägliche und gesellschaftliche Leben in der Stadt. Die Einwirkung der Fremden, die man bergwöhnte und doch in ihrem Können schätzte, ja in ihren exotischen Zügen vielleicht sogar interessant fand, hatte sich anscheinend bereits auf die Privatsphäre der Städter ausgedehnt. *Tzangae* und *bracae*, Stiefel und Hosen, wurden im Sprachgebrauch der Zeit besonders den Germanen zugeordnet, die zugleich auch der Erbfeind des römischen Reiches waren. Der Angst vor ihrer Wildheit, der zahlenmäßigen Überlegenheit und vor drohenden Niederlagen kam hier mit Sicherheit eine bestimmende Rolle zu. Außerdem waren sie oftmals Heiden oder gar Häretiker (und damit in den Augen der Vertreter der katholischen Kirche sogar

noch verdammenswerter). Nicht zuletzt sollten die durchwegs vorhandenen Zweifel, ob sich das Reich gegen die Barbaren überhaupt langfristig würde behaupten können, wohl nicht dadurch genährt werden, dass sogar in Rom die barbarische Tracht die traditionelle zunehmend verdrängte und sich auch Römer – vielleicht sogar Angehörige der Oberschicht – so in der Öffentlichkeit zeigten. Aus der angeführten Regelung spricht somit das Anliegen, dass die Barbaren in die römische Tradition integriert wurden, nicht aber umgekehrt traditionsbehaltene Elemente der *romanitas* verloren gehen sollten (Während etwa im Mittelalter Kanon 68 des vierten Laterankonzils des Jahres 1215 vorsah, dass Juden eine Kennzeichnung an der Kleidung zu tragen hatten, um sie von ihren christlichen Mitbürgern – in dem Kanon ist auch von Muslimen die Rede – unterscheiden zu können, erkennt man hier in der Spätantike etwa noch das gegenteilige Ansinnen, wobei allerdings die Motivation als durchwegs ähnlich identifiziert werden muss).

Der Weg in die Katastrophe

Nachdem sich die Situation allerdings nicht entspannen, sondern im Gegenteil sogar noch weiter zuspitzen sollte, kulminierten die Ereignisse im Jahr 410. Nachdem Stilicho, dessen Vater bereits das römische Bürgerrecht besessen hatte und dessen Mutter Römerin gewesen war, zwei Jahre zuvor zum Inbegriff des Fremden stilisiert und schließlich im Zuge eines Pogroms hingerichtet worden war, kam es in der Folge zu brutalen Ausschreitungen gegen seine Anhänger, die sich bis Anfang 409 hinzogen und denen viele germanische Söldner und deren in Italien lebende Familien zum Opfer fallen sollten. Das Gemetzel ließ viele der Überlebenden zu den Westgoten überlaufen, die daraufhin das *foedus*, das sie mit Stilicho geschlossen hatten, für nichtig erklärten. Alarich fiel schließlich mit seiner Armee in das nach Stilichos Tod militärisch geschwächte Italien ein. Nach kurzer Belagerung sollte das einst Unerkennbare wahr werden, und Rom wurde Jahrhunderte nach der Einnahme durch die Kelten unter Brennus wieder von Barbaren gestürmt. Der Schock über diese undenkbar Katastrophe sollte die antike Welt nachhaltig erschüttern. Das antike Beispiel zeigt, dass es neben den Gesetzen und ideellen Grundlagen die aktive Teilhabe jedes Einzelnen ist (in Form der Verbindung von Traditionen und der Überwindung von Ängsten), die letztlich als Weg gelten muss, um das Fremde als gar nicht so fremd identifizieren zu können. ■



Réflexions sur la didactique sénéquienne

Franck Colotte

« (...) plus, quam profligauimus, restat, sed magna pars est profectus uelle proficere. Huius rei conscius mihi sum : uolo et mente tota uolo. Te quoque instinctum esse et magno ad pulcherrima properare impetu uideo ».
(Sénèque, *Lettres à Lucilius* LXXI, 36)

Que sont les *Lettres à Lucilius* de Sénèque ? Ce sont des lettres, des discussions d'éthique stoïcienne, des exercices d'auto-réflexion, des sermons, des protreptiques à la philosophie, des aides spirituelles contre la mort et le malheur, et bien d'autres choses encore. Une grande attention a été consacrée au thème de la direction spirituelle dans les *Lettres à Lucilius* ; il est incontestable que l'une de leurs principales préoccupations est d'examiner la manière dont nous pouvons nous sortir du vice et avancer vers un bon état moral. Dans une large mesure, les *Lettres* portent sur l'orientation morale, la réforme et l'éducation. En même temps qu'elle expose en détail les tactiques et les stratégies de persuasion morale, l'œuvre elle-même instancie de façon dramatique cette persuasion. La « didaxis » (c'est-à-dire l'art de transmettre le savoir) de Sénèque portant sur ces questions émane de la réflexion sur les instructions particulières, régies par des circonstances et des exigences elles aussi particulières, qu'il se représente lui-même en train de donner à Lucilius. Les *Lettres* enseignent par exemple l'enseignement ; elles sont une étude de cas littéraire, un exemple articulé et soigneusement élaboré de la pédagogie stoïcienne et sénéquienne. Sénèque souligne en effet que sa contribution à l'éducation morale réside plus dans ses modalités que dans sa matière. Pour emprunter aux *Lettres* un mode d'expression établi, le contenu de l'éducation morale est, pour lui, largement fixé : la philosophie (stoïcienne) est notre délivrance du vice. Son effort (et son opportunité, en tant qu'adhérent à un corpus de doctrine datant de plusieurs siècles) est d'étudier le moment et les modalités de cette délivrance. De ce point de vue, il faut noter l'efficacité des exemples : les leçons atteignent beaucoup mieux leur objectif lorsqu'elles sont montrées plutôt que dites. Les *Lettres* étant souvent autoréférentielles et même auto-applicables, Sénèque indique à Lucilius les livres qu'il doit lire et la manière dont il doit les lire ; il semble



Début de la première Epistula ad Lucilium dans un manuscrit magnifique de 1458 (Bibliotheca Medicea Laurenziana)

par ailleurs très probable qu'il nous enjoint d'appliquer ses conseils de lecture au texte dans lequel ils sont contenus.

La méthodologie sénéquienne
L'apprentissage de la philosophie implique de lutter avec les subtilités de la théorie, mais cela comprend également la protrep-

tique, l'exhortation et en général toute une série de techniques persuasives. La question portant sur la méthode à utiliser à un moment donné, pour des élèves à différents stades de leur formation, trouve sa réponse dans l'expertise du pédagogue capable de nuancer ses propos en fonction de la diversité de son auditoire. Dans une

telle optique, le Cordouan nous montre, avec beaucoup d'imagination, à quoi pourrait ressembler une amitié philosophique et comment elle pourrait fonctionner. La réforme morale (« προκοπή » ou « progrès moral » - « profectus » dans la traduction latine de Sénèque) est un concept crucial dans le stoïcisme. La promesse de cette dernière est tout ce que les stoïciens ont à offrir à un adhérent potentiel, car la sagesse (pure) est considérée comme presque inaccessible. Sénèque étant parfaitement conscient du danger de la lecture passive et paresseuse, il exhorte Lucilius à lire et relire, à remettre en question l'autorité, à apprendre à philosopher plutôt que de simplement mémoriser la philosophie ; nous pouvons être certains, du reste, que ces leçons sont destinées à être appliquées également à notre mode de « consommation » des *Lettres*, qui est envisagé par notre auteur comme étant à la fois interactif et créatif. Les questions philosophiques de Lucilius gagnent en fréquence et en technicité au fur et à mesure que ses demandes d'avis sur des questions pratiques, qui sont beaucoup plus importantes dans les cinquante premières lettres, diminuent. Ces questions sont souvent difficiles : dans la *Lettre* LXXII, par exemple, Sénèque écrit qu'il a besoin de plus de temps pour réfléchir à un problème qu'il n'avait pas examiné attentivement depuis longtemps, et dans la *Lettre* CXVII, la question de Lucilius oblige Sénèque à admettre, avec un malaise peut-être exagéré, que son opinion s'écarte de l'opinion stoïcienne officielle. Trois *Lettres* (XCIV, XCV et CVIII) exposent les méthodes de Sénèque en matière d'enseignement philosophique. Programmatiques, ces épîtres - dont la longueur est considérable (surtout les *Lettres* XCIV et XCV, assimilables pour cette raison à de courts traités d'exposition doctrinale), synthétisent en effet les tenants et les aboutissants du *modus operandi* didactique et philosophique - ces deux disciplines s'appelant et se complétant chez notre auteur, à l'œuvre dans l'échange épistolaire de nature didactique (*praeceptiuus*) qu'il entretient avec Lucilius (qui est un peu plus jeune que Sénèque, originaire de Pompéi, poète et procureur de Sicile ; sur l'exhortation persistante de son correspondant, il est convié à mettre de côté ses fonctions afin de consacrer sa retraite à la philosophie) : « Petis a me ut (...) scribam tibi an haec pars philosophiae quam Graeci paraeneticen uocant, nos praeceptiuam dicimus, satis sit ad consummandam sapientiam » écrit-il à Lucilius, ce que nous traduisons de la manière suivante : « Tu me demandes (...) de t'écrire si cette partie de la philosophie dite parénétiq[ue] par les Grecs et didactique par nous est suffi-

sante en vue d'une sagesse parfaite ». Le propos épistolaire sénéquien se veut donc globalement « praeceptiuus » (« didactique »), terme que notre auteur rattache à l'adjectif grec « parainetikos » (dérivé du substantif « parainesis » signifiant « exhortation », « propre à exhorter ». Partant de cette traduction interprétative, il est important de noter que dans l'optique du Cordouan, l'acte d'écrire, c'est-à-dire d'enseigner (par voie épistolaire), combine (tout en soulignant leur parenté profonde), sous une forme aphoristique, deux positions énonciatives différentes que sont le préceptuel et l'injonctif. La sagesse visée est, quant à elle, la résultante d'un processus actif - comme le souligne l'adjectif verbal « consummandam » (« devant être parfaite, portée à la perfection »), que nous qualifions de « bicéphale » dans la mesure où elle fait intervenir à la fois un « irritator (animi) » (« stimulateur d'âmes ») et son disciple (qui l'écoute et/ou le lit), Lucilius. Il convient en premier lieu de relever le goût de Sénèque pour les « sententiae » (formules aphoristiques de nature parénétiq[ue]) dont notre philosophe affirme qu'elles sont l'un des moyens les plus efficaces de graver les préceptes dans la mémoire de l'auditeur dans la mesure où, s'adressant directement aux émotions, elles embrasent l'âme et la convertissent immédiatement à la sagesse. C'est dans cette perspective que dans la *Lettre* XCIV, au cœur d'un développement sur l'utilité des préceptes philosophiques, le Cordouan affirme que les formules très concises (« breuissimis uocibus ») portent un tel coup (« cum ictu quodam ») que nous ne pouvons les mettre en doute (« (...) nec ulli licet dubitare aut interrogare 'quare ?' ») (43). Cela signifie que, comme le rappelle Juliette Dross dans son article intitulé « Le sublime, langage de la philosophie ? Quelques réflexions sur *La tranquillité de l'âme* et les *Lettres à Lucilius* de Sénèque », « seul un discours puissant, dont le sublime est la forme suprême, peut doubler l'adhésion rationnelle à la sagesse d'une adhésion d'ordre émotionnel ». À cela s'ajoute le fait que les deux *Lettres* XCIV et XCV soulignent en substance la nécessité, en matière d'enseignement philosophique, de mettre en œuvre concurremment les préceptes de la morale pratique et les axiomes de la morale théorique. Cela signifie concrètement que l'« actio recta » visée par le disciple progressant sur la voie didactique de la sagesse, s'appuie à la fois sur les « decreta » (ou : scita / placita « quae Graeci uocant dogmata ») - axiomes théoriques et dogmatiques, et sur les « praecepta » - préceptes pratiques orientés vers l'action. Ces deux composantes fondamentalement consubstan-

tielles dans la démarche philosophique sénéquienne s'appellent et se complètent de façon fondamentale car l'absence de l'une rendrait caduque la réalisation de cette « actio recta » (« right conduct », « das rechte Handeln », « l'azione retta » selon les différentes traductions que nous avons consultées), parce que, comme l'écrit Sénèque lui-même, la « philosophia » (qu'il définit entre autres comme étant la « uitae lex ») est à la fois « contemplatiua » et « actiua ». Par ailleurs, les premières lignes de la *Lettre* CVIII mettent à nouveau en évidence les méthodes didactiques que Sénèque considère comme appropriées : « Id de quo quaeris ex iis est quae scire tantum eo ut scias pertinet. Sed nihilominus, quia pertinet, properas nec vis expectare libros quos cum maxime ordino continentes totam moralem philosophiae partem. Statim expedium : illud tamen prius scribam, quemadmodum tibi ista cupiditas discendi, qua flagrare te uideo, digerenda sit, ne ipsa se impediat. Nec passim carpenda sunt nec auide inuadenda inuieria : per partes peruenietur ad totum », ce que nous traduisons en ces termes : « Tu me demandes une de ces choses qu'il importe de savoir seulement pour les savoir. Néanmoins, puisque cela est pertinent, tu es pressé et tu ne veux pas attendre les livres quand précisément je les écris, et qui contiennent toute la partie morale de la philosophie. Je les terminerai bientôt ; je vais pourtant, avant cela, t'écrire comment le désir d'apprendre, dont je te vois enflammé, doit être réparti afin qu'il ne se fasse pas lui-même obstacle. Il ne faut ni sélectionner les questions de tous côtés ni se jeter avec avidité sur toutes (les questions) à la fois : à travers les parties on parviendra au tout ». Comment interpréter ce passage clé ? Lucilius, qui « brûle » d'une sorte de sur-enthousiasme philosophique (dont les flammes ont été attisées par Sénèque lui-même) prenant la forme d'une « cupiditas discendi » (ce qu'on pourrait presque traduire par un « prurit d'apprentissage »), doit apprendre, en qualité d'étudiant déjà très avancé, à répartir, distribuer, classer ses apprentissages (ce sont les notions auxquelles renvoie le verbe « digerere »). L'exhortation à doser, à canaliser son besoin irrépressible de savoir, semble certainement passée de mode aux yeux des pédagogues du XXI^e siècle (des décennies de recherches en psychologie expérimentale ont en effet montré que l'espace-ment était une stratégie bien plus efficace que l'apprentissage en une seule fois), mais semble relever d'un genre nouveau du temps de Sénèque. C'est en ce sens, comme le souligne Juliette Dross (Maître de Conférences à l'université Paris IV-Sor-

bonne), que « la dimension parénétiq[ue] du sublime est encore soulignée dans la lettre CVIII à propos de l'utilité des cours de philosophie ». En effet, si certains auditeurs, comme le déplore Sénèque, viennent uniquement pour entendre (plutôt que pour apprendre), d'autres en revanche « sont mus lorsqu'ils entendent un langage sublime : ils partagent l'émotion de l'orateur, aussi ardents de cœur que d'expression [...] ». Ce qui les emporte, ce qui les aiguillonne, c'est la beauté des choses, non le son des mots creux ». Le pouvoir des paroles sublimes (« magnificas uoces ») inclines à ravir (« rapere ») l'auditeur, à emporter son adhésion, met en évidence non seulement la nécessité d'une correspondance entre grandeur du discours et grandeur du sujet (laquelle sous-tend chez Sénèque une esthétique proprement philosophique), mais encore constitue un véritable défi exhortatif pour le « monitor », l'« irritator » (en l'occurrence Sénèque lui-même) dont les « admonitiones » (« avertissements », « appels à l'attention ») sont censées baliser l'évolution du « proficiens » appelé à la « contemplation du vrai et [à] l'action » (« in contemplationem ueri et actionem ») dans le cadre d'une double démarche combinant un enseignement doctrinal général et théorique (« decreta ») et des applications pratiques individualisées (« praecepta »).

La lecture, entre thérapie et progrès moral

Toutes les remarques précédentes nous ont fait comprendre que, du point de vue de Sénèque, la philosophie vise à l'amélioration de l'esprit, et donc de la vie - les autres activités intellectuelles n'étant pour lui que des pertes de temps. Les *Lettres* de Sénèque sous-tendent un projet philosophique : celui de promouvoir le développement moral, ce qui est à la fois ambitieux dans les efforts qu'il fournit pour aider un groupe large de lecteurs disparates, et en même temps réaliste sur ce que peut susciter une collection de lettres destinées à les aider à progresser moralement. De nombreux autres textes dans lesquels Sénèque traite du progrès moral ou de l'enseignement et de l'apprentissage de la philosophie peuvent être pertinents de ce point de vue, c'est pourquoi ils doivent être considérés comme un tout décrivant une approche pédagogique bien ancrée dans les principes philosophiques stoïciens. Notons au passage que le Cordouan va jusqu'à rejeter l'importance de connaître les questions logiques comme peut en témoigner le faux raisonnement (de nature sophistique) de certaines questions (« (...) an cornua habeat ? ») ou de certaines affirmations erronées (« Mus syllaba est : mus

autem caseum rodit : syllaba ergo caseum rodit »). Dans la *Lettre* CXVII, Sénèque va même jusqu'à saper la base sur laquelle il encourage son destinataire à vivre en s'appuyant sur les raisons fournies par la théorie philosophique stoïcienne, quand il s'agit par exemple de la question de savoir si la sagesse (« sapientia ») est un bien (« uerum ») : « Quaeris an uerum sit quod Stoicis placet, sapientiam bonum esse, sapere bonum non esse. Primum exponam quid Stoicis uideatur; deinde tunc dicere sententiam audebo », ce que le traducteur des Belles Lettres (H. Noblot) rend en ces termes : « Tu me demandes s'il est vrai, comme le veulent les stoïciens, que la sagesse soit un bien, mais que ce ne soit pas un bien d'être sage. J'exposerai premièrement leur opinion ; cela fait, je hasarderai, alors seulement, la mienne ». Le Cordouan prend donc par moments ses distances avec l'orthodoxie stoïcienne, son but étant d'aider à progresser ceux qui, même s'ils ne vont pas devenir des philosophes à part entière, cherchent à s'améliorer en adoptant (voire en adaptant) la vision stoïcienne de la vie humaine ainsi que sa place dans le monde en général. C'est ainsi qu'il écrit comme un directeur spirituel et non (uniquement) comme un enseignant de la théorie stoïcienne, dont une des leçons essentielles d'auto-éducation est contenue dans le début de la *Lettre* XVII : « Proice omnia ista, si sapis, immo ut sapias, et ad bonam mentem magno cursu ac totis uiribus tende ; si quid est quo teneris, aut expedit aut incide ». Notons au passage que la direction ne reste pas longtemps à sens unique car à mesure que celui qui est dirigé progresse, il devient davantage capable de donner à son tour des avis, des exhortations, des consolations à celui qui a entrepris de l'aider. C'est dans cette optique que, dans la *Lettre* XXXIV, Sénèque indique en ces termes que le premier niveau de la formation de Lucilius est achevé : « Assero te mihi ; meum opus es. Ego quom uiddissem indolem tuam, inieci manum, exhortatus sum, addidi stimulos nec lente ire passus sum sed subinde incitauit ; et nunc idem facio, sed iam currentem hortor et inuicem hortantem » : « Moi je te revendique : tu es mon ouvrage. M'étant rendu compte de ton tempérament, j'ai posé sur toi ma main, je t'ai exhorté, aiguillonné, et impatient de toute lenteur, je t'ai poussé sans relâche. Maintenant je fais la même chose, mais j'exhorte quelqu'un qui court déjà tout seul et qui m'exhorte à son tour » (tr. fr. H. Noblot modifiée par Amaranta Maruotti). Comme nous l'avons vu, Sénèque, dans la *Lettre* CVIII, 1 espère aider Lucilius à réguler son désir de savoir. Or, à la suite de ces remarques introductives, il rappelle le



Sénèque entre Platon et Aristote, enluminure dans un manuscrit de textes philosophiques choisis du 14^e siècle

conseil qu'il a reçu d'Attale, à savoir qu'un étudiant en philosophie doit chaque jour être guidé par la volonté de progresser et qu'un professeur de philosophie doit être guidé par la volonté de promouvoir le progrès. Dans une telle perspective, l'ensemble de la *Lettre* CVIII peut être lu comme une enquête sur la manière dont chacun, élève et enseignant, pourrait atteindre au mieux ces objectifs. Il est important de noter que Sénèque ne dit pas seulement à Lucilius ce que l'étudiant (ou le lecteur) doit faire ; il explique également sa propre pédagogie. Comment dans ce cas le Cordouan s'apprête-t-il à atteindre cet objectif consistant en la promotion du progrès moral ? La caractéristique la plus significative est la réflexion qu'il mène sur les progrès de son lecteur dans la mesure où il lui donne le conseil suivant : « Aptari onus uiribus debet nec plus occupari quam cui sufficere possimus », c'est-à-dire, en substance, que le fardeau (de la recherche philosophique) doit être adapté à ses forces, et qu'il ne devrait pas s'attaquer à plus qu'il ne peut en supporter. Cette caractéristique de la pédagogie de Sénèque met en avant l'idée que promouvoir le progrès se présente sous la forme du récit personnel qui traverse les premières sections de la *Lettre* CVIII. En effet, dans sa discussion sur Attale, Sénèque communique à ses élèves ce qu'un bon enseignant est censé faire. Attale, par exemple, s'est rendu disponible à ses élèves (comme nous l'apprenons en CVIII, 3) - notre philosophe

racontant sa propre expérience d'étudiant qui a « assié[gé] » (« obsideremus ») la classe d'Attale, le défiant constamment, etc. Le principal conseil d'Attale consiste à obtenir de l'enseignant et de l'élève qu'ils restent concentrés sur le progrès (CVIII, 3). L'étudiant qui s'associe à un philosophe doit repartir chaque jour avec un esprit plus sain. Ce conseil soulève cependant une objection : il semble que de nombreuses personnes ayant écouté et suivi les conférences de philosophes pendant des années n'en aient rien retiré. Sénèque répond à cela en indiquant comment l'enquête philosophique diffère des autres types d'activité intellectuelle : suivant les termes de l'objection, il commence par l'échec des conférences philosophiques visant à produire (morale ou cognitivement) des étudiants améliorés (CVIII, 5-23) ; il achève son propos en considérant comment les leçons générales devraient se transformer en lectures (se traduisant elles-mêmes en actes) : « (...) illud admoneo, auditionem philosophorum lectionemque ad propositum beatae uitae trahendam (...) ut profutura praecepta et magnificas uoces et animosas quae mox in rem transferantur » : « Je rappelle donc qu'il faut écouter ou lire les philosophes en rapportant tout à notre but, l'œuvre du bonheur ; être à l'affût (...) des préceptes salutaires, des paroles magnifiques et pleines d'âme, pour aboutir de là, bientôt, à des actes ». Comme le souligne la *Lettre* XXXVIII, l'enseignement de la philosophie demande une parole familière qui fructifie à l'instar du bon grain : les préceptes sont comparés à la graine semée dans la mesure où « ils produisent beaucoup tout en ne tenant qu'une place réduite » (« Eadem est, inquam, praeceptorum condicio quae seminum : multum efficiunt, et si angusta sunt »). Si l'on file la métaphore agraire de la germination, on remarque que la devise d'Attale est d'enseigner ce qui profitera, car nous portons en nous le germe des vertus (« semen uirtutum »). Encore faut-il cultiver ces vertus : c'est dans ce cadre que Sénèque emploie un vocabulaire rappelant celui de la digestion : Lucilius (ou n'importe autre disciple) doit assimiler les préceptes pour en profiter le plus possible ; il se voit exhorté à s'adonner à deux opérations capitales : les fixer dans son esprit (« affigere animo ») et en examiner (mettre en balance, peser) le sens (« (spem ac metum) examina »). La *Lettre* LXXXIV est encore plus explicite s'agissant de la méthode préconisée par le Cordouan, dans la mesure où l'appropriation du savoir d'autrui est remarquablement illustrée par la métaphore du travail des abeilles. Ce dernier propose une méthode

de travail qui alterne entre la lecture des travaux d'autrui et l'écriture personnelle - cette alternance entre lecture et écriture permettant au disciple de s'approprier réellement un savoir en faisant d'un savoir extérieur quelque chose d'intime et en y ajoutant sa propre pensée. Cette méthode est ainsi comparée au travail des abeilles qui butinent ici et là pour ensuite fondre en un tout ordonné leur propre miel, comme en témoigne le passage suivant : « (...) nos quoque has apes debemus imitari et quaecumque ex diuersa lectione conessimus separare (melius enim distincta seruantur), deinde adhibita ingenii nostri cura et facultate in unum saporem uaria illa libamenta confundere » (tr. fr. de Juliette Dross : « Nous aussi, imitons les abeilles ; et tout ce que nous avons récolté de nos différentes lectures, classons-le car les choses bien classées se conservent mieux. Puis, en faisant appel au soin et aux facultés de notre intelligence, confondons en une seule saveur ces sucres variés »). Et Sénèque de préciser : « (...) alimenta quae accepimus, quamdiu in sua qualitate perdurant et solida innatant stomacho, onera sunt; at cum ex eo quod erant mutata sunt, tunc demum in vires et in sanguinem transeunt, idem in his quibus aluntur ingenia praestemus, ut quaecumque hausimus non patiamur integra esse, ne aliena sint. Concoquamus illa ; alioqui in memoriam ibunt, non in ingenium » (tr. fr. de Juliette Dross : « (...) tant que les aliments que nous avons avalés demeurent dans leur état d'origine et nagent à l'état solide dans l'estomac, ils sont une charge pour l'organisme ; mais lorsqu'ils ont été transformés, ils se muent en force et passent dans notre sang. Faisons de même pour la nourriture de l'esprit : ne souffrons pas que les connaissances que nous avons absorbées demeurent intactes, au risque de ne jamais les assimiler. Digérons-les. Autrement, elles passeront dans notre mémoire, non dans notre intelligence ». Dans ce passage, Sénèque nous fait comprendre que la connaissance d'autrui doit être « digérée » par notre esprit de sorte qu'elle devienne un véritable aliment spirituel. La métaphore digestive apporte par conséquent un éclairage capital sur la manière dont le Cordouan conçoit l'assimilation de la pensée d'autrui : c'est un aliment brut, qui doit être ingéré puis transformé par notre propre organisme de sorte qu'il soit à la fois l'œuvre d'autrui, mais aussi la nôtre. Dans une telle perspective, il convient d'ajouter que, dans la quête commune du bien qui réunit Sénèque et Lucilius, chacun peut être le précepteur de l'autre - tous deux étant considérés comme des malades couchés dans la même infirmerie et échangeant des remèdes. On ne reste donc

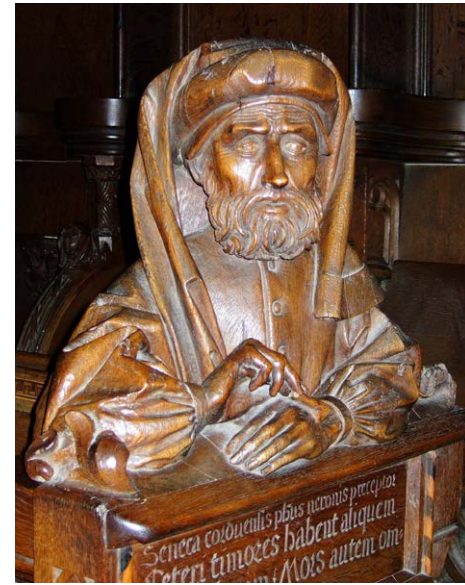
jamais disciple toute son existence dans la mesure où, destiné à devenir sage, on finit par assumer, de façon bienveillante, le rôle de précepteur de l'autre. Au demeurant, des idées similaires sont exprimées dans la deuxième *Lettre*, dans laquelle Sénèque écrit : « Non prodest cibus nec corpori accedit qui statim sumptus emittitur; nihil aeque sanitatem impedit quam remediorum crebra mutatio; non uenit uulnus ad cicatricem in quo medicamenta temptantur ; non conualescit planta quae saepe transfertur ; nihil tam utile est ut in transitu prosit. Distingit librorum multitudo ; itaque cum legere non possis quantum habueris, satis est habere quantum legas. 'Sed modo' inquis 'hunc librum euolvere volo, modo illum.' Fastidientis stomachi est multa degustare ; quae ubi uaria sunt et diuersa, inquinant non alunt. (...) et cum multa percurreris, unum excipere quod illo die concoquas » (tr. fr. de Juliette Dross : « La nourriture est inutile et n'apporte rien au corps lorsqu'elle est immédiatement évacuée ; rien ne nuit autant à la santé que de changer constamment de nouveaux onguents. Une plante ne reprend pas si on la transplante souvent. Il n'est rien de si utile qui le demeure lorsqu'on en change sans cesse. L'abondance de livres tire l'âme ; aussi, à défaut de pouvoir lire tous les livres que tu as, contente-toi d'en avoir autant que tu peux en lire. « Mais », diras-tu, « je veux lire tel livre à tel moment, et tel autre plus tard ». C'est le fait d'un estomac fragile de picorer ça et là ; et la variété et la diversité des mets dérangent l'estomac au lieu de le nourrir. (...) Et lorsque tu auras parcouru de nombreux livres, choisis un extrait à digérer ce jour-là ». Dans la même perspective de la régulation apaisante et de la sélection opératoire, Sénèque nous fait comprendre que lire trop de livres distrait simplement l'esprit, c'est pourquoi, ne pouvant lire tous ceux que nous pourrions nous procurer, mieux vaut acquérir uniquement ceux que nous pourrions vraiment étudier. L'innutrition livresque (et l'acte de lecture qui lui est consubstantiel), qui sous-tend non seulement l'intériorisation, mais encore l'appropriation active du sens (ce qui la différencie de la seule attitude de contemplation passive), se veut donc, dans la perspective sénéquienne, sélective, assimilatrice et combinatoire. Et ce processus multistratique apparaît avec d'autant plus de pertinence que l'on se remémore les neuf caractéristiques d'une âme vertueuse, telles que le Cordouan les définit dans la *Lettre* LXVI : l'âme vertueuse est tournée vers le vrai, instruite de ce qu'il faut fuir et de ce qu'il faut rechercher (ce que souligne, comme nous l'avons vu, l'idée de sélection « digestive ») ; elle est en mesure d'estimer

les choses à leur valeur universelle (en se détachant de l'opinion commune) ; elle est en communication avec tout l'univers et attentive à en explorer tous ses secrets ; elle se contrôle elle-même dans ses actions comme dans ses pensées ; elle est pleine d'énergie et pleine de grandeur, insensible aux difficultés de la vie autant qu'aux flatteries ; elle est également fière quant à la bonne ou la mauvaise fortune ; elle est d'une beauté où la grâce et la force s'équilibrent ; enfin (neuvième et dernière caractéristique), elle est saine, tempérante, intrépide et imperturbable. Toutes ces caractéristiques morales (de l'âme vertueuse) peuvent également apparaître comme autant de qualités de « l'âme didactique » (du monitor-inrator comme du disciple-proficiens) dans la mesure où, s'agissant entre autres de la lecture, cette dernière, pédagogiquement vertueuse pour ainsi dire, s'appuie sur les mêmes composantes défini-toires pour assurer le bon fonctionnement du processus philosophico-didactique à l'œuvre dans l'ensemble des *Lettres*.

Enjeux et perspectives de la stratégie pédagogique de Sénèque

Le « paedagogus » désigne chez Sénèque une fonction à la fois éducative et familiale, comme en témoignent par exemple les deux passages suivants : « (...) tamquam quidam aliud sit sapiens quam generis humani paedagogus » (tr. fr. H. Noblot : « (...) comme si le sage était autre chose que le pédagogue du genre humain ») ; « Pueri ad praescriptum discunt ; digiti illorum tenentur et aliena manu per litteratum simulacra ducuntur, deinde imitari iubentur proposita et ad illa reformare chirographum » (tr. fr. H. Noblot : « Pour instruire les enfants, nous les mettons devant le modèle. On leur tient les doigts, que la main du maître promène sur des lettres toutes dessinées. On leur prescrit ensuite de reproduire ces exemples et de réformer leur écriture d'après eux »). En qualité de mentor qui guide (la main des enfants comme l'esprit de ses autres disciples), le « sapiens » sénéquien se voit donc investi d'une mission ambitieuse : celle d'éduquer l'humanité, ce qui confère à sa démarche didactique un caractère globalisant ainsi qu'une portée universelle. Avant lui, peut-être le modèle des modèles, Socrate, enseignait déjà à ses concitoyens comment se comporter et être heureux : « Socrates qui totam philosophiam reuocauit ad mores et hanc summam dixit esse sapientiam, bona malaque distinguere » (tr. fr. H. Noblot : « Socrate qui a ramené la philosophie tout entière à la morale, a déclaré que la sagesse se résume dans l'art de distinguer les biens des maux »). Dans une même perspective, le Cordouan dé-

fend l'idée selon laquelle l'amélioration de soi est inséparable de l'enseignement aux autres, comme le souligne la célèbre formule : « (...) mutuo ista fiunt, et homines, dum docent, discunt » (« (...) ces choses se produisent réciproquement [ces avantages sont réciproques], et les hommes, pendant qu'ils enseignent, s'instruisent »). Les *Lettres* témoignent en effet amplement de l'intérêt de Sénèque pour différents types d'enseignement au nombre desquels figurent le fait de donner des conférences, lire et extraire des passages significatifs d'un livre (« (...) inponam notas, ut ad ipsa protinus, quae probo et miror, accedas »), écrire des essais et mener des entretiens de nature didactique et « en présentiel » (« uiua uox et conuictus ») pour employer une terminologie moderne. Il propose d'abord une série de pistes de réflexions s'agissant de la manière de faire des conférences (et de l'effet produit sur le public, cf. *e.g.* « Quid enim turpius philosophia captante clamores ? », « En effet, quoi de plus misérable que la philosophie courant après les acclamations ? »), fait à Lucilius des recommandations sur la façon de rédiger des textes philosophiques, qui pointent certes le travail de mise en mots et de mise en place des techniques persuasives pratiquées par le philosophe (en devenir), mais pourraient tout autant s'adresser à un professeur (ainsi qu'aux qualités dont devrait être revêtue sa démarche didactique, multistratique et pluridimensionnelle). Le paragraphe 11 de la *Lettre C* synthétise les vues sénéquiennes à ce sujet : « Non erunt sine dubio singula circumspecta nec in se collecta nec omne uerbum excitabit ac punget, fateor ; exhibunt multa nec ferient et interdum otiosa praeterlabetur oratio, sed multum erit in omnibus lucis, sed ingens sine taedio spatium. Denique illud praestabit, ut liqueat tibi illum sensisse quae scripsit. Intelleges hoc actum ut tu scires quid illi placeret, non ut ille placeret tibi. Ad profectum omnia tendunt, ad bonam mentem : non quaeritur plausus », ce que H. Noblot rend ainsi : « Assurément il ne s'appesantira pas sur le menu détail ; il ne ramassera pas toujours sa pensée ; chacune de ses paroles, je l'avoue, ne viendra pas stimuler l'attention et porter coup ; maints traits s'égareront loin du but ; par moments sa parole vide d'effet glissera sur nous. Soit, mais partout abondera la lumière, mais de vastes étendues se parcourront sans ennui. Il aura enfin pour le moins le mérite de t'avoir convaincu qu'il pensait ce qu'il a écrit. Tu comprendras que son intention a été de découvrir ce qui lui agréait, et non pas de t'être agréable. Tout chez lui tend au progrès moral, à la sagesse ; il ne cherche pas les applaudissements ». Ce que recherche le philo-



Buste de Sénèque dans la cathédrale d'Ulm (vers 1470)

sophe (comme le professeur), c'est susciter l'adhésion de son lecteur et/ou de son auditoire en déployant des outils persuasifs tels que l'exhaustivité (à défaut parfois de l'enthousiasme de ses disciples), l'efficacité non ostentatoire (que sous-tendrait une vaine gloriole nourrie des applaudissements d'un public-lecteur ignorant) ainsi que la quête d'un progrès moral (« profectus ») indissociable d'un progrès cognitivo-réflexif personnel favorisé par une pédagogie du transfert. Comme il sied à un philosophe romain (que l'on songe par exemple aux analyses de Michel Onfray sur la sagesse pratique romaine dans son essai intitulé *Sagesse*), la philosophie de Sénèque est orientée vers la « praxis », c'est-à-dire vers la mise en place pratique de principes philosophiques qui auront été « digérés », assimilés et qui trouveront une application concrète dans le cheminement sapientiel évolutif du « proficiens ». Or ce cheminement sapientiel ne saurait être seulement la reproduction d'un modèle : dans la *Lettre XXXIII*, Sénèque insuffle une dimension émancipatrice au savoir (et donc à celui qui en fait la quête), comme en témoigne l'extrait suivant mettant clairement en évidence l'importance certes de l'imitation, mais surtout de l'innutrition aboutissant à un savoir personnalisé : « (...) aliud autem est meminisse, aliud scire. Meminisse est rem commissam memoriae custodire: at contra scire est et sua facere quaeque nec ad exemplar pendere et totiens respicere ad magistrum » (tr. fr. H. Noblot : « (...) Or, se souvenir n'est pas savoir. Se souvenir, c'est conserver le dépôt commis à la mémoire ; savoir, c'est faire sienne toute notion acquise, sans s'accrocher à un modèle, sans se retourner à tout bout de champ vers le maître »). Le

concept philosophico-littéraire d'« innutrition » (largement repris au XVI^e siècle et ayant fait naître autant de polémiques que de créations personnelles) trouve une expression très aboutie dans la chapitre XXVI du premier volume des *Essais* de Montaigne. Il n'est pas question ici de commettre l'erreur prismatique de l'anachronisme ; il n'en demeure pas moins vrai qu'on peut, sans craindre de déformer son propos, appliquer rétroactivement à Sénèque toutes les considérations montaigniennes sur la nécessité de l'autonomisation du disciple qui se traduit par la même métaphore du miel et des abeilles : « Les abeilles « pillotent » de-ça de-là les fleurs, mais après, elles en font le miel qui est entièrement leur ; ce n'est plus du thym ni de la marjolaine : de même les emprunts faits à autrui, il les transformera et fondra ensemble pour en faire un ouvrage entièrement sien, à savoir son jugement. Son éducation, son travail et son étude ne visent qu'à former [ce jugement] ». C'est en procédant de la sorte que le disciple (et au demeurant le professeur) trouvera la sagesse à travers l'exercice (pédagogique) de la liberté : « Ceterum unum studium uere liberale est quod liberum facit, hoc est sapientiae, sublime, forte, magnanimum » (tr. fr. H. Noblot : « Mais, après tout, la seule qui soit vraiment libérale est celle qui le fait libre : c'est la sagesse, étude noble, courageuse, généreuse »). La seule étude « libérale » (*i.e.* qui rend libre) aux yeux de Sénèque est l'exercice de la sagesse dont les *Lettres* constituent une propédeutique conçue à la fois comme un réservoir de « sententiae » et autant d'exhortations à mettre concrètement en pratique dans un processus personnalisé d'imprégnation. Cette liberté s'acquiert d'autant mieux que le disciple suit les conseils de Sénèque portant sur la manière de tirer le meilleur parti possible de la lecture. Qu'on le salue ou qu'on le déplore (la meilleure attitude se situant certainement entre ces deux postures), le Cordouan recommande la fréquentation non pas exclusive, mais ciblée d'auteurs choisis, tout en perdant de vue l'écueil qui consisterait à trop imiter le butinage des abeilles : « Certis ingeniis in-

Abstract :

In this paper entitled "Reflections on Seneca's didactics", we will examine how the *Lettres* are a dialogical whole in which parenthesis and didactics interpenetrate: wisdom (to which the "proficiens" is called), source of freedom, is based on a certain number of warnings intended for Lucilius, the Stoic philosopher in the making, and more broadly, for all readers of this vast epistolary corpus. The latter

morari et innutririi oportet, si uelis aliquid trahere, quod in animo fideliter sedeat » (tr. fr. H. Noblot : « Séjournons dans l'intimité de maîtres choisis ; nourrissons-nous de leur génie, et ce que nous en aurons tiré se conservera fidèlement dans notre âme »). Notons au passage la présence du verbe « innutririi » qui rattache cet extrait au processus d'innutrition analysé en amont. Or, qu'elle soit intégrale ou qu'elle prenne la forme de résumés (dont le mode de classement varie si l'on cherche le savoir ou si on le possède déjà), la lecture se doit d'être dynamisante pour le disciple en partant du principe que « l'idée du grand l'attire, l'exalte » (« magnarum rerum species ad se uocat et extollit »). Dans le même esprit, Sénèque souligne qu'on lit pour appliquer les leçons de conduite (cf. *Lettre CVIII*, 35), et que l'on devrait utiliser la logique et la dialectique pour affiner sa pratique de l'éthique (« Haec, Lucili uirorum optime, quominus legas non deterreo, dummodo quidquid legeris ad mores statim referas » : « Lucilius, mon excellent ami, lis ces choses, je ne te le défends pas, à condition que tout ce que tu y cueilliras soit rapporté à la morale » - tr. fr. H. Noblot ; « (...) moralia rationalia intermixta sunt » : « (...) morale et logique s'interpénètrent »). Nous pouvons également constater, de façon générale (qu'il s'agisse de la lecture ou d'une autre thématique), que les demandes et les réponses fictives de Lucilius confèrent non seulement une vraisemblance à la stratégie pédagogique des *Lettres*, mais encore une dimension éthiquement stimulante au développement spirituel fictif de leur destinataire, c'est-à-dire d'une sorte de lecteur atemporel étant donné que la classe élargie de Sénèque, en tant que sage (parfait), est constituée de l'humanité tout entière. Que pouvons-nous conclure de ce rapide tour d'horizon réflexif sur le modèle sénéquien en matière de constitution du savoir ? Les *Lettres* sont un ensemble dialogique au sein duquel parénèse et didactique s'interpénètrent : la sagesse (à laquelle est appelée le « proficiens »), source de liberté, s'appuie sur un certain nombre d'avertissements (« admonitiones »)

certainly seeks to nourish and mark out the moral progress of those who immerse themselves in it, but (by moving away from the sole sapiential path) it especially lavishes recommendations of a didactic nature constituting a strategy of constitution and transmission of knowledge that we will attempt to explore. As a Roman philosopher whose wisdom is practical, Seneca advocates a twofold "innutritive" process underpinned by a dogmatic basis

à l'intention du philosophe stoïcien en devenir qu'est Lucilius, et d'une manière plus large, de tout lecteur de ce vaste corpus épistolaire. Ce dernier cherche certes à nourrir et à baliser le progrès moral (« profectus ») de celui qui s'y plonge, mais (en s'éloignant du seul cheminement sapientiel) prodigue surtout des recommandations de nature didactique constitutives d'une stratégie de constitution et de transmission du savoir. En philosophe romain dont la sagesse est pratique (que l'on songe par exemple, au siècle précédent, à Cicéron), Sénèque préconise un double processus « innutritif » sous-tendu par une base dogmatique que complète fondamentalement une démarche pratique dans l'idée, toujours actuelle, que, nourri de l'une, le disciple progressivement autonomisé pourra construire sa propre réforme éthique. Les *Lettres à Lucilius* appartiennent naturellement à une certaine époque et sont l'illustration d'une conjecture qui n'est plus la nôtre au XXI^e siècle. Il n'en demeure pas moins vrai que, structurellement, cet ensemble épistolaire constitue un vaste réservoir diversifié de conseils didactiques fondamentaux n'ayant pas encore été « digérés » (parfois de manière distorse) par les pédagogues des XX^e et XXI^e siècles. « Back to basics » fut, il y a quelques années, l'un des slogans de l'enseignement luxembourgeois : ce retour fondamental aux *Lettres à Lucilius* et au modèle philosophico-didactique de Sénèque pourrait, dans une dynamique elle aussi incitative, amener le lecteur(-professeur) du XXI^e siècle à y revenir et à s'en nourrir. Avec la perspective d'un pédagogue bien ancré dans les réalités conjoncturelles et structurelles de son époque, ce dernier pourrait oser ce détour antique (en réalité centripète) et ainsi faire le pari sénéquien d'une didactique « basique » située au confluent du progrès moral et de la progression pédagogique. ■

Le code QR mène à la version avec des notes en bas de page.



that is fundamentally complemented by a practical approach in the idea, which is still relevant today, that, nourished by one, the progressively empowered disciple will be able to construct his own ethical reform.

Keywords :

Epistulae morales – proficiens – transmission of knowledge – innutritive process – ethical reform

Ein österreichischer „Cunctator“ Kaiser Friedrich III. in lateinischen Quellen

Franz-Joseph Grobauer

Ein wesentlicher Bestandteil eigener Identitätsfindung ist unbestreitbar die Kenntnis der eigenen Herkunft und Geschichte. Mag unser Bildungswesen aktuell auch seinen Fokus auf diverse Kompetenzen legen, die Schülerinnen und Schüler erwerben und steigern sollen, so bleibt es dennoch meiner Ansicht nach eine unverzichtbare Aufgabe der Schule, wenigstens rudimentär historische Grundkenntnisse zu vermitteln und ein Bewusstsein dafür zu schaffen, wie unser Land entstanden ist und welche Entwicklung es genommen hat.

Auch der Lateinunterricht kann dazu einen wichtigen Beitrag leisten, sind wir doch tagtäglich von vielen Denkmälern und Bauwerken umgeben, die oft auch eine lateinische Inschrift ziert. Darüber hinaus gibt es für die mittelalterliche und frühneuzeitliche Geschichte unseres Landes eine Vielzahl lateinischer Quellentexte, die mithelfen können, die Vergangenheit zum Leben zu erwecken und sich ihrer dadurch noch bewusster zu werden.

Der vorliegende Artikel weist dies exemplarisch anhand von **Kaiser Friedrich III.** (1415–1493) nach. Es gibt in der Geschichte Persönlichkeiten, die sich mit ihrer Energie und Tatkraft einen Namen gemacht haben, indem sie die Welt veränderten. Ob immer zum Besseren oder zu welchem Preis, wird oft nicht hinterfragt. Alexander und Caesar sind wohl die besten klassischen Beispiele dafür und sicherlich allen, die Latein lernen, wohl bekannt. Mit Friedrich III. besitzt aber gerade die österreichische Geschichte einen ganz konträren Charakter, der trotzdem bleibende Spuren hinterlassen und in ganz anderer Art und Weise vergleichbar Großes auf den Weg gebracht hat.

Werfen wir nun einen Blick auf Friedrichs Leben und Herrschaft, wobei wir da und dort auch einige lateinischen Quellen miteinfließen lassen, die wir zu seiner Person zusammengetragen haben. Friedrich kam am 21. September 1415 als ältester Sohn des Habsburgers Ernst des Eisernen zur Welt. Da sein Vater als Herzog über Innerösterreich (Steiermark, Kärnten und Krain) regierte, wuchs Friedrich in Graz auf. Damals waren die österreichischen Länder nämlich unter drei habsburgischen Linien aufgeteilt. Friedrichs Onkel, Friedel mit der leeren Tasche, herrschte



Friedrich III. mit Erzherzogshut, Kopie eines Originals aus Vorau (um 1460), Edgar Huber, Graz Johanneum (1982)

über Vorderösterreich (Tirol und Gebiete westlich davon), während Donauösterreich (Nieder- und Oberösterreich) unter der Kontrolle von Friedrichs Großcousin, Herzog Albrecht V. stand. Letzterer schaffte es 1438 als erster Habsburger seit über 100 Jahren, zum deutschen König gekrönt zu werden. Zugleich wurde er als Nachfolger seines Schwiegervaters Kaiser Sigismund auch noch König von Ungarn und Böhmen. Allerdings verstarb Albrecht

bereits ein Jahr später. Neues Oberhaupt des Hauses Habsburg wurde so der Steirer Friedrich, der auch die Vormundschaft über Albrechts unmündigen Sohn Ladislaus Postumus übernahm. Außerdem wurde Friedrich nun seinerseits 1440 von den Kurfürsten zum neuen deutschen König gewählt. Er sollte es 53 Jahre hindurch bleiben und damit der Herrscher des Heiligen römischen Reiches mit der längsten Regierungszeit werden.

Seine Krönung fand allerdings erst zwei Jahre nach der Wahl statt. Denn Friedrichs Stellung war intern nicht unangefochten. Der Adel in Donauösterreich war mit seiner Vormundschaft für Ladislaus nicht einverstanden. Außerdem machte Friedrichs jüngerer Bruder Albrecht VI. Ansprüche geltend. Ein mächtiger Gegenspieler war ferner der Graf von Cilli, Ulrich II. Aber auch extern erwachsen dem König nach und nach gefährliche Konkurrenten, vor allem in der Person von Matthias Corvinus, der nach Ladislaus' Tod (1457) erst die ungarische und zwanzig Jahre danach auch die böhmische Krone für sich errang. Dieser konnte zuletzt sogar große Teile Ostösterreichs und der Steiermark erobern und machte ab 1485 Wien zu seiner Residenz. Beim Nürnberger Humanisten Willibald **Pirckheimer** (1470–1530) liest man dazu in aller Kürze:

Interea et, dum Maximilianus externis detinetur bellis, Matthias Hungariae rex ob causas relatu nimium longas Fridericum Caesarem vehementer urgere coepit illique praeter alia innumera universam fere Austriam cum metropoli ipsa Vienna ademit.

(Pirckheimer, De bello Suitense, 2. Buch, Kap. 1)

Während unterdessen (Friedrichs Sohn) Maximilian durch auswärtige Kriege (gegen Frankreich) aufgehalten wurde, begann der König von Ungarn Matthias aus Gründen, die zu berichten zu weit führen würde, Kaiser Friedrich heftig in Bedrängnis zu bringen und er nahm ihm neben zahllosen anderen Städten fast ganz Österreich sogar mitsamt der Hauptstadt Wien weg.

Zu den genannten Konflikten kam außerdem, dass seit geraumer Zeit die osmanischen „Renner und Brenner“ Friedrich Schwierigkeiten bereiteten, die immer öfter von Süden her in habsburgische Gebiete raubend und plündernd eindringen.

Friedrichs lange Regierungszeit war also von vielen Konflikten und Rückschlägen geprägt. Da ihm oft die nötigen Mittel fehlten, scheute er, so gut es ging, direkte Konfrontationen und ließ lieber die Zeit für sich arbeiten. Er verhandelte, schloss Allianzen und verhielt sich, modern gesagt, situationselastisch. Sein eigentlicher Erfolg bestand schlussendlich darin, dass er Schwierigkeiten aussaß und alle seine Gegner und potentiellen Rivalen überlebte. So starben der Reihe nach der Graf von Cilli, sein Mündel Ladislaus Postumus,

sein Bruder Albrecht VI., der ehrgeizige Burgunderherzog Karl der Kühne und ganz zuletzt der für Habsburg so bedrohliche Ungarnkönig Matthias Corvinus.

Auf diese Weise konnte Friedrich letztlich doch viele Erfolge für sich verbuchen. Er schaffte es als letzter römisch-deutscher König 1452 in Rom von Papst Nikolaus V. zum Kaiser gekrönt zu werden. Drei Tage davor hatte er dort auch **Eleonore**, die Schwester des portugiesischen Königs, zur Frau genommen und damit das Haus Habsburg europäisch gemacht. Die genaue Abfolge der Ereignisse schildert der Humanist **Aeneas Silvius Piccolomini** (1405–1468), der es vom kaiserlichen Sekretär letztlich als **Pius II.** bis zum Papst bringen sollte und der als Diplomat Friedrich maßgeblich daran beteiligt war, dass die Hochzeit mit Eleonore und die Kaiserkrönung zustande kamen (vgl. Piccolomini, *Australis Historia* 4, 18 u. 21–23). Kürzer fasst dies der Humanist und Leiter der Wiener Universität **Johannes Cuspinianus** (1473–1529) so zusammen:

Ad gradus Sancti Petri progressi a Nicolao quinto pontifice maximo perbenigne sunt suscepti. (...) Dehinc intra missarum solemniam per manus pontificis XVI. Martii Leonora Friderico est desponsata. Sequentie die cum maxima solemnitate Fridericus inunctus imperator Augustusque acclamatus, benedictionem Apostolicam cum Leonora imperatrice accepit. In pontem dehinc profectus Tiberis, Albertum fratrem ac trecentos alios nobiles militari honore insignivit.

(Cuspinianus, Caesares, Straßburg, 1540, S. 504 gekürzt)

(Friedrich, Eleonore und ihr Gefolge) wurden auf den Stufen von Sankt Peter von Papst Nikolaus V. sehr wohlwollend in Empfang genommen. (...) Sodann wurde Eleonore in einer Messfeier durch die Hand des Papstes am 16. März mit Friedrich vermählt. Am folgenden Tag wurde Friedrich unter größter Feierlichkeit zum Kaiser gesalbt, als Augustus akklamiert und erhielt zusammen mit Kaiserin Eleonore den päpstlichen Segen. Sodann brach er zur Tiberbrücke (bei der Engelsburg) auf und zeichnete seinen Bruder Albrecht und 300 andere Adelige mit dem Ritterschlag aus.

Der wohl größte Erfolg gelang ein Vierteljahrhundert danach, als Friedrichs Sohn Maximilian Maria von Burgund heiratete,

wodurch eines der reichsten Länder Europas unter habsburgische Kontrolle geriet. Damit begann eine damals noch nicht absehbare Entwicklung, die dazu führte, dass nicht einmal 50 Jahre später Friedrichs Urenkel, Kaiser Karl V. über ein Reich herrschte, in dem die Sonne nicht unterging.

Bei der Hochzeit Maximilians mit der jungen Herzogin von Burgund war Eile geboten, um dem französischen König zuvorzukommen, der seinen Sohn als Bräutigam ausersehen hatte. Beim österreichisch-hungarischen Historiker **Carl Andrian** (1680–1745) liest man dazu:

Sextā igitur et vicesimā Aprilis Maria Maximiliano desponsata est, Ludovico Bavariae duce eiusdem personam sustinente. Maximilianus intellecto felici legationis exitu, iter in Belgium maturavit. Viennā itaque Coloniam, inde Gandavum cum ingenti comitatu (...) subingressus, altā iam nocte sponsam salutavit: Tertiā mox die (ea fuit vicesima Augusti), procurante sacra episcopo Tornacensi, a Iuliano pontificis legato principes sponsi matrimonio iuncti sunt.

(Andrian, Epochae Habsburgo-Austriacae, 97f)

Am 26. April (1477) wurde also Maximilian mit Maria verheiratet, wobei der Herzog von Bayern Ludwig (*andere Quellen nennen den Pfälzer Ludwig Veldenz*) dessen Rolle übernahm. Nachdem Maximilian vom erfolgreichen Ausgang der Gesandtschaft erfahren hatte, reiste er rasch nach Belgien (Flandern). Daher (kam er) von Wien nach Köln, zog sodann mit gewaltigem Gefolge in Gent ein und begrüßte schon tief in der Nacht seine Braut. Am dritten Tag (danach) – es war der 20. August – wurden die fürstlichen Brautleute in einem Gottesdienst, den der Bischof von Doornik leitete, durch den päpstlichen Legaten Giulano (von Ostia) verehelicht.

Dass fürstliche Ehen zunächst mit Hilfe eines Stellvertreters (procurator) eingegangen wurden, kam damals öfter vor. Der Prokurator bestieg dabei mit angelegter Rüstung symbolisch das Nachtlager der Braut. Zwischen beiden lag ein blank gezogenes Schwert (vgl. Struve, *Jurisprudentia heroica*, Jena 1744, S. 268).

Während seiner langen Herrschaft war Friedrich III. stets darauf bedacht, den Ruhm seiner Dynastie und die Legitima-



AEIOV am Wiener Neustädter Altar (1447) im Wiener Stephansdom

tion ihrer Herrschaft zu festigen. Dies beginnt schon mit dem berühmten Motto des Herrschers, **AEIOV**, mit dem er alles, was sich in seinem Besitz befand, schon früh zu kennzeichnen pflegte. Neben persönlichem Besitz findet sich so das AEIOV auch auf Dokumenten und besonders Bauwerken, die er hatte errichten lassen (z. B. an der Grazer Burg, an der Wappenwand der Sankt Georgs-Kathedrale in Wiener Neustadt und am Friedrichstor von Schloss Linz).

Erstmals begegnet uns diese geheimnisvolle Buchstabenkombination in einem Notizbuch Friedrichs, datiert mit dem Jahr 1437. Damals war er noch Herzog in der Steiermark. Die oft daraus abgeleitete Ankündigung habsburgischer Weltherrschaft dürfte erst aus dem 16. Jahrhundert stammen, als sie bereits Realität geworden war. Am bekanntesten ist die lateinische Deutung AVSTRIAE EST IMPERARE ORBI VNIVERSO, die sich zwar in besagtem Notizbuch findet, allerdings mit anderer (späterer) Schrift (Alles Erdreich ist Oesterreich untertan). In Friedrichs Handschrift liest man freilich an derselben Stelle ein Distichon, das im zweiten Teil nachträglich von Humanistenhand verbessert wurde. Es heißt:

EN, AMOR ELECTIS, INIUSTIS ORDINOR VLTOR;
SIC FRIDERICUS EGO REX MEA IURA REGO.

Siehe, ich werde als (personifizierte) Liebe für die Erwählten eingesetzt, für die Ungerechten als Rächer
So lenke ich, König Friedrich, mein Recht."

Damit könnte Friedrich in Anspielung auf ein Psalmenwort (Ps 17, 27) sich mit

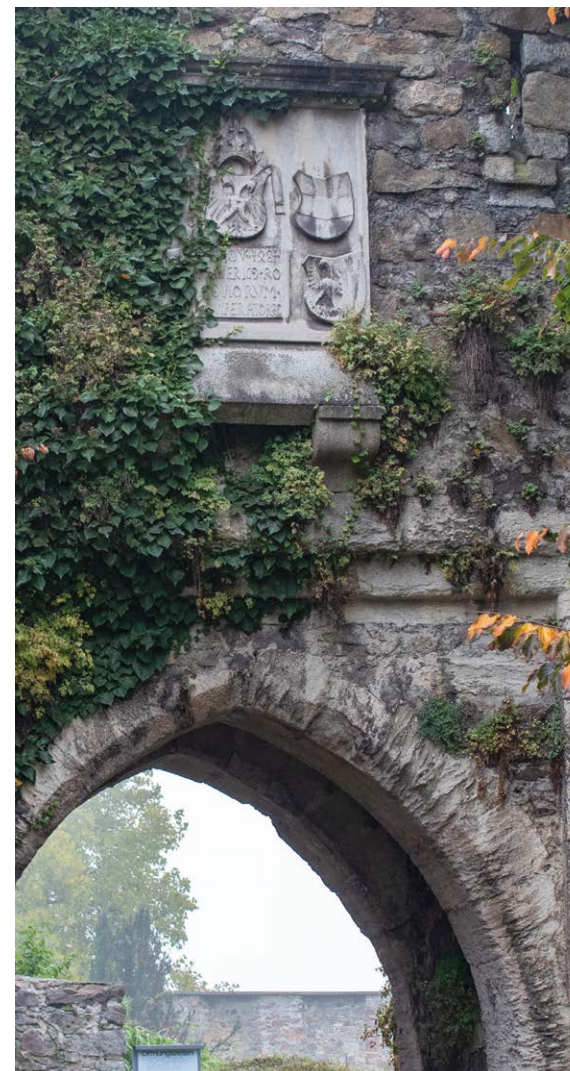
dem alttestamentlichen König Salomon in Beziehung gesetzt haben, um seine Würde noch zu steigern. Die meisten Historiker stimmen freilich heute darin überein, dass Friedrich, der einen Sinn für Mystisches hatte, eine eindeutige Erklärung bewusst offen ließ.

Ehre und Hoheit seiner Familie steigerte Friedrich dadurch, dass er das sogenannte **Privilegium Maius**, eine von seinem Vorfahren Rudolf IV. initiierte Fälschung, durch ein Reichsgesetz anerkannte. Seither durften sich die Habsburger offiziell und völlig legal als Erzherzöge von Österreich bezeichnen.

Auch wenn er in Wien oft auf Widerstand stieß – 1462 wurde er dort sogar von den Wienern, die seinem Bruder Albrecht VI. den Vorzug gaben, samt seiner Familie in der Burg belagert –, bemühte sich Friedrich, die Hauptstadt Donauöstereichs zum Bischofsitz erheben zu lassen, was 1469 auch gelang. Auch seine eigentliche Residenz, das „allzeit getreue“ Wiener Neustadt, wurde damals ein Bistum.

Als schließlich 1490 Sigmund der Münzreiche Vorderösterreich an Friedrichs Sohn Maximilian abtrat, waren die habsburgischen Länder nach langer Zeit wieder allesamt in einer Hand vereint. Im selben Jahr starb außerdem Matthias Corvinus, sodass die an ihn verlorenen Gebiete wieder zurückgewonnen werden konnten.

Ein Jahr später konnte mit dem neuen König von Ungarn, Ladislaus II. Jagello, ein Erbvertrag geschlossen werden, von dem die habsburgische Dynastie auch in absehbarer Zeit profitieren sollte. Dabei hatte es kurz zuvor noch ganz anders ausgesehen. Als Corvinus 1487 auch



AEIOV am Friedrichstor, Linzer Schloss

noch Wiener Neustadt erobert hatte, musste sich Friedrich nach Linz zurückziehen, wo er seine letzten Jahre zubrachte. Hier ist er dann 1493 auch gestorben. Den Bericht dazu liefert Carl Andrian:

Restituta Austriacis provinciis pace, Fridericus, qui, resecta tibia sacro igne tentata, discrimen iam evasisse videbatur, cum pervigilium Virginis in Coelos assumptae ieiunus exegisset, nimio ad vesperum peponum esu nativo calore extincto solutaque alvo Lincii obiit anno aetatis septuagesimo octavo, imperii quinquagesimo tertio expleto. Pacifici nomen indoles ad pacem atque tranquillitatem propensa piissimo principi peperit. Friderici corpus Lincio Viennam devectum, ingenti pompa in Divi Stephani aedibus depositum est, donec mausoleo, quod ipse inchoavit et Maximilianus filius ingentibus sumptibus perfecit, anno 1513 illatum fuisset.

(Andrian, Epochae Habsburgo-Austriacae, S. 110)

Hergestellt war (nun) in den österreichischen Ländern der Friede. Friedrich (aber), der nach der Amputation eines Beines vom Altersbrand befallen worden war und sich schon am Wege der Besserung befunden zu haben schien, verlor, nachdem er die Nacht vor Maria Himmelfahrt (15. August) mit Fasten zugebracht hatte, wegen übermäßigen Verzehrs von Melonen gegen Abend die natürliche Gesichtsfarbe, bekam Durchfall und verstarb zu Linz im 78. Jahr seines Lebens und im 53. seiner Herrschaft. Den Beinamen 'der Friedfertige' verschaffte dem überaus frommen Fürsten sein zu Ruhe und Frieden geneigtes Naturell. Friedrichs Leichnam wurde von Linz nach Wien (flussabwärts) gefahren und mit gewaltigem Pomp im Dom zu Sankt Stephan beigesetzt, bis man ihn in das Grabmal, das er selbst noch beginnen und sein Sohn Maximilian mit gewaltigem Aufwand vollenden ließ, im Jahr 1513 umbettete.

Das Herz und die Innereien Friedrichs verblieben in Linz in der Stadtpfarrkirche, wo heute noch rechts vom Hauptaltar eine Inschrift dieses Inhalts zu sehen ist:

Intestina cubant Friderici hac Caesaris urna
et cor, quod sacro praefuit imperio, quinquaginta annis Rhomanum rexerat orbem
atque uno, semper tempora pacis amans.

Kaiser Friedrichs Innereien liegen hier in der Urne

sein Herz, das an der Spitze des Heiligen Reiches stand.
51 (!) Jahre hatte er die römische Welt gelenkt in
steter Liebe zu den Zeiten des Friedens.

Die nachfolgende Angabe des Alters zum Zeitpunkt des Todes und das Todesdatum selbst sind falsch wiedergegeben. (vgl. S. 6) Doch kommen wir nun zum Grabmal Friedrichs im Wiener Stephansdom. Dieses zählt zu den Meisterwerken spätgotischer Kunst in Österreich. Bei **Cuspinianus** findet sich dazu folgende Würdigung:

Est illud e marmore vario, porphyretico ac candido mixto faberrime factum ab ingeniosissimis architectis, statuariis ac sculptoribus, qui neque Praxiteli neque Phidiae neque Alcameni neque Scopae herbam porrigerent neque aliis, quoscumque vetustas commendat, cederent. Nam hi singuli singulis imaginibus nomen sibi peperere, hi opus hoc insigne innumeris refertum imaginibus et vivis, ut ita dicam, signis, omnibus gentibus, nationibus et populis, qui ad nos usque commigrarunt, admirandum et antea non visum mausoleum extruxerunt, tanta arte, ut cum vetustissimo quoque opere facile possit certare.

(Cuspinian, Caesares, Straßburg, 1540, S. 620)

Jenes (Grabmal) ist aus farbigem Marmor, rot und weiß gesprenkelt, überaus meisterlich verfertigt worden von den begabtesten Architekten, Bildhauern und Steinmetzen, die sich nicht einem Praxiteles, nicht einem Phidias, nicht einem Alkamenes, nicht einem Skopas geschlagen geben und auch sonst keinem, den die Antike empfiehlt, Platz machen müssten. Denn die einen schufen sich jeder für sich mit jeweils einzelnen Bildnissen einen Namen, die anderen aber errichteten dieses ausgezeichnete Werk, reichlich versehen mit zahllosen Bildnissen und sozusagen lebensechten Statuen, als ein Grabmal, das von allen Geschlechtern, Nationen und Völkern, die in einem fort scharenweise zu uns gekommen sind, bewundert werden muss und, das man zuvor (so) nicht gesehen hat, mit einer so großen Kunstfertigkeit, dass es auch mit dem besten Werk der Antike leicht mithalten kann.



Grabplatte des Friedrichsgrabes im Wiener Stephansdom

Das Grabmal, für das man Adneter Marmor verwendete, wurde bereits 1463 in Auftrag gegeben. Die Grabplatte mit der Gestalt Friedrichs stammt von Niklas Gerhaert van Leyden und war 1473 fertig. Die Seitenreliefs, die Friedrichs gute Taten und Stiftungen zeigen, hat Max Valmet gefertigt, die Balustrade ringsum um das Hochgrab Michael Tichter geschaffen. Von der Vergabe des Auftrages bis zu seiner Vollendung verging ein halbes Jahrhundert.

Die Inschrift auf der Grabplatte lautet:

Fridericus tercius Romanorum Imperator semper Augustus, Austriae Stiriae Karinthiae et Carniole Dux, Dominus marchie Slavonicae ac Portus Naonis, Comes in Habsburg Tirolis Pherrettis et in Kiburg, Marchio Burgovie et Lantgravius Alsacie obiit anno Domini MCCCC<XCIII>.

Friedrich III. Beherrscher der Römer, auf immer Kaiser, Herzog von Österreich, Steiermark, Kärnten und Krain, Herr über die Mark Slavonien (in Slovenien) und Pordenone (in Friaul),

Graf in Habsburg, Tirol, Ferrete (Pfrt in der Westschweiz) und in Kyburg (bei Zürich), Markgraf von Burgau (in Schwaben) und Landgraf von Elsaß verstarb im Jahre des Herren 1493.”

Friedrich III. ist im Stephansdom aber auch am Wiener Neustädter Altar präsent, der gefertigt in Wiener Neustadt, auf 1447 datiert und die Devise AEIOV trägt. Lange Zeit dürfte er sich in Kärnten in Viktring befunden haben und gelangte erst 1883 nach Wien. Friedrich freilich war es auch, der 1450 verfügte, das Fundament des Nordturmes des Stephansdoms neu zu legen. Dazu vermerkt **Cuspinianus**:

Eo anno creverunt tam acerba et imatura vina, ut plerique cives effunderent in plateas publicas, quod nemo illa bibere posset prae acerbitate, quae vulgo et patria lingua dicebantur „Reiffbeisser“, quasi dicas a pruina, antequam maturescerent, adusta. Ignari et inducti, quasi circulos vasorum adurerent ac consumerent, „Reiffbeisser“ cognominabant falso. Tum Fridericus III rex Romanorum vetuit gravi edicto, ne ita profunderent vina, sed, si quis nollet bibere, ad coemiterium Sancti Stephani duceret, ut hinc calx vino posset extingui et fundamentum recte locari. Tum discoopertum fuit denuo vetus fundamentum et novum ex vino inductum. Quo completo crevit iam altera turris in hanc, quam vides, celsitudinem cum notis numerorum inscriptis, quantum singulis annis fuit aedificatum.

(Cuspinian, Austria, Basel 1553, S. 662)

In diesem Jahr wuchs der Wein so sauer und unreif, dass sehr viele Bürger ihn auf die öffentlichen Straßen schütteten, weil niemand ihn wegen der Säure trinken konnte. Gemeinhin und muttersprachlich nannte man ihn ‚Reiffbeisser‘, so als sage man, er sei vom Reif (also vom Frost), noch ehe er reif wurde, angegriffen worden. Unwissende und ungebildete Leute nannten ihn (dagegen) fälschlicherweise ‚Reiffbeisser‘, so als ob er die Reifen (also die Bänder) der Weinfässer angreife und zerfresse. Da verbot der römische König Friedrich III. durch eine strenge Verfügung, den Wein so auszuschütten. Wenn einer ihn nicht trinken wolle, solle er ihn vielmehr zum Friedhof von Sankt Stephan bringen, damit man sodann den Kalk

mit Wein löschen und das Fundament (des Nordturms) richtig legen könne. Damals hatte man das alte Fundament aufgedeckt und neuen Mörtel aus Wein aufgezogen. Da man dies vollendet hatte, wuchs nun der zweite Turm (der Nordturm) zu der Höhe, die man (heute) sieht, samt den (in der Fassade) angebrachten Markierungen der (Jahres)zahlen, wie viel man Jahr für Jahr gebaut hatte.

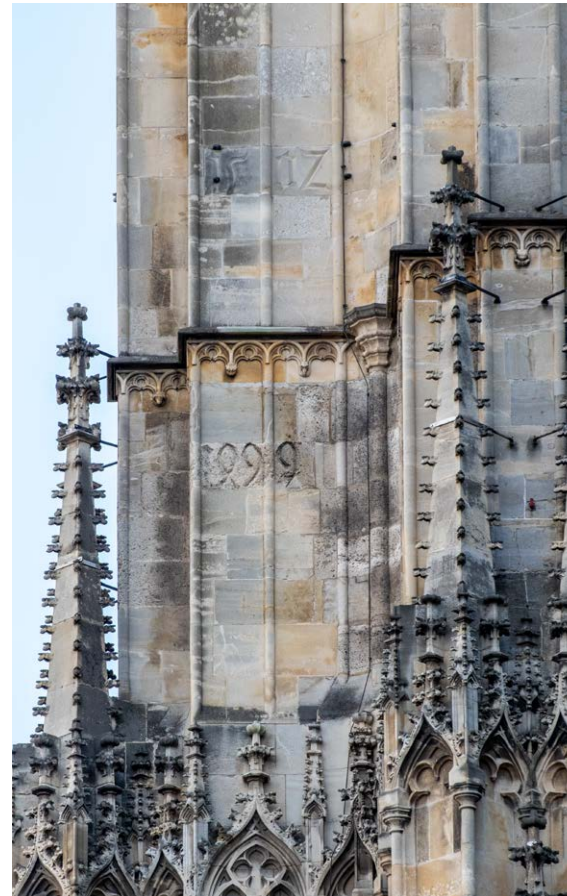
Von Friedrichs anderen Bauvorhaben, die z. B. in Graz, Wiener Neustadt und Linz noch heute an ihn erinnern, war schon die Rede. Nicht vergessen sollte man ferner, dass unter seiner Regentschaft langsam, der Humanismus in Österreich Fuß fasste, vor allem in der Person Piccolominis. Deswegen Krönung zum Dichter durch Friedrich im Jahr 1442 war die erste nördlich der Alpen. Als dominante geistige Strömung setzte sich der Humanismus in Österreich freilich erst unter Friedrichs Sohn Maximilian durch. Aber einmal mehr hat auch hier der Vater eine in die Zukunft weisende Entwicklung in Gang gesetzt.

Wenden wir uns nun der Frage zu, wie die Persönlichkeit des Kaisers zu beurteilen ist. Schon die Meinungen der Zeitgenossen über Friedrich waren geteilt. Sein ehemaliger Sekretär Aeneas Silvius Piccolomini (Papst Pius II.) liefert in seinem historischen Werk „Europa“ eine kurze Charakteristik:

Multa sunt in hoc Caesare, quae laudare possis. Corpus egregium, et species imperatore digna, animus sedatus et tranquillus, ingenium perspicax, memoria tenacior, religionis ardens zelus, ingens cupiditas pacis et otii. Singularem virtutem in quovis homine diligit dignamque praemio ducit. Aedificat splendide; hortos tamen ac gemmas plus aequo admiratur et amat. Et in rebus gerendis tardior ac remissior est. Tenacem plerique accusaverunt et ad rem nimis attentum. «Contra» id fecere proximi antecessores Sigismundus atque Albertus Caesares; quorum prodigalitati cuiusvis comparata liberalitas videri avaritia potest. Ceterum Fridericus nec sua profundit nec aliena diripit, verbis factis temperans.

(Pius II., Asiae Europaeque elegantissima descriptio, Paris 1538, S. 354f)

Vieles gibt es bei diesem Herrscher, was man loben könnte. Sein Körper



Westseite des Nordturmes des Stephansdomes mit den Jahresangaben 1499, 1502 und 1507

(ist) hervorragend und sein Anblick eines Kaisers würdig, sein Gemüt gesetzt und ruhig, sein Verstand einsehensvoll, sein Gedächtnis recht merkfähig, in der Religion sein Eifer glühend, sein Verlangen nach Ruhe und Frieden gewaltig. Außerordentliche Tüchtigkeit schätzt er bei einem Menschen, egal wer es ist, und erachtet sie einer Belohnung wert. Er lässt prächtige Bauten errichten. Gärten freilich und Edelsteine bewundert und liebt er mehr, als es sich gehört. Auch ist er bei der Ausführung seiner Geschäfte recht träge und nachlässig. Sehr viele kritisieren ihn als geizig und allzu sehr auf seinen Besitz bedacht. Ganz anders verhielten sich seine unmittelbaren Vorgänger als Herrscher, (Kaiser) Sigismund und (König) Albrecht (II.). Verglichen mit deren Verschwendungssucht kann die Gebefreudigkeit jedes (anderen) als Habsucht erscheinen. Im Übrigen verschwendet Friedrich weder seinen eigenen Besitz noch plündert er fremden, (sondern) gibt sich in Worten und Taten zurückhaltend.

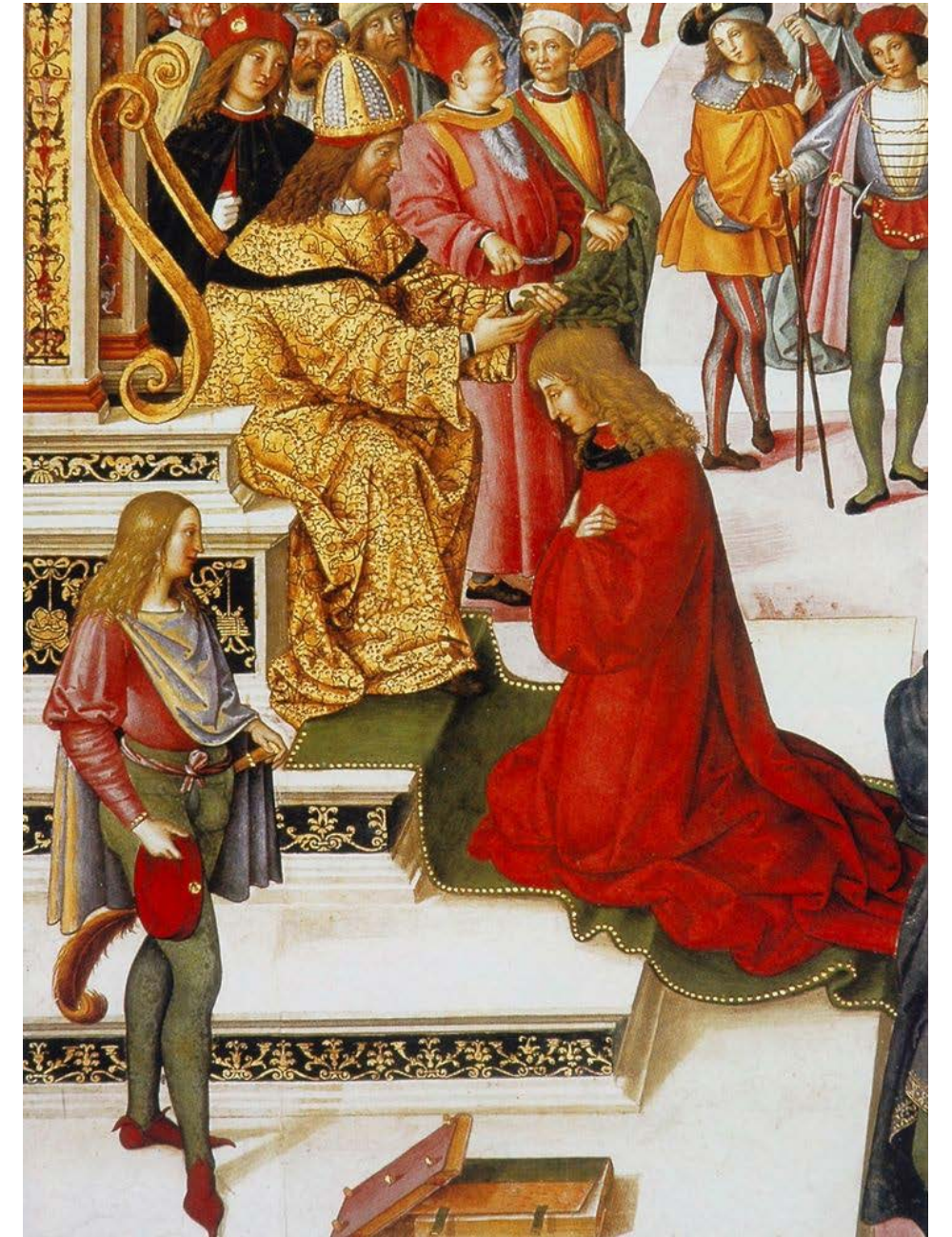
Im umfangreichen Werk Piccolominis finden sich da und dort auch kritische Bemerkungen zu Friedrichs Charakter, wenngleich eher zwischen den Zeilen. Andere Zeitgenossen waren da weniger zurückhaltend. Besonders betonen sie Friedrichs Geiz und Trägheit, so z. B. der Historiker **Thomas Ebendorfer** (1388–1464) im 7. Buch seiner Kaiserchronik oder der italienische Humanist **Antonio Bonfini** (1427–1502), der den Kaiser seinem Herrn, dem tatkräftigen Ungarnkönig Matthias Corvinus, gegenüberstellt (*Reverum Ungaricarum decades, Tom.IV/I*). **Janus Pannonius** (1434–1472) wiederum, der humanistisch gebildete Bischof von Pécs (Fünfkirchen) in Ungarn fasst seine Kritik am Kaiser in einem Epigramm zusammen:

Romula res olim Fabio cunctante revixit,
nunc, cunctante eadem te, Friderice, perit.
Nam tu continue consultas nec facis umquam:
Malle, aliquid faceres vel sine consilio.
Quid tibi cum gelido Saturni sidere inertis?
Caesaribus mores Martis inesse decet.

(Janus Pannonius, Opera omnia, vol.1 Epigrammata, Budapest 2006, ep. 384)

Das römische Reich lebte einst wieder auf, da Fabius zauderte, jetzt aber geht es zugrunde, da du, Friedrich, zauderst. Denn du berätst in einem fort, doch handelst du niemals. Ich wollte lieber, du setztest irgend eine Handlung auch ohne (langes) Beraten. Was hast du mit dem eisigen Gestirn des trägen Saturn zu schaffen? In Herrschern soll die Gesinnung des Mars walten.

Ein Kaiser habe zu handeln und siegreich Schlachten zu schlagen, die unproduktive Beschäftigung mit Astrologie (Saturn), für die sich Friedrich interessierte, solle nicht seine Sache sein. Den Vergleich mit dem römischen Feldherrn Quintus Fabius Maximus Cunctator, der im Zweiten Punischen Krieg den übermächtigen Karthager Hannibal gerade dadurch in Bedrängnis brachte, dass er der direkten Konfrontation mit ihm aus dem Wege ging, greift auch ein **jesuitisches Schulbuch** aus dem 18. Jh. auf. Dabei fällt die Beurteilung Friedrichs wieder völlig anders aus:



Friedrich krönt Piccolomini zum Dichter, Pinturicchio, Fresco im Dom von Siena

Cur Fridericum Fabio Cunctatori comparant scriptores? Quia cunctando bellaque declinando pacem imperio reddidit, Europa reliqua civilibus et externis undique bellis perstrepente; unde et nomen pacifici obtinuit.

(Rudimenta Historica, Tyrnau, 1731, IV, 116, 3 S. 93)

Warum vergleichen die Schriftsteller Friedrich mit Fabius, dem ‚Zauderer‘? Weil er durch Zaudern und Vermeiden von Kriegen dem Reich wieder Frieden brachte, während das übrige Europa allseits von Kriegen im In- und

um Ausland lärmte. Darum behielt er den Namen der ‚Friedfertige‘.

In der späteren Historiographie dominierte freilich lange das negative Bild von Friedrich III. als einem geizigen und zögerlichen Phlegmatiker und man verpasste ihm den wenig schmeichelhaften Beinamen „des deutschen Reiches Erzschlafmütze“.

Noch Adam Wandruszka urteilte vor über 40 Jahren über diesen nicht eben günstig (Wandruszka, Das Haus Habsburg, 1978, S. 86 und S. 88f):

„Dieser Friedrich III. gehört wohl zu den problematischsten und eigen-tümlichsten, wengleich gewiss nicht zu den anziehendsten Gestalten der habsburgischen Geschichte. Kaum ein anderer Habsburger ist von der Geschichtsschreibung so schlecht be-handelt worden, weitgehend zweifellos aus gutem Grund (...). Seine Stärke war das beharrliche und geduldige Spinnen politischer Fäden, die, immer wieder zerrissen und doch immer wieder von neuem geknüpft, schließ-lich ein Netz ergaben, in dem sich mancher Gegner fing und das zugleich doch Friedrich selbst trug und vor dem Absturz ins Nichts rettete. Das Bild der geduldigen, auf ihre Beute lauern den Spinne drängt sich bei der Beschäftigung mit der Gestalt Fried-richts immer wieder auf, und da die meisten Menschen Spinnen gegenüber Ekel und Abscheu empfinden, ist es nicht unverständlich, dass Friedrich bei der Nachwelt wenig Fürsprecher gefunden hat.“

Dagegen fällt die Beurteilung der Person Friedrichs in der modernen Forschung doch wieder weit positiver aus. So kommt etwa Konstantin Langmaier zu folgendem Facit (*Langmaier, Kaiser Friedrich III.: des Reiches Erzschatzmütze? 2020, S. 185f*):

„Friedrich III. war alles andere als das Idealbild eines charismatischen Wel-tenstürmers. Eigenheiten wie Spar-samkeit, Mäßigung, kühles Überlegen, Zurückhaltung, die Bereitschaft zu verzichten, Geduld, Bedächtigkeit und Selbstdisziplin entsprachen nicht un-bedingt dem, was man sich von einem so ranghohen Herrscher erwartete. Friedrichs Handeln prägten beme-rkenswerter Realismus und berechnen-de Elastizität, Eigenschaften, die keine großen Sympathien hervorriefen. Ohne sich besonders auf militäri-schem Gebiet hervorzuheben, verfügte er über die Fähigkeit, Gefahren, Chan-zen, Grenzen und Machtgrundlagen richtig einzuschätzen. Schmähungen ertrug er, Streitigkeiten schürte er, so-fern er das letzte Wort dabei behielt.“

Bleibt noch die Frage, unter welchem Titel sich Friedrich III. im Lateinunterricht nun behandeln lässt. Im sechsjährigen Latein bietet dazu zunächst das Themen-

modul „Gestalten aus der Geschichte“ die Gelegenheit, Friedrich als Kontrastfigur zu Caesar oder Karl dem Großen vorzustellen. Alternativ dazu kann man im Modul „Poli-tik und Gesellschaft“ (oder im vierjährigen Latein im Modul „Politik und Rhetorik“) auf Friedrich und seine Art der Politik eingehen. Je nachdem, wieviel Zeit man zur Verfügung hat, lässt sich eine Auswahl an Texten treffen. Die hier vorgestellten Textstellen und noch andere mehr sind übri-gens als schülergerecht kommentierte PDF-Ko-piervorlagen über den QR-Code erreichbar.



Zu guter Letzt sei auch noch auf eine gewisse Aktualität hinge-wiesen, die dem hier vorgestellten Thema innewohnt. Denn Friedrich III. ist gerade in letzter Zeit wieder ins Blickfeld einer breiteren Öffentlichkeit gerückt. In dem 2017 erstmals ausgestrahlten, historischen Fernsehdreiteiler „Maximilian – Das Spiel von Macht und Liebe“ übernahm Tobias Moretti eindrucksvoll die Rolle des Kaisers. 2021 widmete sich eine Sonder-ausstellung in Stift Admont diesen beiden unterschiedlichen Herrscherpersönlich-keiten. Und gerade jetzt, während diese Zeilen geschrieben werden, befasst sich die aktuelle Landesausstellung im histori-schen Museum von Speyer mit dem Auf-stieg der Habsburger im Mittelalter, und daher u. a. auch mit unserem Friedrich. Dies mag jeden, der bis jetzt noch gezaudert hat, der österreichischen Geschichte im Lateinunterricht etwas Raum zu geben,



Tobias Moretti als Friedrich III., im Hintergrund das Friedrichsgrab im Wiener Stephansdom



Friedrich III., Inntaler Meister (um 1460), Kunstsammlung von Kuno Mayer (†) im Gotikmuseum von Stift Admont

darin bestärken, es doch zu versuchen. Und warum nicht gleich mit Friedrich, dem österreichischen „Cunctator“? ■



Unter dem QR-Code fin-den Sie eine Auswahlbi-bliographie zum Beitrag.

Lateinunterricht in Deutschland

Matthias Korn

Die Ausführungen knüpfen an den Bericht des Autors in cursor 18/2022 an. Zunächst zur weiteren Entwicklung der Schülerzahlen an allgemeinbildenden Schu-len in Deutschland in Latein als zweiter und dritter Fremdsprache auf der Grundlage der Angaben des Deutschen Statistischen Bundesamtes: Die Zahl ist weiter zurückge-gangen auf 545.224 (Schuljahr 2020/21), der Rückgang vom Schuljahr 2007/08 bis 2020/21 erhöhte sich dadurch auf 33,9%, während sich die gesamte Schülerzahl innerhalb dieses Zeitraums lediglich um 8,7% verringerte. In Deutschland lernen somit derzeit jährlich zwischen 20.000 und 30.000 Schülerinnen und Schüler weniger Latein! Dieser Akzeptanzmangel ist seit Jahren evident, erfährt aber seitens der Bil-dungsadministration keinerlei wahrnehmbare Gegenmaßnahmen. Lassen Sie mich in diesem Zusammenhang auf die Tatsache verweisen, dass das Angebot von Latein in Österreich an der AHS obligatorisch ist, und auf den Kampf, der in Bayern um eben diese Tatsache am Zweig des Musischen Gymnasiums entbrannt ist. Von der o. g. Zahl entfällt dabei ein Anteil von maximal 10% auf Schülerinnen und Schüler an Schulen mit mehreren Anfor-derungsniveaus, obwohl sich diese aus politischen Gründen in etlichen deutschen Bundesländern großer Beliebtheit erfreuen (Gesamtschulen, auch Gemeinschaftsschu-len, Sekundarschulen, Stadtteilschulen o. ä. genannt). Der Anteil von Lateinlernenden an diesen Schularten ist erheblich niedriger als der anderer Schulfremdsprachen wie Französisch, Spanisch und Russisch. Wenn man so will, ist also Latein in Deutschland die am stärksten gymnasial geprägte Schul-fremdsprache. Dies ist sowohl für die Ent-wicklung des Faches als auch für die Per-sönlichkeitsentwicklung nicht-gymnasialer Schülerinnen und Schüler von erheblichem Nachteil. Die Gründe für diesen Zustand sind vielfältig, ein ganz wesentlicher aber scheint das Fehlen eines geeigneten Lehr- und Lernmaterials für den Lateinunterricht an Gesamtschulen zu sein, das sowohl für den Hauptschul- als auch für den Real-schul- als auch für den gymnasialen Bil-dungsgang konzipiert und geeignet ist und vor allem eine ständige Durchlässigkeit in beide Richtungen gewährleistet. Ein weite-erer wichtiger Grund scheint die mangelnde Berücksichtigung des Lateinunterrichts in Gesamtschulen im Bereich der Lehrerinnen- und Lehrerausbildung an Universität und Studienseminar zu sein. Die ersten Vorarbeiten für ein derartiges Lehr- und

Lernmaterial gehen bis in das Jahr 2016 zu-rück: Es wurden auf Grundlage der Befra-gung einer breiten Lehrer:innenschaft die folgenden Planungsgrößen als maßgeblich für einen Lateinunterricht in nicht-gymna-sialen allgemeinbildenden Bildungsgängen ausgemacht:

- Formenlehre: langsamere Vermittlung
- deutlich verringerter (Lern)Wortschatz
- leichtere und kürzere lateinische Texte
- weniger Übersetzung zur Dokumentation des Textverständnisses zugunsten ande-erer Aufgabentypen in dieser Funktion
- geringerer Abstraktionsgrad in der Gram-matiktheorie
- erhebliche Reduktion der metasprachli-chen Terminologie.

Im Anschluss schuf eine privat agierende 18-köpfige Arbeitsgruppe aus acht deut-schen Bundesländern ein Lehr- und Lern-material, das diesen Grundsätzen gerecht werden sollte: ‚VIVA – Latein für alle. Ein Workbook für nicht-gymnasiales Latein auf der Grundlage des Lehrbuchs VIVA zur Verwendung an Schulen mit mehreren An-forderungsniveaus‘. Dieses Workbook wird als elektronisches Arbeitsmittel im Verlag V&R erscheinen. Es baut auf den Lektio-nen 2 bis 20 des entsprechenden Printpro-dukts (VIVA Gesamtband, Göttingen 2014) auf. Über den hier abgedruckten QR-Code finden Sie Zugang zur Darstellung des Kon-zepts und einer Probelektion. Über folgende weitere aktuelle Sachver-halte aus dem Bereich der altsprachlichen Fachdidaktik wird nun aus Gründen der Übersichtlichkeit nur knapp berichtet: Das Latinum ist nur noch in ganz weni-gen Bundesländern und Studienfächern Studien- oder Prüfungsvoraussetzung und ist weitestgehend durch landes-, universi-täts-, fakultäts- und fachinterne Kenntnis-nachweise abgelöst worden. Gleichwohl ist die Diskussion um den (Stellen-)Wert des Latinum nach wie vor lebendig, wie die auf didaktischen Fort- und Weiterbildungen so-wie im Zusammenhang mit dem Erscheinen neuer Lehr- und Lernmaterialien geführten Diskurse allenthalben belegen. Überlegun-gen zu Aktualität und Bedeutung des Lati-nums werden sich im Programm der Fach-tagung ‚Perspektiven VI‘ (siehe unten) finden. Die deutschen ‚Einheitlichen Prüfungsanforderungen für das Abitur‘ (EPA) im Fach Latein stammen im Kern aus dem Jahr 1979



und weisen erhebliche Aktualitätsdefizite auf. Daher haben mehrere altsprachliche Fachdidaktikerinnen und Fachdidaktiker sowie Mitglieder der Bildungsadministra-tion in einem Arbeitskreis unternommen, Vorschläge zur Weiterentwicklung der EPA in den Punkten ‚Aufgabenstellungen‘, ‚Korrektur und Bewertung der Übersetzung‘ und ‚Verhältnis von Übersetzung und Inter-pretation‘ zu erarbeiten. Im erstgenannten Punkt soll zudem der Versuch unternom-men werden, die spezifischen Fachleistun-gen des Lateinunterrichts nach EPA auf die der KMK-Bildungsstandards für die fortgeführte Fremdsprache (Englisch/Fran-zösisch) für die Allgemeine Hochschulreife (2012) zuzubewegen. Der ‚Deutsche Althilologenverband‘ (DAV) hat eine landesoffene Arbeitsgruppe zur Verortung von Lateinanforderungen im Rahmen des ‚Gemeinsamen europäischen Referenzrahmens für Sprachen‘ (GeR) ein-gerichtet, die Vorschläge für die Niveaustufen A1 und A2 erarbeitet hat. An dieser Arbeitsgruppe sind u. a. auch Lehrkräfte aus Österreich beteiligt. Fachdidaktik beschreibt nicht nur Ist-Stände, sondern prognostiziert und emp-fiehlt auch Linien, an denen eine künftige Fachentwicklung nicht vorbeigehen sollte. Im Falle von Latein bahnt sich hier die Ablösung der alten, von Hans-Joachim Glücklich im Jahr 1978 begründeten Stra-tegientrias ‚Dekodierung, Interpretation, Rekodierung‘ durch die aus dem neu-sprachlichen Unterricht stammende Trias der Lesestile bzw. Verstehensweisen ‚orien-tierendes Lesen‘, ‚selektierendes Lesen‘ und ‚intensives Lesen‘ an. Die konzeptuellen Überlegungen dazu enthält das Buchkapitel ‚Texterschließung in der Unterrichtspraxis: Aufgabentypen und Fallbeispiele‘ von Hen-nig Horstmann und Peter Kuhlmann.¹ Am 9./10. November 2023 findet die Fachtagung ‚Perspektiven für den Latei-nunterricht VI‘ in Erfurt statt. Sie wird Plenarreferate und Aussprachen zu den Themen ‚Alternative Zugänge zu Latein‘, ‚Latein an nicht-gymnasialen allgemeinbil-denden Schularten‘, ‚Empirische Bildungsforschung im Fach Latein‘ und ‚Vorstellung des Eckwertepapiers der Expertinnen- und Expertenrunde zu den EPA von ‚Perspekti-ven V‘ (Hoyerswerda 2021)‘ enthalten sowie Workshops zum erstgenannten Thema. ■

¹ Kuhlmann, Peter/Horstmann, Henning/Korn, Matthias (2022): Texte erschließen und verstehen. Didaktische Kriterien und Praxisbeispiele für den Lateinunterricht. V&R Göttingen, S. 32–109.

Classics in the Netherlands

Jeroen Vis and Bosco Smit



Introduction

The Netherlands have a long-lasting and strong tradition of teaching classics. In the present system, the position of classics is anchored in the educational laws and the number of pupils studying ancient languages is steadily growing. Despite this, some schools see a decreasing number of pupils and for financial reasons try to reduce the time and effort spent on the teaching of classics.

In the following article, the current state of the educational aspects of classics in the Netherlands will be described. Its structure follows the Dutch school system, of which the main characteristics are explained at the beginning of each section. The article concludes with a brief presentation of the main classical organisations.

(Pre-)primary education

Pre-primary school in the Netherlands is not obligatory. At the age of four, children go to primary school until the age of twelve. Classical languages are not being taught systematically at this level. It can however be the case that in the context of an additional program classics are offered, either within the school or outside.

Secondary education

Depending on the type of school, secondary school lasts four, five or six years.



Jeroen Vis teaching Ancient Greek in the classroom

This system has many similarities with the Austrian or German one. There is one stream of four years preparing for middle professional education. This can be more practical or more theoretical. A stream of five years of general education prepares for higher professional education. In none of these levels, classics are offered. The third type of secondary school lasts six

years and prepares for academic education. This level consists of the Atheneum and Gymnasium. In the former, Latin and Greek are not obligatory, although some schools offer classes in Latin. At the Gymnasium, Classics form an important and structural part of the program. To obtain this specific permit, a school must offer classes in both languages in the lower clas-



Passionate students of classics



Euroclassica Congress in Leiden/Netherlands, speaker Edith Hall

ses at a satisfying level, which, however, is not exactly defined. A Gymnasium also must give the possibility to do final exams in both languages. The pupils on the other hand must follow classes in both languages at the lower classes and do final exams in at least one of those. (At Atheneum, a second foreign language is also obligatory; this is usually German or French, but others are possible.)

The individual schools have a relative freedom in deciding how many hours they spend on each subject. On average, a Gymnasium starts with Latin in the first year and Greek in the second. In the lower classes the amount of teaching hours is about three, usually rising to about four or five in the higher classes, including classes in culture.

In the first years, pupils learn the basics of grammar, vocabulary and cultural background of both languages. During the

fourth year, the easier authors are read. Here again, schools have a freedom of selection, as long as the texts are in the authentic language.

The exams consist of two parts. The school exams are organised by the schools themselves and count as 50% of the final grade. For classics, a number of 30 pages (corresponding to 900 lines of poetry) of authentic language must be read. The reading includes translation, interpretation and the broader cultural background. This is usually being done in the fourth and fifth year. In the last year, pupils are studying the texts and cultural backgrounds for the centralised final exams. This material consists of another 20 pages (or 600 lines of poetry) authentic texts and about 35 pages of texts in translation. Changing every year, the most canonical authors are subject, such as Ovid, Livy, Cicero, Seneca, Virgil, Euripides, Homer, Herodotus and

Plato. Exceptionally other authors like Pliny or Sophocles are read. The test itself consists of questions about some excerpts of the studied texts, which are given during the exams, and a translation of a text of the same author, which hasn't been read during the classes.

In 2022 there were about 6132 pupils doing finals in Latin nationwide. For Greek, the number was about 2831. Given that during the six years of education, some pupils change to another type of school, the total number of children that start Gymnasium in the first year is estimated to be well over 10.000 each year.

Higher education

On higher education, classics can be studied at five universities: Groningen, Nijmegen, Leiden and two in Amsterdam. All five offer a BA and a MA program. Besides a common part with classes in culture and the canonical authors, each university offers its own characteristic subjects, such as early Christian literature or Neolatin. For the new students, it is stated obligatory to have passed the high-school finals of one classical language, though both are highly recommended. This is also the case for the theological schools.

Classical organisations

People professionally involved with classics, mainly teachers, are organised in the Dutch association of classicists (Vereniging Classici Nederland). This organisation is also member of Euroclassica and spokesperson for other institutions such as the ministry of education, the universities and the college of examination. Among other things, they inform their members on classical events and organise professional education for teachers.

The 'Friends of the Gymnasium' is an organisation mainly for former pupils of the Gymnasium. They inform their members not only on classical topics, though that consists their core subject.

People with an interest in classical culture can become member of the Dutch classical association (Nederlands Klassiek Verbond). This association organises lectures and publishes a journal with easily accessible articles on cultural topics. ■



Presentation of books at the meeting of VCN

Greek in Belgium

Teachers and students in Flanders on the barricade!

Geert Kentane

On May 3, 2023, the centre of Ghent (a city in Flanders, the Dutch speaking region of Belgium) was coloured blue and white as it was in May 2018. Indeed, five years ago over a thousand students and a hundred teachers came together on the 'Day of Ancient Greek' (further referred to as 'Greek'). It was an overwhelming success and an unmistakable sign that young people are enthusiastically learning Greek at school. The intention was to organize such study days regularly, but some virus decided otherwise ...

Teachers and students together on the school benches

Students and teachers made a public statement on May 3, 2023 and focused on what connects them all: the passion for Greek. The study day aimed at a mix between active and more substantive input, which covered 24 lectures, lessons or workshops that took place at the same time. Separate workshops were provided for different age categories of pupils: there were sessions for 13 to 14, 15 to 16 and 17 to 18 year olds. Teachers can join the workshop of their own choice. Greek language, text and culture were offered at various levels and in varied didactic methods. A sports field was also equipped for the sports enthusiasts to compete with each other. (see WORKSHOPS in 2023, page 93). The pupils could test their knowledge of the Greek language and culture with a quiz: the winner received the title of „smartest Greek in Flanders“. The closing event was Greek dances with all students under the city hall in Ghent (see picture on page 93).

Save the Greek: the message in 2018

In 2018 universities and pedagogical supervisors from the Dutch-speaking part in Belgium, planned to bring together as many students and teachers of Greek as possible for the first time in the long history of Greek education in Belgium. After eight meetings, numerous brainstorming sessions, budgeting and an overload of e-mails and telephone calls, the script was ready, the rooms were equipped and the speakers could be received. The programme of that day was in line with the new edition of 2023 and offered a great diversity of activities. The final speaker was the most famous lawyer in Flanders, Jef Vermassen. In a packed audi-



torium, he made a warm plea for the value of Greek in education.

In 2018 the regional and national press were also present in large numbers and devoted ample attention to this event in its news reports. Even the Greek media mentioned the initiative, but unfortunately a newspaper published the wrong photo with the article: a police intervention with terrorists after the attacks of IS in Brussels in 2016.

Feedback for the Greek Day in 2018

The day consisted of two sessions in the morning and an afternoon activity followed by a closing event and reception. Three institutes in Ghent city center made their infrastructure available for the organization. Volunteers and organizers ensured that the transfer system ran smoothly. The following strengths emerged from the evaluations of the participants:

- the running of the reception;
- the varied range of workshops;
- the engaging quiz;
- the goodie bag;
- the smooth movements between the

three locations;
- generally: it was a successful day, greatly appreciated by all participants.

Reflections, suggestions and work points from teachers and students:
- Not all work shops were equally strong in terms of content: sometimes students had expected more spectacular actions.
- Timing: Wednesday afternoon is not so suitable for students because many of them are attending sporting and artistic activities on this class-free afternoon.
- The closing moment exceeded the allocated time.
- The unbalanced distribution of the groups in the quiz caused frustration (age of the participants not always known; age should be a mandatory field at registration)

Greek deserves its place in 21st century education

Flanders has compulsory education up to the age of 18 and currently offers Greek approximately to 1600 pupils aged 13 to 18. However, the number of pupils studying Herodotus or Homer continues to decline.



For Latin, the situation is less dramatic. In Flanders 11,000 13 year olds are currently following one or more classical languages out of a total of 62,500 pupils (no separate figures for Latin or Greek in this level). Limited to general secondary education (14 to 18 year olds) there are almost 5,000 pupils out of 124,500 students in a specialization attending advanced Greek classes (latest available figures 2020–2021). With their event and study day, teachers and students want to make it clear to public opinion and politicians that Greek has its specific place in education in the 21st century. The study of this language allows for thorough cognitive development that will facilitate more specific skills. The organizers point out that the young people who study Greek, achieve very high success rates at universities and colleges. For example, they have a better chance of successfully passing entrance exams.

The future ...

Our twenty-first century is one of fragmentation, of identity crises and a lot of world that blows in from all over. So our identity also includes solid pieces of antiquity. Only those who know their own tradition and the existing frameworks can evolve and innovate. In our society translations and stage adaptations appear regularly and recently a wonderful website about antiquity in our lives has been created: <https://hic-nunc.be/nl/> These initiatives may fuel enthusiasm, but the pivotal role is played by the teacher. He must pass on his material: starting every day with courage and naivety and believing in what he is doing, despite all the opposition. The ‚miracle‘ has to happen in the classroom, based on the teacher's experience, freedom, trust, creativity and teamwork with young people ... ■

WORKSHOPS in 2023

Behind the poison cups and hot baths: suicide in ancient times, how did ancient philosophers think about suicide?

Mythology: students take on the role of Greek mythical figures and improvise a play.

Introduction to Modern Greek: Kalimera! (level 1): Participants learn how to introduce themselves, to greet people and some basic words every traveler needs!

Kalispera! (level 2): songs, film and reading fragments ranging from poetry about cartoons to a blog text.

Pentathlon: an adapted and modern version of the ancient competition: running, long jump, discus throw, javelin throw and wrestling.

Letter writing in antiquity: letters in translation on themes that were important then and now (health, love, money, death).

Guided tour in Ghent city center related to mythology: participants actively search for traces of Greek mythology that can still be found in the contemporary city centre of Ghent.

The Troy Debate: role playing about the Trojan War.

Greek board games: participants get to work with contemporary board games about antiquity and brush up on their knowledge of mythology.

Between Flair and Feminism: in conversation with Theano

Migration package: ‚Greeks on the loose‘

And furthermore: Greek dances (see picture left), The Bacchantes, Greek and language technology, Classical languages and artificial intelligence, The Greek movie ‚Frogs‘, Acropolis News and Ancient Greek, Greek and video games ...

Ἄνθρωπος

Menschliche Geschichte(n), menschliche Geschicke

Fritz Lošek

Weil er bedenkt, was er gesehen hat.
Sokrates¹

1. Auf den Spuren des Wortes

Ἄνθρωπον ζητῶ (ánthronon zetó), ich suche einen Menschen, antwortet Diogenes von Sinope, Kyniker und Vorbild aller Zyniker aus dem 5./4. Jh. v. Chr., als man ihn fragt, warum er am helllichten Tage mit einer Lampe über den Marktplatz von Athen streift; so erzählt Diogenes Laërtios in seinen „Leben und Meinungen berühmter Philosophen“ (6, 41) aus dem 3. Jh. n. Chr. Die Suche nach den Wurzeln des Begriffs ánthropos (im Folgenden wird außerhalb von Zitaten die deutsche Transkription verwendet) gestaltet sich etwas schwierig. Die Neubearbeitung des griechisch-deutschen Schul- und Handwörterbuchs „Gemoll“ (74) erklärt „Etymologie unklar“, verweist aber auf mykenisch *a-to-ro-ko*, das Wort ist also bereits in Linear B, der erst Mitte des 20. Jh. entzifferten Silbenschrift der Mykenischen Kultur (ca. 15. bis 12. Jh. v. Chr.), belegt. Allerdings macht sich schon Sokrates in einem Gespräch mit Hermogenes so seine Gedanken zur Etymologie des Wortes (Platon, Kratylos 399b–c):

¹ Platon, Kratylos 399.



Schriften aus Mykene in Linear B

Σωκράτης
τούτων τοίνυν ἐν καὶ τὸ τῶν ἀνθρώπων ὄνομα πέπονθεν, ὡς ἐμοὶ δοκεῖ. ἐκ γὰρ ῥήματος ὄνομα γέγονεν. ἐνὸς γράμματος τοῦ ἄλφα ἐξαρεθέντος καὶ βαρυτέρας τῆς τελευτῆς γενομένης.

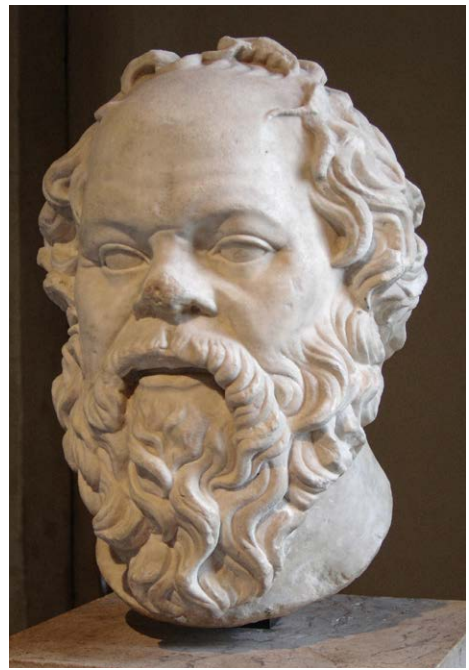
Ἑρμογένης
πῶς λέγεις;

Σωκράτης
ὦδε. σημαίνει τοῦτο τὸ ὄνομα ὁ ἄνθρωπος ὅτι τὰ μὲν ἄλλα θηρία ὧν ὀρεῖ οὐδὲν ἐπισκοπεῖ οὐδὲ ἀναλογίζεται οὐδὲ ἀναθρεῖ, ὁ δὲ ἄνθρωπος ἅμα ἐώρακεν – τοῦτο δ' ἐστὶ τὸ ὄπωπε – καὶ ἀναθρεῖ καὶ λογίζεται τοῦτο ὁ ὄπων. ἐντεῦθεν δὴ μόνον τῶν θηρίων ὀρθῶς ὁ ἄνθρωπος ἄνθρωπος ὠνομάσθη, ἀναθρῶν ἂ ὄπωπε.

Sokrates:
Also eine dieser [sprachlichen Umgestaltungen] hat, wie mir vorkommt, auch der Ausdruck für Menschen erfahren. Denn es ist aus einem Satz ein Wort geworden, indem ein Buchstabe, das a nämlich, ausfiel und das Ende tieftonig wurde.

Hermogenes:
Wie meinst du das?

Sokrates:
Folgendermaßen: Es bedeutet dieses Wort ánthropos, dass, während die anderen Lebewesen nichts von dem, was sie gesehen haben, überlegen oder vergleichen oder bedenken, der Mensch, sobald der etwas gesehen hat – dies bedeutet das órope –, das, was er gesehen hat, auch prüft (anathréi) und überlegt. Daher also heißt unter den Lebewesen mit Recht allein der Mensch ánthropos, weil er bedenkt, was er gesehen hat (anathrón ha órope).



Büste des Sokrates, römische Kopie eines griechischen Originals, 1. Jahrhundert, Louvre, Paris

Die Herleitung des Begriffs „Mensch“ durch Sokrates ist freilich nicht (nur) etymologisch, sondern eher philosophisch zu interpretieren. Sprachwissenschaftlich unhaltbar ist dagegen die Etymologie „der Entgegengewendete“, d. h. der aufgerichtete, aufrecht schreitende Mensch, angeblich entstanden aus *antí*, gegen und *trópos*, Wendung.

2. Was ist ein Mensch?

Wenn wir zu den deutschen Wortbedeutungen von *ánthropos* wechseln, ist die erste, weitest gefasste jene allgemeine von „Mensch“, mit der dieser – man denke an die Definition von Sokrates – als Gattungswort und als Bezeichnung einzelner Personen sowohl Göttern als auch Tieren entgegengesetzt wird, zurückgehend bis Homer:

οὐ ποτε φύλον ὁμοῖον ἀθανάτων τε θεῶν χαμαὶ ἐρχομένων τ' ἀνθρώπων

Niemals vom gleichen Stamm sind die unsterblichen Götter und die am Boden schreitenden Menschen. (Homer, Ilias 5, 442)

ὡς εἰπὼν ὁ μὲν ὄχετ' ἐπὶ κλυτὰ φύλα ἀνθρώπων

So sprach er (Hypnos) und machte sich auf zu den berühmten Stämmen der Menschen. (Homer, Ilias 14, 361)

τάχα δ' ἔκετο ἔργ' ἀνθρώπων

Schnell kam sie (Ate) zu den Werken der Menschen. (Homer, Ilias 19, 131)

Nur einige Verse später meint ánthropos aber in einer nuancierten Bedeutung den (in der Schlacht kämpfenden) „Mann“:

αἰψά τε φυλοπίδος πέλεται κόρος ἀνθρώποισιν

Schnell überkommt die Menschen/Männer Überdruss am Kampf. (Homer, Ilias 19, 221)

ἐρέω δέ τοι ἐξαναφανδόν/ εἶ περ πεντήκοντα λόχοι μερόπων ἀνθρώπων

am allermeisten, allerbesten. Zuweilen

πων/ νόϊ περισταίεν, κτεῖναι μεμαῶτες Ἄρηϊ

Ich (Athene) sage dir (Odysseus) offen: selbst wenn fünfzig Scharen von sterblichen Menschen uns umstellt hätten, danach trachtend uns im Kampf zu töten. (Homer, Odys. 20, 49)

Auch die toten, auf die Inseln der Seligen versetzten Sterblichen nennt Homer nach dem, was sie gewesen waren – Menschen:

τῆ περ ῥήϊστη βιοτῆ πέλει ἀνθρώποισιν· οὐ νικητός, οὔτ' ἄρ χειμῶν πολὺς οὔτε ποτ' ὄμβρος, ἀλλ' αἶε Ζεφύροιο λιγυῖ πνεῖοντος ἄητας Ἵκκεανὸς ἀνῆσιν ἀναψύχειν ἀνθρώπων

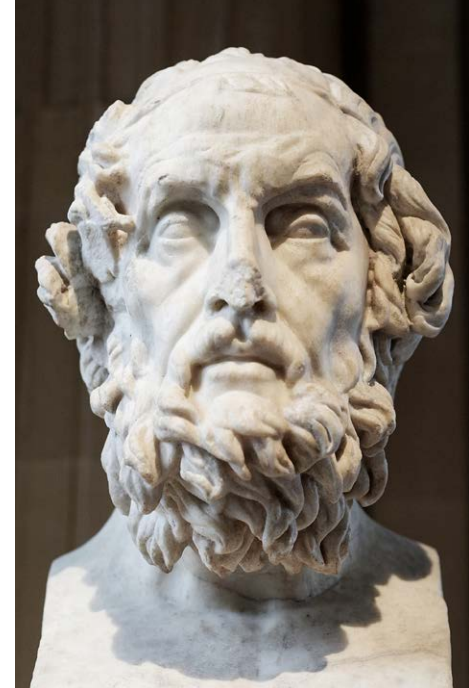
Dort (im Elysium) ist das leichteste Dasein für die Menschen: Weder Schneefall gibt es dort noch viel Winterwetter noch Regen, sondern immer schickt Okeanos das Wehen des schrill blasenden Westwinds, um die Menschen zu erquickern. (Homer, Odyssee 4, 565 und 568)

Im Plural werden mit ánthropoi ganze Völkerschaften benannt, wie in Homer, Odyssee 8, 29:

Ξεῖνος ὄδ'· οὐκ οἶδ' ὅς τις, ἀλώμενος ἔκετ' ἐμὸν δῶ, ἤε πρὸς ἠοίων ἢ ἐσπερίων ἀνθρώπων

Dieser Fremde (Odysseus) ist als Herumtriebener in mein Haus gekommen, ich (Alkinoos) weiß nicht, wer er ist, ob von den Völkern des Morgens (Ostens) oder des Abends (Westens).

Schließlich erstreckt sich der Begriff auf die Gesamtheit aller Menschen, das ganze Menschengeschlecht, die ganze Welt, wenn Herodot (Historien 1, 53) von den *μαντήα μούνα ἐν ἀνθρώποις*, dem einzigen Orakel unter den Menschen/in der Welt spricht. Superlativische Begriffe werden durch die Ergänzung „unter den/ allen Menschen, auf der ganzen Welt“ noch betont (vgl. dt. „was in aller Welt!“): *τὰ ἐν ἀνθρώποις δεινότατα*, das Schrecklichste von allem Menschenmöglichen/ in der Welt; *μάλιστα/κάλλιστα ἀνθρώπων* am allermeisten, allerbesten. Zuweilen



Hellenistische Büste des Homer, Louvre, Paris

wird das Wort mit einem zweiten Substantiv verbunden: *ἄνθρωπος ὀδίτης*, Mann Wanderer, Wandersmann; *πολίται ἄνθρωποι* Bürger Männer, Bürgerschaft. Im Plural werden auch die Bewohner einer Stadt (vgl. dt. „Landsmann, Landsleute“) oder die Soldaten eines Feldherrn (vgl. dt. „Mannschaft“) bezeichnet. Mit der bewussten Setzung des Artikels, also *ὁ ἄνθρωπος* (*ho ánthropos*), *der/ dieser Mensch*, kann, wie im Deutschen, ein leicht ironisch Ton mitschwingen: Sokrates bezeichnet den Wärter, der ihm den Schierlingsbecher reichen wird, mit *ὡς ἀστεῖος*, ἔφη, ὁ ἄνθρωπος, wie fein dieser Mensch doch ist (Plato, Phaidon 116d). Im Vokativ *ἄνθρωπε* (*ánthropē*) wird die Bezeichnung im Sinne von „guter Mann“, als Ausruf vergleichbar dem deutschen „Mensch!“ oder „Mann, oh Mann!“ gesetzt, so wenn die entsetzte Tekmessa in Sophokles' Tragödie „Aias“ den Boten anspricht: *οἴμοι, τί φῆς, ἄνθρωπε; μὴν ὀλόλαμεν*; ach, was sprichst du, guter Mann? Sind wir verloren? Ein Blick in die Bibel, ins Koiné-Griechisch: *ἄνθρωπος ἄνθρωπος τῶν υἱῶν Ἰσραήλ*, jeder Mann aus dem Haus Israel – die Doppelung von ánthropos (in der lateinischen Übersetzung heißt es *quilibet homo*) in Leviticus 17, 3 wird als Hebraismus eingestuft. Im Neuen Testament nimmt ánthropos auch die prägnante Bedeutung „Ehe-Mann“ an, die auch im Deutschen in der verkürzten Form „mein Mann“ durchaus gebräuchlich ist. Und die abgeschwächte Form im Sinne von „man“ begegnet 1 Kor. 4, 1:

Οὕτως ἡμᾶς λογιζέσθω ἄνθρωπος ὡς ὑπηρέτας Χριστοῦ καὶ οἰκονόμος μυστηρίων θεοῦ,

als Diener Christi soll man uns betrachten und als Verwalter von Geheimnissen Gottes.

Im Neugriechischen lebt der Begriff *ánthropos* fort, wird aber um zwei weitere Ausdrücke für „Mensch“ erweitert: *ψυχή* (*psyché*; eig. „Seele“, vgl. dt. „Menschenseele“) und *κόσμο/κόσμο*, eigentlich „Welt“ als Gesamtheit der Menschen, „Leute“).

3. Was ist der Mensch?

Πολλὰ τὰ δεινὰ κούδὲν ἀνθρώπου δεινότερον πέλει (Sophokles, *Antigone* 331):

In einem kurzen Satz der Weltliteratur verbirgt sich das ganze Rätsel der Menschheit. Zugleich deutet sich darin seine Unlösbarkeit an. Gerade deshalb ist es der wohl meistzitierte Satz der antiken Literatur ... Dieser Satz ist nahezu unübersetzbar, er lässt sich niemals eindeutig in eine andere Sprache übertragen. Dies hängt an einem Wort².

Das Problem der Übersetzung liegt bei diesem berühmten Zitat nicht im Substantiv *ánthropos*, sondern im Adjektiv *deinós*. „Vieles ist deinón, nichts aber ist mehr deinón als der Mensch“: Aus dieser Rohübersetzung entwickelt Friedrich Maier eine Analyse des Adjektivs, das zwischen den zwei Bedeutungsebenen „furchtbar, schrecklich, gefährlich, gewaltig“ und „tüchtig, außerordentlich, erstaunlich, wunderbar“ changiert. Banal formuliert geht es also um das „Rätsel der Menschheit schlechthin“³, ob der Mensch nun (von Haus aus) gut oder böse ist. Ausgehend von der Bibel, der Vertreibung aus dem Paradies, haben sich zahlreiche Exegeten, Philosophen und Philosophien, Literaten und Literaturen an diesem Dilemma, das bei Sophokles seinen Ursprung nimmt, abgearbeitet, von Hegel bis Hans Jonas, von Hölderlin bis Lion Feuchtwanger. Maier gibt dazu den Überblick und schließt seine Abhandlung mit den Worten:

Einem weit über zweitausendjährigen Text kommt nachweislich weltgeschichtliche Aktualität zu. In ihm vergegenwärtigt sich bereits die ganze Dialektik der menschlichen Existenz⁴.

² Maier 2015, 18.
³ Maier 2015, 18.
⁴ Maier 2015, 27.

Diese Überlegungen münden letztendlich in der Frage: Was ist der Mensch? Damit landen wir bei den weiteren Fragen, die Kant der Frage nach dem Menschen vorschaltet: Was kann ich wissen? Was soll ich tun? Was darf ich hoffen? Die Antworten auf diese Frage sind höchst unterschiedlich, eine sei exemplarisch angeführt:

διότι δὲ πολιτικὸν ὁ ἄνθρωπος ζῶν πάσης μελίττις καὶ παντὸς ἀγελαίου ζῶου μάλλον, δῆλον. οὐθὲν γὰρ, ὡς φαμέν, μάτην ἢ φύσις ποιεῖ; λόγον δὲ μόνον ἄνθρωπος ἔχει τῶν ζῶων.

Deshalb ist der Mensch ein gemeinschaftliches Wesen und zwar mehr als jede Biene und jedes in Herden lebende Tier. Denn die Natur macht, wie man sagt, nichts umsonst: Der Mensch allein von allen Lebewesen besitzt die Sprache. (Aristoteles, *Politika* 1253a)

Das vielbemühte Zitat von Aristoteles über den Menschen als *zoon politikon* (hier stoßen wir auch mit dem Adjektiv „politikós“ auf Interpretations- und Übersetzungsvarianten) wird oft um den Zusatz des wesentlichen menschlichen Merkmals, der Sprache, des „lógos“ verkürzt. Doch auch dieser vielschichtige Terminus lässt großen Spielraum für die Übersetzung und Interpretation.

4. Anthro(po)- und -anthrop

Die zuletzt angesprochenen Fragen nach dem Wesen des Menschseins sind zentraler Inhalt der „Lehre vom Menschen“, der Anthropologie. Damit stoßen wir, zunächst rein auf der Wort- und Sprachebene, auf die zahlreichen Ableitungen von *ánthropos* bzw. die Zusammensetzungen mit den Bestandteilen „anthro(po)-“ und „-anthrop“. Das Altgriechische kennt davon rund zwei Dutzend, von Substantiven wie dem Deminutivum *ánthropískos* (*anthropískos*, *Menschlein*) über Adjektive wie *ánthrōpeios* (*anthrópeios*, menschlich) zum Verb *ánthrōpōsphagéin* (*anthroposphagéin*, Menschen schlachten). Das Lateinische, v. a. das christliche und spätantike Latein, hat einige Neuschöpfungen hervorgebracht, wie *anthropiani*, *Ketzer* (die Christus nur als Menschen ansahen), oder *anthropolatra*, *Menschenanbeter*. Einige antike Wortbildungen leben auch im Deutschen weiter, das seinerseits viele neue Kreationen hervorgebracht hat und noch immer hervorbringt – dazu im Folgenden. Wikipedia listet mit Abfrage vom 1.2.2021



Antigone begräbt ihren Bruder Polyneikes, Burgtheater (2015)

dreizehn Adjektive⁵, ein Verbum (anthropomorphisieren) und nicht weniger als 53 Substantive – und da ist das Anthropozän noch gar nicht dabei⁶.

4.1 Anthropie und -anthropie

Nicht angeführt sind zwei Wortbildungen, die direkt auf der dritten Silbe des *ánthropos* ansetzen. Während das Adjektiv „anthropisch“ im Begriff „anthropisches Prinzip“ (kurz AP) 1973 vom Kosmologen Brandon Carter in die wissenschaftliche Diskussion eingeführt wurde und mittlerweile mehrere Ausformungen kennt und Denkrichtungen hervorgebracht hat, wurde das Substantiv „Anthropie“ nach eigenen Angaben vom italienisch-schweizerischen Schriftsteller Alberigo Albano Tuccillo in einem 2019 erschienenen Bei-

⁵ anthropogen, anthropografisch, anthropoid, anthropolatrie, anthropologisch, anthropomorph, anthropomorphisch, anthropomorphistisch, anthropopathisch, anthropophil, anthropophob, anthroposphisch, anthropozentrisch.

⁶ Anthropochemie, Anthropochoren, Anthropochorie, Anthropodizee, Anthropofarm, Anthropogäa, Anthropogenese, Anthropogenetik, Anthropogenie, Anthropogeografie, Anthropogonie, Anthropograf, Anthropografie, Anthropoid, Anthropoide, Anthropoklimatologie, Anthropolatrie, Anthropologe, Anthropologie, Anthropologin, Anthropologismus, Anthropometer, Anthropometrie, Anthropomorph, Anthropomorphie, Anthropomorphismus, Anthropomorphologie, Anthropomorphose, Anthroponose, Anthroponym, Anthroponymie, Anthroponymik, Anthropopathie, Anthropopathismus, Anthropophage, Anthropophobie, Anthropophysiologie, Anthropophyten, Anthropoplasten, Anthropoplastik, Anthroposoph, Anthroposophie, Anthroposophin, Anthropotechnik, Anthropotheismus, Anthropotherapie, Anthropothysie, Anthropotomie, Anthropozoen, Anthropozoikum, Anthropozoonose.



Porträt von Jean Baptiste Moliere, Pierre Mignard, Château de Chantilly

trag⁷ erfunden, und zwar als Gegenbegriff zur Entropie. Anthropie versteht er als die Überzeugung, dass die Entstehung von allem Seienden und Werdenden letztlich von Anfang an kein anderes Ziel hatte, als den Menschen hervorzubringen. Sie lief damit konsequent auf das Anthropozän hinaus:

Die Anthropie hat endlich Ordnung gebracht, endlich die Entropie gesenkt. Bloß: Ob die Anthropie wirklich den Sinn des Kosmos beschreibt, bleibt ungewiss, dass die Zunahme der Entropie indessen ein Naturgesetz ist, ist kaum zu bezweifeln. Und unbestritten ist denn auch, dass folglich diese menschliche und menschengefällige Ordnung nur zum Preis einer viel höheren, größeren und mächtigeren Unordnung erzielt werden konnte, deren sich zu entledigen der Erdball nicht mehr schafft. Daher scheint es mir auch legitim zu sein, die Frage aufzuwerfen, ob die Entropie auf dem Planeten nicht dabei ist, die

⁷ <https://tuccillo.ch/anthropie-und-entropie>

Anthropie zu ignorieren und sich ihre alte thermodynamische Zustandsgröße, ihre alte Weise der Unordnung – der vermeintlichen Krone der Schöpfung zum Trotz – zurückzuholen.

Die Anthropie hatte im Anthropismus einen Vorläufer mit – wie viele „Ismen“ – negativem Beigeschmack, so etwa bei Ernst Haeckel (1834–1919) als abwertende Bezeichnung für alle Lehren, die dem Menschen eine Sonderstellung in der Natur zuweisen, ihn als Endziel der Schöpfung und gottähnlich betrachten. Dem entgegen steht die kosmische Sichtweise, nach welcher der Mensch nur als winziger Teil des Ganzen erscheint. Zusammensetzungen mit -anthropie am Ende eines neuen Wortes sind selten, die Suchmaschinen werfen nur sechs davon aus: Synanthropie (*σύν, σύν, zusammen/mit*) bezeichnet die Anpassung einer Tier- oder Pflanzenart an den menschlichen Siedlungsbereich, mit der sie nicht auf Ergänzung ihrer Population von außen angewiesen ist (Beispiele dafür sind die

Bettwanze oder der Mauersegler). Hippanthropie ist der medizinische Fachausdruck für die Wahnvorstellung, ein Pferd (*ἵππος, hippos*) zu sein, auf die ebenfalls tierbezogenen Begriffe Theri- und Lykanthropie wird im Kap. 4.6 eingegangen.

Blieben die häufigsten, die zwischenmenschlichen -anthropien, Philanthropie und Misanthropie, jeweils mit den entsprechenden Adjektiva und ihren leiblichen Vertretern, dem Philanthropen und dem Misanthropen. Philanthropie (schon altgriechisch *φιλανθρωπία, philanthropía*, zu *φίλος, philos, Freund*) bezeichnete in antiken Gesellschaften meist die wohlwollende, großzügige Einstellung Vornehmer, Mächtiger und Reicher gegenüber ihren wirtschaftlich schwächeren Mitbürgern. In der Epoche der Aufklärung wurden die Begriffe „Menschenfreundschaft“ und „Menschenliebe“ in den Vordergrund gestellt, man erhob die Menschenliebe zu einem zentralen Bestandteil der Wesensbestimmung des Menschen. Dabei verband sich das Konzept einer naturgegebenen menschenfreundlichen Gesinnung oder „Menschlichkeit“ (lat. *humanitas*⁸) mit Impulsen, die aus der christlichen Forderung der Nächstenliebe (lat. *caritas*⁹) stammten. Der Philanthropismus entwickelte sich im 18. Jh. als eine pädagogische Reformbewegung: Die Philanthropisten sahen in der Erziehung zur allgemeinen Menschenliebe ein vorrangiges pädagogisches Ziel¹⁰. Im modernen philosophischen und psychologischen Diskurs ist das Postulat einer Freundschaft oder Liebe zur gesamten Menschheit sehr unterschiedlich bewertet worden, oft wird es als utopisch und naturwidrig abgelehnt. Im allgemeinen Sprachgebrauch wird heute Philanthropie oft (wie schon in der Antike) auf ihren materiellen Aspekt beschränkt und mit der Bereitstellung privater finanzieller Mittel in Form von Großspenden oder der Errichtung von Stiftungen gleichgesetzt (Musterbeispiel eines modernen Philanthropen: Bill Gates mit seinen milliarden-schweren Stiftungen).

Reichen literarischen Niederschlag fand, im Gegensatz zum Philanthropen, das negative Pendant des Menschenfreunds, der Misanthrop. Der Bogen spannt sich vom griechischen Komödiendichter Menander mit seinem „Dyskolos (Griesgram/Menschenfeind)“, Shakespeare mit „Timon von Athen“ bis zu Molière („Le Misanthrope/ Der Menschenfeind“). Auch die

⁸ Siehe auch Kap. 5.
⁹ Stowasser 2016, 119f. vereint im Artikel „caritas“ unter Pkt. 2 a und b die Aspekte „Nächstenliebe“ und „Dienst am Mitmenschen“.
¹⁰ Vgl. auch Kap. 4.3 zu Anthroposophie.

österreichische Literatur hat ihre bedeutenden Misanthropen, wobei sich deren Misanthropie sowohl im Leben als auch in ihren Werken äußert. Ferdinand Raimund schrieb nicht nur seinen „Alpenkönig und Menschenfeind“, sondern verkörperte letzteren wie im Leben so auf der Bühne als Rappelkopf. Und nicht nur die ersten Romane Thomas Bernhards (wie „Frost“ und „Verstörung“) sind von Misanthropie geprägt, diese zieht sich durch das gesamte Leben und Werk des „genialen Grantlers“ (© Doris Knecht).

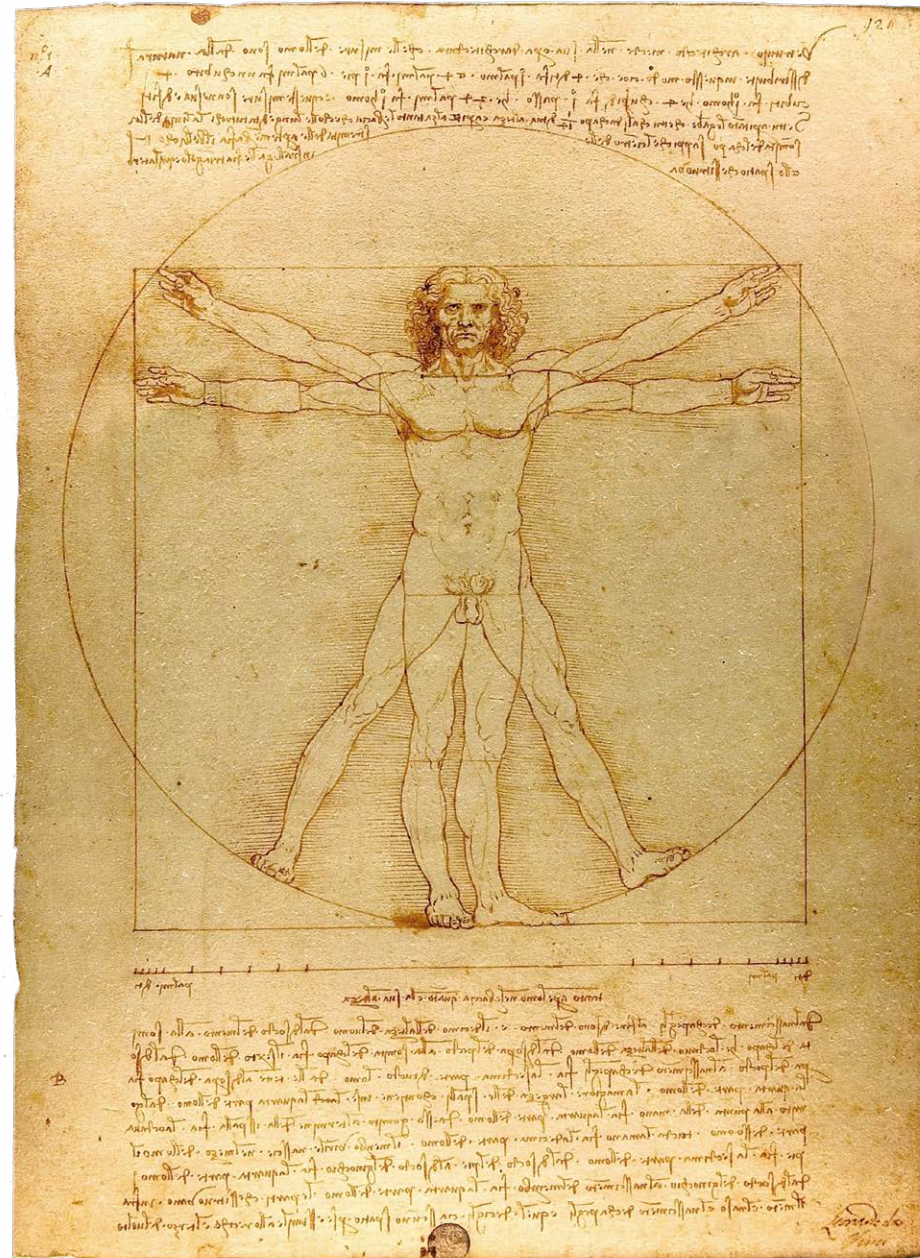
4.2 Die Anthropologien

„Anthropologia“ als Lehre/Wissenschaft vom Menschen wurde am Beginn der Neuzeit als Begriff eingeführt, vornehmlich für den Bereich der Naturwissenschaften. In der Paläoanthropologie sind mit den *palaiói ánthropoi* (*alte, eig. frühe Menschen*) auch Affen und Menschenaffen Forschungsgegenstand, in den Begriffen Anthropopithecus oder Pithecanthropus stehen der Mensch und der Affe (*πίθηκος, píthekos*) auch sprachlich auf gleicher Stufe. Im Laufe der „Anthropologien“ nach und nach stark erweitert: Sozialanthropologie, Kulturanthropologie, Rechtsanthropologie (samt Forensischer Anthropologie), Philosophische Anthropologie, Historische Anthropologie und Theologische Anthropologie (Religionsanthropologie) haben sich ebenso (z. T. auch als eigenes Studium) etabliert wie Industrieanthropologie, Medienanthropologie, Psychologische Anthropologie, Pädagogische Anthropologie, Kybernetische Anthropologie, Medizinische Anthropologie. Manche ersetzen frühere Begriffe, wie Sozial- und Kulturanthropologie die „Völkerkunde/Ethnologie“.

4.3 Anthroposophie

Die Weltanschauung von der „Weisheit (σοφία, *sophía*) des/vom Menschen“ wird eng mit dem Wirken von Rudolf Steiner verknüpft. In ihr verbinden sich empirische mit spekulativen, spirituelle mit esoterischen Zügen. Der deutsche Idealismus, der „Goetheanismus“¹¹, aber auch Elemente der christlichen Mystik (Gnosis) und fernöstlicher Lehren sind Quellen der anthroposophischen Weltanschauung. Zahlreich wie die Grundlagen und Ideen der Anthroposophie sind die Bereiche der „Anwendungs-Anthroposophie“, die durch Praxisnähe zur Attraktivität der anthroposophischen Bewegung beiträgt. Zwei Ausprägungen dieser Anwendung seien stellvertretend vorgestellt.

¹¹ Sitz der Allgemeinen Anthroposophischen Gesellschaft in Dornach nahe Basel ist das gemäß der anthroposophischen Architektur errichtete „Goetheanum“.



Der vitruvianische Mensch von Leonardo da Vinci, Zeichnung aus einem Tagebuch ca. 1490, Galleria dell' Accademia, Venedig (Foto: L. Viatour, lucnix.be)

Rudolf Steiner (1861–1925) vereint in seinem Werdegang und seinen Betätigungsfeldern (Forscher, Literat, Philosoph, Künstler, Sozialreformer) beispielhaft die vielfältigen Ansätze und Wirkungen der Anthroposophie. Nachdrücklich ist sein Einfluss auf pädagogisch-schulischem Gebiet. Die von Steiner 1919 für Arbeiterkinder der Tabakfabrik Waldorf-Astoria in Stuttgart gegründete Schule wurde mit den anthroposophischen Grundlagen der „Waldorfpädagogik“ zu einem Erfolgsmodell, heute gibt es weltweit rund 1.150 Waldorfschulen und rund 1.800 Waldorfkindergärten, Österreich weist mit Stand 2019 19 Schulen und 38 Kindergärten auf, und zwar in allen neun Bundesländern.

Anthroposophisch arbeitende Landwirte gründeten im Jahr 1927 die „Verwertungsgesellschaft Demeter“, 1932 ließ man sich den Namen „Demeter“ (von der griechischen Göttin für Ackerbau) für biodynamische Produkte patentieren. Nach einer wechselvollen Geschichte in den folgenden Jahrzehnten, v. a. während der Zeit des Nationalsozialismus, ist Demeter heute ein weltumspannender Bioverband, nach dessen Richtlinien rund 120.000 ha Landwirtschaft und Weinbau betrieben werden. Von österreichischen Winzern vinifizierte Demeter-Weine erregen dabei weltweites Interesse: So erhielt der Nikolaihof der Familie Saahs in Mautern an der Donau als erstes österreichisches Weingut für

ein anthroposophisches Produkt, einen „Demeter 1995 Nikolaihof Vinothek Riesling“ die Bestbewertung von 100 Punkten vom amerikanischen „Weinpapst“ Robert Parker¹².

Die anthroposophische Bewegung ist durch jüngste Entwicklungen in einen nicht nur positiven Fokus geraten. „Unter den Corona-Protestlern sind viele Waldorfschüler und Anthroposophen – ist das überraschend oder nur konsequent?“ fragt Ronald Düker unter dem Titel „Querdenken mit Rudolf Steiner“ in DER ZEIT vom 4. Februar 2021 (47) und zitiert den Steiner-Biografen Helmut Zander, der von „Voll- und Teilanthroposophen“ spricht, von denen die letzteren in der Mehrheit seien, weil sie (nur) eine bestimmte anthroposophische Praxis für plausibel oder für ihr Leben hilfreich erachten.

4.4 Anthropometrie

Das μέτρον (*métron*)¹³, das Maß, das Messen des ánthropos, konkreter seines Körpers war, wenn man die außergewöhnlichen Erfolge der DDR auf dem sportlichen Bereich in den 70er- und 80er-Jahren des 20. Jh. Revue passieren lässt, ein wesentlicher Faktor für die Selektierung der jungen Sportlerinnen und Sportler bzw. deren Rekrutierung für bestimmte Sportarten: Körpergröße beim Hochsprung oder beim Kugelstoßen, Größe der Hände und Füße beim Schwimmen, lange Arme bei Diskus- und Hammerwurf und kurze Arme beim Gewichtheben. Abseits jeder Ideologie spielt das Vermessen des Menschen auch in anderen Bereichen und Zeiten eine Rolle, nur haben z. B. die Ergonomie in der Optimierung des Arbeitsplatzes oder die Standardisierung von Konfektionsgrößen in der Modeindustrie einen besseren Ruf. Historisch betrachtet wurde auf die Anthropometrie, auch über das eigentliche Vermessen des Körpers hinausgehend, immer wieder zurückgegriffen. Die (mittlerweile überholte) Theorie der Körperbautypen samt Rückschlüssen auf die psychische Verfasstheit aufgrund der physischen Eigenschaften ist hier ebenso zu nennen wie der Strukturalismus in der Architektur, wie er z. B. in den Bauten und Werken von Le Corbusier seinen Ausdruck findet. Das erste und wohl berühmteste Beispiel für die Vermessung des ánthropos stellt die nur ca. 35 x 25 cm große Zeichnung „Der vitruvianische Mensch“ von Leonardo da Vinci aus dem Jahre 1490 dar, die, wie die Bezeichnung schon sagt, ihrerseits auf die vom antiken Architekten und Autor Vitruv formulierten und idealisierten Proportionen Bezug nimmt. (s. S. 98)

¹² DIE PRESSE, 7.5.2014, 11
¹³ Vgl. den anderen Ansatz zu métron unter Kap. 5.2.

4.5 Anthropomorphie

Ἀνθρωπόμορφος (*anthropómorphos*) als Adjektiv mit der Bedeutung „in/mit Menschengestalt“ (zum Substantiv *μορφή, morphé, Gestalt*) ist schon im antiken Griechisch belegt. Der Anthropomorphismus, die Vorstellung und Darstellung von Göttern in Menschengestalt, war eine der zentralen Komponenten der griechischen Religion. Auch wenn diesem Umstand unsterbliche Zeugnisse in Literatur (Homer; amouröse Abenteuer des Zeus, auch in zoomorpher Gestalt) und bildender Kunst (Zeusstatue des Phidias in Olympia, vielbrüstige Artemis von Ephesos) verdankt werden, gab es schon sehr bald Kritik an dieser Vorstellung. Xenophanes von Kolophon (ca. 570–475 v. Chr.) gehört zwar noch zu den Vorsokratikern, steht aber an der Schwelle der aufklärerischen Religionskritik und des aufkeimenden Rationalismus. Berühmt sind seine Fragmente 15 und 16 (D–K):

ἀλλ' εἰ χεῖρας ἔχον βόες ἔϊπποι τ' ἢ ἑλέοντες ἢ γράψαι χεῖροισι καὶ ἔργα τελεῖν ἄπερ ἄνδρες, ἵπποι μὲν θ' ἵπποισι βόες δέ τε βουσὶν ὁμοίας καὶ <κε> θεῶν ἰδέας ἔγραψον καὶ σῶματ' ἐποιοῦν τοιαύθ' οἴον περ καὶ αὐτοὶ δέμας εἶχον <ἐκαστοι>

Hätten Rinder und Pferde und Löwen Hände wie Menschen, könnten sie malen wie diese und Kunstwerke erschaffen, dann würden die Pferde wie Pferde, die Rinder wie Rinder auch die Bilder der Götter malen, alle würden nach dem eigenen Aussehen die Gestalt ihrer Götter gestalten.

Αἰθιοπές τε <θεοὺς σφετέρους> σιμοῦς μέλανάς τε Θρηῆκές τε γλαυκοὺς καὶ πυρροὺς <φασὶ πέλεσθαι>.

Die Äthiopier sagen, dass ihre Götter plattnasig und schwarz sind, die Thraker aber blauäugig und rotblond.

Auch in anderen Religionen spielt der Anthropomorphismus eine große Rolle (Ägypten), aus der Reihe fällt die frührömische Zeit mit der Vorstellung des „numen“, des entpersonalisierten göttlichen Waltens, bevor die griechischen Vorbilder in die römische Religion und Kultur übernommen wurden. In der christlichen und islamischen Religionsgeschichte ist die Darstellung Gottes in Menschengestalt über die Jahrhunderte und in den einzelnen religiösen Ausprägungen eine

oft heiß umkämpfte, von Bilderstürmen geprägte, man denke nur an den Ikonoklasmus in der byzantinischen Kirche, man denke an „Charlie Hebdo“ und die Folgen. Es müssen aber nicht immer Götter sein, die menschliche Züge annehmen. In der christlichen Vorstellung sind es auch (gefallene) Engel und Dämonen, die personifiziert dargestellt und gedacht werden. Manchmal gehen die Attribute über die genuin menschlichen hinaus (wie die Flügel der Engel), manchmal ergänzen Elemente der Tierdarstellung den menschlichen Corpus, wie Schwänze und Hörner in Teufelsdarstellungen. Anthropomorphe Tiervorstellungen sind ein häufiges Phänomen und Stilmittel der Literatur, hier v. a. der Fabel und des Märchens, aber auch der Comics. Verbunden mit der menschlichen Gestalt sind sehr oft auch menschliche Wesenszüge, man denke an den schlauen Fuchs oder den – anthropophagen¹⁴ – bösen Wolf in Großmutter Nachthemd, an George Orwells „Animal Farm“. Auch unbelebte Gegenstände können vermenschlicht werden, sei es durch menschliche oder menschenähnliche Gestalt wie die humanoiden Roboter, seien es nur Teile der menschlichen Existenz, wie die Stimme des Sportwagens K.I.T.T. in der Fernsehserie „Knight Rider“.

4.6 Therianthropie und Lykanthropie

Die Vorstellung, dass sich ein ánthropos durch Theriomorphose in ein *θηρίον* (*therion, wildes Tier*), z. B. in einen *λύκος* (*lýkos, Wolf*) verwandelt, findet sich in den Mythen zahlreicher (Natur-)Völker, spiegelt sich als Sujet in zahlreichen (pseudo-)literarischen und filmischen Genres. In der modernen Psychiatrie wird Lykanthropie als klinische Erkrankung aus dem Bereich der Schizophrenie angesehen. Die bekannteste und meistverbreitete Ausprägung ist der Werwolf: Ein *wer* (altgerm. für „Mann“, vgl. lateinisch *vir*) verwandelt sich in einen Wolf oder wird in einen verwandelt. Die Metamorphosen des Ovid erzählen vom griechischen König Lykaon, der von Zeus in einen Wolf verwandelt wurde, da er und seine Söhne dem Gott Menschenfleisch vorsetzten. In Richard Wagners Oper „Die Walküre“ erzählt Siegmund über den Verlust des Vaters: „Eines Wolfes Fell nur traf ich im Forst, leer lag das vor mir, den Vater fand ich nicht.“ Michael Jackson verstörte 1983 im Musikvideo zu seinem Welthit „Thriller“ mit seinem Tanz mit den Werwölfen. In Joanne K. Rowlings Harry-Potter-Serie ist der Lehrer Remus Lupin ein sympathischer

¹⁴ Dazu Kap. 4.7.



Werwolf, Holzschnitt von Lucas Cranach (1512)

Werwolf⁵. Und wie viele haben mit den Werwölfen in Stephenie Meyers Twilight-Reihe vor der Leinwand geschmachtet?

4.7 Anthropophagie

Ein beliebtes Sujet der Literatur und des Kinos sind auch „Menschenfresser“, man denke an die Schlusszene von Patrick Süskinds „Das Parfum“ oder an die Filme mit Hannibal – the Canibal – Lecter, am bekanntesten wohl „Das Schweigen der Lämmer“. Oft mit Anthropophagie gleichgesetzt wird der Begriff Kannibalismus. Während ersterer auf *ánthropos* und griech. *φαγείν* (*phagéin*, *essen*) zurückgeht, ist die Herkunft der zweiten Bezeichnung komplizierter. Kolumbus berichtet von seiner ersten Reise 1492, dass die Einwohner der Insel Hispaniola in Furcht vor den Caniba lebten, den angeblich menschenfressenden Einwohnern einer Nachbarinsel. So entstand im Gebrauch der spanischen Seefahrer zum einen die Variante *caribe* bzw. *caribal*, was sich zur Bezeichnung aller Bewohner der Küsten der Karibik, den Kariben, erweiterte, und

⁵ Vor-Namengeber Remus und sein Bruder Romulus wurden bekanntlich von einer Wölfin aufgezogen – einer der vielen Anspielungen auf die römisch-lateinische Kultur in der Harry-Potter-Serie?

zum anderen *canibal* in der Bedeutung „Menschenfresser“.

Das Verzehren von (Teilen von) Menschen ist ein weit verbreitetes Phänomen der Menschheitsgeschichte und für viele Kulturen und Religionen belegt. Als Ausgangspunkt des wohl mächtigsten Mythos der griechischen, ja europäischen Literatur, des Fluchs der Atreiden, der Nachkommen des Atreus, spielt das Menschenmahl eine entscheidende Rolle. Der Halbgott Tantalos war bei den Göttern wegen seiner Klugheit beliebt, wurde jedoch übermütig, stahl den Göttern Nektar und Ambrosia, wodurch er Unsterblichkeit erlangen wollte. In seiner Hybris setzte er den Göttern bei einem Festessen seinen eigenen Sohn Pelops als Mahl vor, um ihre Allwissenheit auf die Probe zu stellen. Die Götter jedoch bemerkten den Betrug, verstießen ihn aus ihrer Gemeinschaft in den Tartaros und verfluchten ihn und seine Familie. Das war der Fluch der Tantaliden (der Nachkommen des Tantalos) oder Atreiden (jener des Atreus): In jeder Generation, die Tantalos nachfolgte (Pelops, Atreus, Agamemnon, Orest/Iphigenie/Elektra) mordeten Familienmitglieder oder/und wurden von Familienangehörigen aus Rache und Hass getötet.



Ecce homo, Jörg Breu der Ältere, Melker Altar (1502)

Der griechische Historiker Herodot berichtet im 5. Jh. v. Chr. immer wieder von Anthropophagie, v. a. bei Randvölkern der damals bekannten Welt, wie den Skythen. Schon bei Herodot findet sich ritueller Kannibalismus, also die „Bestattung im Menschen“, im eigenen Magen – so wollte man den Geopfertenen oder den (getöteten) Feind in sich aufnehmen und damit seine Wiederkehr verhindern. Verwandt dazu ist der Pietätskannibalismus, im Zuge dessen ein Vorfahre oder ein eigenes Kind, aus Respekt, Liebe oder Trauer, sicher und zur ewigen Erinnerung im eigenen Leib verwahrt wird. Einige Ethnologen stellten die These auf, dass der v. a. im süddeutschen und österreichischen Raum verbreitete „Leichenschmaus“ (die Zehrung) ebenfalls auf diese Wurzeln zurückgehe.

5. Homo sum: Menschliches, Allzumenschliches

Homo sum, humani nil a me alienum puto, ich bin ein Mensch, nichts Menschliches ist mir fremd, lautet das bekannte Zitat aus der Komödie „Heauton Timoroumenos (Der Selbstquäler)“ von Plautus. Es stellt neben das Substantiv *homo* das davon gebildete Adjektiv *humanus*, wovon sich wiederum die *humanitas*, die



Ecce homo, Tizian, Kunsthistorisches Museum Wien (1543)

Menschlichkeit¹⁶ ableitet. Begeben wir uns also auf den nicht einfachen Boden (lat. *humus*) der Herkunft der lateinischen Entsprechung für *ánthropos*, *homo*. Sie hat schon in der lateinischen Literatur Interesse erweckt. *Etiámne hominem appellari, quia sit humo natus, wird (er) etwa Mensch genannt, weil er aus der Erde erwachsen ist*, fragt der Rhetoriklehrer Quintilian (35–96 n. Chr.) in seiner „Institutio oratoria“ (1, 6, 34) noch etwas unerschlossen, während der Zusammenhang *humus – homo* dem Mythographen Hygin (1./2. Jh. n. Chr.) eine ganze „Fabel“ (220) wert ist¹⁷: Die Göttin Cura (Sorge) formt aus Schlamm und Ton einen Menschen (*homo*), dem Jupiter eine Seele (*spiritus*) einhaucht. Im Streit um den Namen des neuen Geschöpfes mischt sich auch noch die Erdgöttin Tellus (die lat. Entsprechung der oben genannten Demeter) ein; also muss Saturn entscheiden:

Tu, Iovis, quoniam spiritum dedisti, animam post mortem accipe; Tellus, quoniam corpus praebuit, corpus recipito. Cura quoniam prima eum finxit, quamdiu vixerit, Cura eum possideat; sed quoniam de nomine eius controversia est, homo vocetur, quoniam ex humo videtur esse factus.

¹⁶ Vgl. Lošek 2020a, 209ff.
¹⁷ Diese Textstelle war Teil des Übersetzungstextes bei der österreichischen schriftlichen Reifeprüfung aus Latein (4-jährig) im Haupttermin 2017.

Du, Jupiter, sollst die Seele nach dem Tod erhalten, weil du ihm den Geist gegeben hast. Tellus soll den Körper bekommen, weil sie diesen zur Verfügung gestellt hat. Cura soll ihn behalten, solange er lebt, weil sie ihn geformt hat. Was aber den Streit um den Namen betrifft: Er soll Mensch (*homo*) genannt werden, weil er augenscheinlich aus Erde (*humus*) geschaffen ist.

Die Geschichte gemahnt eindringlich an die Erzählung von der Vertreibung Adams aus dem Paradies in der Genesis 3, 19, wo es heißt:

ἐν ἰδρώτι τοῦ προσώπου σου φάγη τὸν ἄρτον σου ἕως τοῦ ἀποστρέψαι σε εἰς τὴν γῆν, ἐξ ἧς ἐλήμφθης· ὅτι γῆ εἶ καὶ εἰς γῆν ἀπελεύσῃ.

in sudore vultus tui vesceris pane, donec revertaris in terram, de qua sumptus es, quia pulvis es et in pulverem revertaris.

Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen, bis du zurückkehrst zum Ackerboden (*gé* bzw. *terra*), aus dem du genommen bist. Denn Staub (*gé* bzw. *pulvis*) bist du, und zu Staub wirst du wieder werden.



Ecce-Homo-Säule, Unterfrauenhaid, Burgenland (1688)

5.1 Ecce homo

Ecce homo (griech. *ἰδοὺ ὁ ἄνθρωπος, ἰδοὺ ὁ ἄνθρωπος*) – mit diesen kurzen Worten stellt Pontius Pilatus in Joh 19, 5 den dornengekrönten Jesus dem Volk vor. Schon der Kampf um die richtige deutsche Übersetzung des Ausspruchs („Sehet, welch ein Mensch!“, „Seht, da ist der Mensch!“ „Seht, der Mensch!“ „Hier ist er, der Mensch!“ „Seht ihn euch an, diesen Menschen!“ „Da, seht ihn euch an, den Menschen!“) lässt ahnen, wie viele Deutungen er im Laufe der Jahrhunderte in Exegese, Kunst und Literatur erfahren hat.

5.2 Homo mensura

Der Homo-Mensura-Satz („Der Mensch ist das Maß aller Dinge“) ist einer der bekanntesten Lehrsätze der Sophisten, die Sokrates wegen ihres Relativismus der Erkenntnis scharf kritisiert. Eigentlich müsste er nach dem griechischen Original bei Platon (*Theaitetos* 152a) *Anthropos-Métron*-Satz heißen:

Πρωταγόρας ... φησὶ γὰρ ποῦ πάντων χρημάτων μέτρον ἄνθρωπον εἶναι, τῶν μὲν ὄντων ὡς ἔστι, τῶν δὲ μὴ ὄντων ὡς οὐκ ἔστιν.

Protagoras ... sagt, dass der Mensch das Maß aller Dinge sei, der seienden, dass sie sind, der nichtseienden, dass sie nicht sind.

5.3 Homo homini lupus

Lupus homo homini heißt es im Originalwortlaut der Komödie „Asinaria (Eselsgeschichte)“ des römischen Dichters Plautus:

lupus est homo homini, non homo, quom qualis sit non novit

ein Wolf ist der Mensch dem Menschen, kein Mensch, solange er nicht weiß, was der andere für einer ist.

Der englische Staatsdenker Thomas Hobbes (1588–1679) hat diesen Spruch in der Widmung seines Werkes „De Cive“ auf das Verhältnis zwischen den einzelnen, von Menschenhand geschaffenen Staaten umgelegt. Im Zuge der Genderdebatte kursiert in den sozialen Medien in der Diskussion über den Umgang von Frauen miteinander die Version *femina feminae lupus, die Frau ist der anderen Frau ein Wolf*, auch mit der latinisierten Form *lupa, eine Wölfin* – wobei, um die Bosheit auf die Spitze zu treiben, *lupa* auch die lateinische Bezeichnung für eine Prostituierte ist. Dass ein Mensch selbst oft gefährlicher als ein Wolf für seinen Mitmenschen ist, gipfelt in der Polemik *homo homini homo*¹⁸. Und seit Corona kursiert auch die Version *homo homini virus*¹⁹.

5.4 vir und virus

Letzteres Zitat sei Anlass für ein kurzes Ausschweifen: Während *ánthropos* in der Hauptbedeutung „Mensch“ und der Nebenbedeutung „Mann“ wahrgenommen wird, verhält es sich bei griech. *ánēr (anér)* gerade umgekehrt: Selten im umfassenden Sinn „Mensch“, großteils im Sinne von „Mann“ mit all seinen Facetten (wie Mann/Gemahl, Mann/Krieger) bezeugt, wirkt er im modernen deutschen Sprachgebrauch in Fremdwörtern weiter, die im Genitiv *andrós* (der den Wortstamm anzeigt) ihren Ursprung haben,

18 Vgl. Sven Hanuschek in der „Frankfurter Rundschau“ vom 8.5.2011: *Homo homini homo*. <https://www.fr.de/kultur/literatur/homo-homini-homo-11420159.html>, abgerufen am 18.2.2021.

19 Maja Bächler und Heike Bühring, *Homo homini virus est? Vom Sicherheitsempfinden im Außen-Normalzustand* (#GIDSresearch | Nr. 3 / 2020 | November 2020 | ISSN 2699-4380). https://gids-hamburg.de/wp-content/uploads/2020/11/GIDSresearch2020_03_Baechler_Buehring.pdf, abgerufen am 18.2.2021.

wie Andrologie als Gebiet der Urologie, Androphobie als Angst vor Männern, Androphilie als Liebe zu Männern. Die lateinische Entsprechung zu *anér* ist *vir*²⁰ – nur ist der Virologe kein Androloge, kein Fachmann für den *vir*, sondern für das *virus*: Auch wenn in Coronazeiten die Artikel durcheinanderkommen und laut Duden „das“ und „der“ Virus erlaubt sind, ist das lateinische Wort für „Gift (giftiger Saft/Schleim)“ nur im Neutrum belegt (nicht jedes lat. Wort mit der Endung *-us* ist männlich, man beachte das weibliche Geschlecht der von *vir* abgeleiteten *virtus*, der Zusammenfassung aller Tugenden, die einen Mann ausmachen)²¹. Die Gleichsetzung von Mann und Gift ist also sprachgeschichtlich nicht haltbar.

5.5 Mann, man und Frau

Das Indefinitpronomen „man“, seit dem Althochdeutschen (8. Jh.), im Angelsächsischen und Altenglischen in dieser Form belegt, entwickelt sich aus dem Substantiv „Mann“ in dessen ursprünglich geschlechtsneutraler Bedeutung „Mensch“. Diese alte, wie das eben genannte „man“ beide Geschlechter abdeckende Bedeutung „Mensch“ ist auch in „je-mand“ und „niemand“ erhalten. Im Griechischen gibt es übrigens auch das Femininum *ἡ ἀνθρωπος (he ánthropos)*, als Bezeichnung einer Frau im Gegensatz zu einer (weiblichen) Gottheit, oder im abwertenden, verächtlichen Sinne von „Weib, Frauenzimmer“ für eine Sklavin, Dienerin, Hetäre²².

5.6 Männer und Herren, Frauen und Damen, Herrinnen und Mentscher

Sprache ist nicht logisch. Sophie Schrattecker wundert sich in ihrem Beitrag „Sehr geehrte Herrin“ im „Spectrum“ der PRESSE vom 14. November 2020 (S. III):

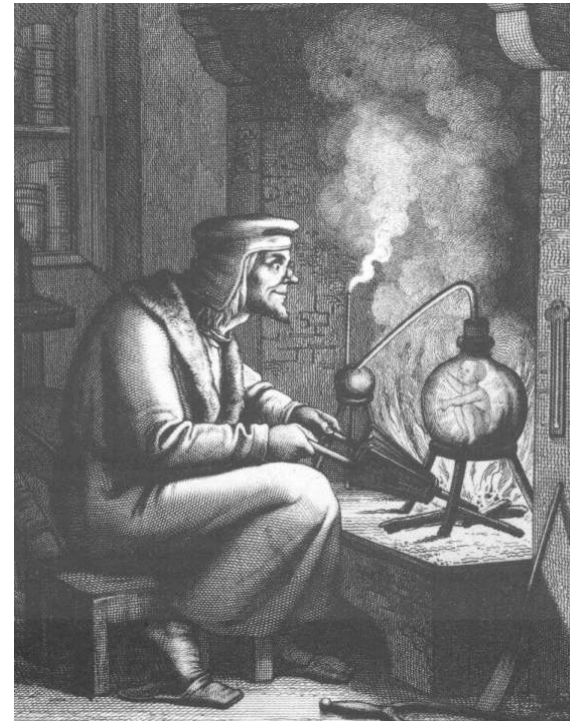
Ich werde als „Frau“ angesprochen – und fast ebenso häufig ist meine Antwort an einen „Herrn“ adressiert. Aber bin ich nicht ebenso eine Dame wie meine Gesprächspartner Herren sind?

Wieso also nicht „sehr geehrte Dame Schrattecker“ oder „sehr geehrter Mann Huber“? Warum heißt es im Plural „Damen und Herren“ und nicht „Frauen und Herren“? Und im Vergleich zur Anrede in anderen Sprachen: Warum nicht analog zum Englischen *man* und *woman* „Mann“ und „Mannin“ oder gar „sehr geehrte Herrin“ – im Spanischen geht die *señora* ja auch neben dem *señor*?

20 Mit ähnlichem Bedeutungsspektrum, siehe Stowasser 2016, 744.

21 Stowasser 2016, 745.

22 Gemoll 2006, 74.



Wagner brütet den Homunculus im Glaskolben aus, Goethe, Faust II

Ánthropos ist uns männlich und weiblich begegnet, *homo* bleibt wie *vir* immer männlich. Aber die deutsche (Umgangssprache bzw. Mundart kennt auch „d a s Mensch“, Pl. Men(t)scher:

Substantivierung eines Zugehörigkeitsadjektivs zum Mann in der alten Bedeutung Mensch:

1. liederliche Frau (mundartlich, abwertend)
2. Frau (mundartlich, abwertend)
3. Magd (umgangssprachlich, regional, nicht abwertend)
4. Mädchen # Menscherl (umgangssprachlich, regional, vor allem NÖ, nicht abwertend), das Flittchen (mundartlich, abwertend) # Menscherer, der Schürzenjäger (mundartlich, abwertend)²³.

5.7 Homo und homos

Homo ist nicht gleich *homo-*: (Sprachlich) falsch verstandene Homosexualität bezeichnet(e) die sexuellen Kontakte zwischen zwei Männern, der Begriff meint jedoch sexuelle Beziehung zwischen zwei gleich(geschlechtlich)en (von *ὁμός, homós, gleich*) Partnern im Gegensatz zur heterosexuellen Beziehung (vom *ἕτερος, héteros, verschieden, anders*), die zwischen Angehörigen verschiedener Geschlechter stattfindet (vgl. auch das Gegenpaar *homogen* – *heterogen*)²⁴.

23 Sedlaczek 2014, 181.

24 Bartels 2003, 57f.; Lošek 2020b, 20.

5.8 Homunculus

Während die Verkleinerungsform *homunculus* in der (manchmal abwertenden) Bedeutung als „kleiner Mensch, Menschlein“ in der Antike häufig belegt ist, wird mit diesem Begriff seit dem Spätmittelalter ein kulturhistorisch bedeutsames Konzept verbunden, nämlich die schon aus der Antike (vgl. den Pygmalion-Mythos) bekannte Spekulation über die Möglichkeit der Erschaffung künstlicher Menschen. Im Werk „De natura rerum“ (1538), Paracelsus zugeschrieben, wird die Herstellung eines menschlichen Wesens auf die naturwissenschaftlich-alchemistische Ebene transferiert, und es beginnt die über Jahrhunderte, bis in die Gegenwart dauernde, auch auf die Philosophie und die moderne Neuroanatomie übergreifende Forschung zu und nach einem Homunculus – nicht zu vergessen auf die Populärkultur und den Film („Frankenstein“). Nicht bloß lebendig, sondern literarisch unsterblich wurde der Homunculus in Goethes „Faust II (Laboratorium).

Wagner:

Ich seh’ in zierlicher Gestalt
Ein artig Männlein sich gebärden.
Was wollen wir, was will die Welt nun mehr?
Denn das Geheimnis liegt am Tage.
Gebt diesem Laute nur Gehör,
Er wird zur Stimme, wird zur Sprache²⁵.
Homunculus:
Nun Väterchen! wie steht’s? Es war kein Scherz.
Komm, drücke mich recht zärtlich an dein Herz!

5.9 „Der Mensch heißt Mensch“

Warum heißt der Mensch „Mensch“. Weil er bedenkt, was er gesehen hat, sagt Sokrates.

Und der Mensch heißt Mensch,
weil er irrt und weil er kämpft,
weil er hofft und liebt,
weil er mitfühlt und vergibt

schreibt und singt Herbert Grönemeyer über die *conditio humana* in seinem Lied „Mensch“ aus 2002, mit dem er den Tod seiner Frau und seines Bruders aufarbeitet. Und weiter:

Und der Mensch heißt Mensch,
weil er vergisst, weil er verdrängt,
weil er schwärmt und stiehlt,
weil er wärmt, wenn er erzählt,
weil er erinnert, weil er kämpft,
und weil er schwärmt und glaubt,
sich anlehnt und vertraut
und weil er lacht, weil er lebt,
unbeschwert und frei.

6. Und was ist eigentlich ein -zän?

Der erste Teil der Wortschöpfung *Anthropozän* wurde nach allen Richtungen und Regeln der Kunst analysiert, das Wort *ánthropos* in seinen vielfältigen Wirkungen verfolgt. Doch woher stammt der zweite Teil, was ist eigentlich ein „-zän“? *Anthropozän* von *Anthropozentrismus* geht sich mit dem Laut *-e/-ä* nicht aus. *Anthropozän* als Bildung wie *Dezennium* – die Endung, mit der auf (lange) Jahre eines Zeitabschnitts verwiesen wird – geht auf lat. *annus* zurück und hat daher ein *-nn-* im Innern. *Anthropozän* als Epoche, in der der Mensch lebt, zu griech. *ζῆν (zen)* als Infinitiv des Verbums für „leben“ kommt der Sache inhaltlich, aber nicht etymologisch näher: Es ist das griechische Adjektiv *καίνος (kainós)*, ein eher seltenes Synonym zu *νέος (néos)*²⁵ im Sinne von „neu“ und wird in der verkürzten eingedeutschten Form „-zän“ in der Erdgeschichte verwendet, um anzuzeigen, was oder wer in welcher Epoche neu (dazugekommen) ist. Eine aktuelle hybride Wortbildung mit einem lat. und einem griech. Wortteil, die beide dasselbe bedeuten, ist das „Novozän“ (zu lat. *novus, neu, eig. Neu-neu*), mit dem Bryan Appleyard und James Lovelock in ihrem 2019 erschienen Buch das Zeitalter der Hyperintelligenz kommen sehen. *Eo-zän* (*Eos, Morgenröte neu*) – *Oligozän* (wenig neu) – *Mio-zän* (weniger neu) – *Plio-zän* (mehr neu) – *Pleisto-zän* (das meiste neu) – *Holo-zän* (alles neu) – *Anthropo-zän* (Mensch neu). Dass der Mensch in dieser Skala des Auftauchens mit der Morgenröte korrespondiert, quasi am Ende des Tages steht, hat fast apokalyptischen Charakter²⁶. Dazu passt eine brandaktuelle, von einer internationalen Gruppe von Biologen verfasste Studie zu den Auswirkungen von Covid-19, in der durch die „Große Pause“, die wegen der weltweiten Krise entstand, enorme Auswirkungen aufgrund der verminderten menschlichen Aktivitäten auf die Natur festgestellt werden. Die Autoren nennen das „Great Pause“, hatten aber das Gefühl, *a more precise term would be helpful*. Den von ihnen ins Spiel gebrachten Ausdruck muss man nur etwas weniger englisch und etwas mehr griechisch aussprechen, dann sieht man den finalen, hoffentlich nicht fatalen Zusammenhang: *anthropause*²⁷. ■

25 Immerhin heißt das Neue Testament *ἡ καινὴ διαθήκη (he kainé diathéke)*.

26 Hinweis von Hermann Niedermayr, Innsbruck. Ihm verdanke ich viele Anregungen für diesen Artikel, er hat ihn auch kritisch mitgelesen.

27 Rutz et al. COVID-19 lockdown allows researchers to quantify the effects of human activity on wildlife. *Nat. Ecol. Evol.* 4, 1156–1159 (2020), abgerufen am 18.2.2021: *We are aware that the correct prefix is 'anthropo-' (for 'human') but opted for the shortened form, which is easier to remember and use, and where*



Herbert Grönemeyer (2014)

Abstract:

„Anthropozän“ reiht sich als relativ junger Begriff in eine lange Liste von Zusammenstellungen mit „Anthro(po)-“ und „-throp“²⁸. Bei der Beschäftigung mit diesen Begriffen begegnet man nicht nur Mensch und Menschen, sondern auch Affen und Werwölfen, Kannibalen und K.I.T.T., Alchimisten und Alpenkönigen. Am Beginn eines sprachlichen, literarischen und kulturgeschichtlichen Streifzugs wird, frei nach Diogenes, der Begriff „ánthropos“ beleuchtet, danach seine wissenschaftlichen, literarischen und künstlerischen Spuren durch die Jahrtausende. Und auch jene seiner lateinischen und deutschen Entsprechungen, „homo“ und „Mensch“. Der Bogen spannt sich von Sophokles über die Bibel und Goethe bis Michael Jackson und Herbert Grönemeyer. Um zuletzt zu fragen: Was ist eigentlich ein „-zän“?

Unter dem QR-Code finden Sie eine Auswahlbibliographie zum Beitrag.



the missing 'po' is still echoed in the pronunciation of 'pause' (pɔ:z)

Results ECCL 2022/2023

Bärbel Flaig

Wie in der Tabelle (s. u.) zu sehen ist, steigen die Teilnehmerzahlen nach den Einbrüchen in den Coronajahren wieder. In vielen Ländern ist sowohl in Latein also auch in Griechisch ein Zuwachs zu verzeichnen, Litauen ist wieder präsent.

Besonders erfreulich ist, dass Italien zum ersten Mal vertreten ist und Griechenland nun auch an den Lateinexamina teilnimmt. Ein herzliches Dankeschön dafür geht nach Bozen und an die Universität Athen! ■



EGEX 2022/2023

Country	Vestibulum			Participants	Ianua			Participants	Schools
	bronze	silver	gold		bronze	silver	gold		
Austria	2	3	0	8	0	0	0	0	1/0
Belgium (Flanders)	29	15	4	84	15	33	11	70	8/7
Belgium (Wallonia)	4	1	0	32	11	10	1	49	3/4
Bosnia Herzegovina	0	1	0	6	1	2	0	3	1/1
Croatia	14	7	2	56	24	18	2	76	7/5
France	8	1	0	74	26	2	2	49	9/6
Germany	1	0	0	14	0	1	0	14	1/1
Greece	24	12	2	214	16	20	16	61	4/4
Italy	0	0	0	0	13	7	2	32	0/1
Netherlands (The)	34	15	1	195	55	15	7	120	11/8
Russia	19	11	1	56	15	16	10	44	1/1
Spain	43	31	11	175	37	14	3	154	26/21
Switzerland	1	0	0	1	2	1	1	4	1/1

ELEX 2022/2023

Country	Vestibulum			Participants	Ianua			Participants	Schools
	bronze	silver	gold		bronze	silver	gold		
Austria	26	12	1	148	51	29	0	115	8/8
Belgium (Flanders)	231	65	13	875	172	64	3	302	29/20
Belgium (Wallonia)	39	12	0	277	68	28	4	171	14/12
Bosnia Herzegovina	11	18	2	53	4	3	0	9	6/2
Croatia	89	20	14	416	26	11	5	81	31/9
France	155	52	7	770	24	6	5	119	34/11
Greece	18	2	0	34	0	0	1	2	2/1
Germany	28	8	1	333	17	4	1	102	16/6
Italy	8	8	0	33	0	0	0	0	1/0
Lithuania	6	2	3	134	12	1	0	210	8/1
Netherlands (The)	63	10	3	251	70	25	3	198	13/12
Northern Macedonia	8	12	7	27	0	0	0	0	7/0
Russia	35	26	11	121	28	15	0	57	3/1
Spain	135	123	37	645	31	13	6	149	54/20
Sweden	0	0	0	17	4	2	0	9	1/1
Switzerland	5	0	1	6	0	0	0	0	2/0
United Kingdom	22	7	0	91	8	0	0	21+	4/2
European Schools	8	5	5	18	0	0	0	0	1/0

Abbildungsverzeichnis

Glatz:
S. 3: Peter Glatz
S. 4 r.: Amt der Oö. Landesregierung, Direktion Kultur und Gesellschaft, Abteilung Kultur
S. 4 l.: Peter Glatz
S. 5: Peter Glatz

Glatz/Vogl:
S. 6: Mathias Rizy
S. 8 o.: Mathias Rizy
S. 8 m.: Mathias Rizy
S. 8 u.: Mathias Rizy
S. 9 l.: Mathias Rizy
S. 9 r.: Peter Glatz
S. 10.: Mathias Rizy
S. 11 l.: OÖ LKG, A. Bruckböck
S. 11 r.: Mathias Rizy
S. 12 o. l.: Mathias Rizy
S. 12 o. r.: https://de.m.wikipedia.org/wiki/Datei:Linz_Landhaus_Innenhof_2.jpg
S. 12 u. l.: Mathias Rizy
S. 12 u. r.: Mathias Rizy

Kautzky:
S. 15: Kurier

Walsler-Bürgler:
S. 17 o.: https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Flag_of_Europe.svg
S. 17 u.: https://www.stutt-mann-karikaturen.de/karikaturen/2015/mir_nach_b.jpg
S. 18: https://de.m.wikipedia.org/wiki/Datei:Europa_copy.jpg
S. 19 o.: Peter Glatz
S. 19 u.: https://de.m.wikivoyage.org/wiki/Datei:Interrail_Pass_with_accompanying_Pass_Cover_and_Pass_Guide.jpg
S. 21: https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/3/3c/1482_Cosmographia_Germanus.JPG
S. 22 o. l.: https://de.wikipedia.org/wiki/Pius_II.#/media/Datei:Pinotricchio_012.jpg
S. 22 o. r.: https://de.wiktionary.org/wiki/Landhunger#/media/Datei:Frankenreich_768-811.jpg
S. 23: https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/d/d2/Carta_itineraria_europae_1520_waldseemueller_watermarked.jpg
S. 24: <https://labs.openai.com/s/NF9GMD3Nye26wJQFw9M-Lxswj>
S. 26: Museum Retz
S. 27: <https://polona.pl/item/roxolania-sebastiani-svmyrcensis-acerni,ODczMzZOAA/2/#info:metadata>

Hotz:
S. 46: https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Apollo_and_Daphne_fresco_from_Pompeii.jpg#/media/Datei:Apollo_and_Daphne_fresco_from_Pompeii.jpg
S. 47 l.: https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/0/0f/Apollon_Daphne_MBA_Lyon_L667.jpg
S. 47 r.: [https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Apollo_and_Daphne_Bernini_\(cropped\).jpg#/media/Datei:Apollo_and_Daphne_Bernini_\(cropped\).jpg](https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Apollo_and_Daphne_Bernini_(cropped).jpg#/media/Datei:Apollo_and_Daphne_Bernini_(cropped).jpg)
S. 48: <https://www.myminifactory.com/object/3d-print-apollo-and-daphne-at-the-galleria-borghese-rome-7109>
S. 49: <https://www.myminifactory.com/object/3d-print-apollo-and-daphne-at-the-galleria-borghese-rome-7109>
S. 50 l.: <https://www.myminifactory.com/object/3d-print-apollo-and-daphne-at-the-galleria-borghese-rome-7109>
S. 50 r.: <https://www.myminifactory.com/object/3d-print-apollo-and-daphne-at-the-galleria-borghese-rome-7109>

S. 51 o.: <https://www.myminifactory.com/object/3d-print-apollo-and-daphne-at-the-galleria-borghese-rome-7109>
S. 51 u.: <https://restaurars.altervista.org/dentro-lopera-lapollodafne-gian-lorenzo-bernini-capo-lavoro-della-sua-vita/>
S. 52 l. o.: <https://www.myminifactory.com/object/3d-print-apollo-and-daphne-at-the-galleria-borghese-rome-7109>
S. 52 l. m.: <https://www.myminifactory.com/object/3d-print-apollo-and-daphne-at-the-galleria-borghese-rome-7109>

Holzberg:
S. 28: <http://ernst-penzoldt.de/ernst-penzoldt-und-ernst-heimeran/>
S. 29-35: Niklas Holzberg

Nosavich:
S. 36: https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Angelica_Kauffmann_-_Ariadne_Abandoned_by_Theus_-_Google_Art_Project.jpg
S. 37: <https://www.pubhist.com/w15008>

Ziegler:
S. 38: Peter Zeschitz
S. 39 m. u.: Peter Zeschitz
S. 39 r. o.: Peter Zeschitz
S. 39 r. m. o.: Peter Zeschitz
S. 39 r. m. u.: Peter Zeschitz
S. 39 r. u.: Peter Zeschitz
S. 40 o.: Peter Zeschitz
S. 40 m. o.: Peter Zeschitz
S. 40 m. u.: Peter Zeschitz
S. 40 u.: Peter Zeschitz

Meysel:
S. 41 o.: Martina Meysel
S. 41 m.: Martina Meysel
S. 41 u.: Martina Meysel

Giebel:
S. 42: https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Comic_History_of_Rome_p_146_Curius_Dentatus_refusing_the_Magnificent_Gift_offered_by_the_Samnite_Ambassadors.JPG
S. 44: https://de.m.wikipedia.org/wiki/Datei:Neron_y_Seneca_%28Barron%29.JPG
S. 45: https://www.reclam.de/de-tail/978-3-15-019665-6/Seneca/Wie_viel_Luxus_braucht_der_Mensch_.svg

S. 44: https://de.m.wikipedia.org/wiki/Datei:Neron_y_Seneca_%28Barron%29.JPG
S. 45: https://www.reclam.de/de-tail/978-3-15-019665-6/Seneca/Wie_viel_Luxus_braucht_der_Mensch_.svg

S. 55-59: Richard Strauss, Daphne, Bukolische Tragödie in einem Aufzug von Joseph Gregor, Op. 82, Studienpartitur, Verlag Dr. Richard Strauss GmbH & Co. KG Wien, 1996, S. 333ff.

S. 59 o.: digitalisat Mathias Rizy
S. 59 m.: <https://www.dhm.de/lemo/bestand/objekt/r9240-1>

S. 61 l. o.: https://parcocolosseio.it/sito/wp-content/uploads/2020/01/01-1-593892_1-1498x1000.jpg
S. 61 l. u.: <https://www.cambridge.org/core/books/abs/poetics-of-power-in-augustan-rome/questioning-consensus-on-the-palatine/B947BC058AC812B4D6CF918867438629>

S. 61 r. o.: https://www.britishmuseum.org/collection/object/C_1867-0101-596
S. 61 r. u.: <https://parcocolosseio.it/sito/wp-content/uploads/2018/11/erme-femminili-1648x1000.jpg>
S. 62 o.: <https://www.ngcoins.com/photos/enlarged/77000786.jpg>

S. 62 u.: <https://www.khm.at/de/objektdb/detail/1374380/?lv=detail>
S. 75 o.: https://www.meisterdrucke.at/kunstdrucke/Italian-School/417936/Diptychon_-das-Stilicho-%28c.365-408%29_-Serena-und-Eucharis-darstellt.html

S. 64: https://de.wikipedia.org/wiki/Datei:Fresco_Apollo_kitharoides_Palatino_Insv379982_n2.jpg
S. 65 o.: [https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Tempio_di_Marte_Ultore_\(Roma\)_-_Laterale.jpg#/media/Datei:Tempio_di_Marte_Ultore_\(Roma\)_-_Laterale.jpg](https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Tempio_di_Marte_Ultore_(Roma)_-_Laterale.jpg#/media/Datei:Tempio_di_Marte_Ultore_(Roma)_-_Laterale.jpg)

S. 52 m.: <https://www.myminifactory.com/object/3d-print-apollo-and-daphne-at-the-galleria-borghese-rome-7109>
S. 52 r. o.: <https://www.myminifactory.com/object/3d-print-apollo-and-daphne-at-the-galleria-borghese-rome-7109>
S. 52 u.: <https://www.myminifactory.com/object/3d-print-apollo-and-daphne-at-the-galleria-borghese-rome-7109>

S. 53: <https://www.myminifactory.com/object/3d-print-apollo-and-daphne-at-the-galleria-borghese-rome-7109>
S. 54 o.: <https://www.cambridge.org/core/books/abs/rounding-wagners-mountain/politics-of-peacefriedenstagand-daphne/EAF00EB72A9D1D230F788C80F7BDA57B>
S. 54 u.: <https://www.abebooks.com/Libretto-Daphne-Bukolische-Tragödie-Aufzug-Joseph/31239874445/bd#&gid=1&pid=2>

S. 55-59: Richard Strauss, Daphne, Bukolische Tragödie in einem Aufzug von Joseph Gregor, Op. 82, Studienpartitur, Verlag Dr. Richard Strauss GmbH & Co. KG Wien, 1996, S. 333ff.

S. 59 o.: digitalisat Mathias Rizy
S. 59 m.: <https://www.dhm.de/lemo/bestand/objekt/r9240-1>

S. 60: https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Modell_MarsUtorTempel.jpg#/media/Datei:Modell_MarsUtorTempel.jpg
S. 61 l. o.: https://parcocolosseio.it/sito/wp-content/uploads/2020/01/01-1-593892_1-1498x1000.jpg
S. 61 l. u.: <https://www.cambridge.org/core/books/abs/poetics-of-power-in-augustan-rome/questioning-consensus-on-the-palatine/B947BC058AC812B4D6CF918867438629>

S. 61 r. o.: https://www.britishmuseum.org/collection/object/C_1867-0101-596
S. 61 r. u.: <https://parcocolosseio.it/sito/wp-content/uploads/2018/11/erme-femminili-1648x1000.jpg>
S. 62 o.: <https://www.ngcoins.com/photos/enlarged/77000786.jpg>

S. 62 u.: <https://www.khm.at/de/objektdb/detail/1374380/?lv=detail>
S. 75 o.: https://www.meisterdrucke.at/kunstdrucke/Italian-School/417936/Diptychon_-das-Stilicho-%28c.365-408%29_-Serena-und-Eucharis-darstellt.html

S. 64: https://de.wikipedia.org/wiki/Datei:Fresco_Apollo_kitharoides_Palatino_Insv379982_n2.jpg
S. 65 o.: [https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Tempio_di_Marte_Ultore_\(Roma\)_-_Laterale.jpg#/media/Datei:Tempio_di_Marte_Ultore_\(Roma\)_-_Laterale.jpg](https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Tempio_di_Marte_Ultore_(Roma)_-_Laterale.jpg#/media/Datei:Tempio_di_Marte_Ultore_(Roma)_-_Laterale.jpg)

S. 66 o.: http://1.bp.blogspot.com/-jggRXqMmVmY/VXA-r30M_spI/AAAAAAB1Iw/lo6ulteOZHc/s1600/264%2Bestratto%2B%2528Copia%2529.png
S. 66 u.: [https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Mars_Ultor_\(Avenger\).jpg#/media/Datei:Mars_Ultor_\(Avenger\).jpg](https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Mars_Ultor_(Avenger).jpg#/media/Datei:Mars_Ultor_(Avenger).jpg)
S. 67 o.: https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Athènes_Acropole_Caryatides.JPG#/media/File:Athènes_Acropole_Caryatides.JPG
S. 67 u.: https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/0/02/Athena_Parthenos_LeQuire.jpg
S. 68 o.: https://www.mercatiditraiano.it/sites/default/files/f_in-fopage/colosso.jpg
S. 68 u.: <http://fori-imperiali.info/wp-content/uploads/2016/03/2-400-dpi-e1479217463629.jpg>
S. 69 o.: Michael Lobe
S. 69 u.: <https://pompeiiinpictures.com/pompeiiinpictures/R9/9%2013%2005.htm>

S. 70: <https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Rubens126.JPG#/media/Datei:Rubens126.JPG>
S. 71 o. l.: <https://www.pinterest.at/pin/303359724875361074/>
S. 71 o. m.: https://de.m.wikipedia.org/wiki/Datei:Römerhalle_-_Bad_Kreuznach_-_Tiberius_Julius_Abdes_Pantera_tombstone.JPG
S. 71 o. r.: <https://ansichtskartenlexikon.de/ak-167631.html>
S. 71 u.: https://de.wikipedia.org/wiki/Italo_Gismondi#/media/Datei:Palatin-gismondi-1.jpg
S. 72: Peter Zeschitz
S. 73: https://de.wikipedia.org/wiki/Datei:Sarcophagus_Portonaccio_Massimo.jpg
S. 74 o.: https://de.m.wikipedia.org/wiki/Datei:Roman_fresco_Villa_dei_Misteri_Pompeii_001.jpg
S. 74 u.: <https://www.khm.at/de/objektdb/detail/1374380/?lv=detail>
S. 75 o.: https://www.meisterdrucke.at/kunstdrucke/Italian-School/417936/Diptychon_-das-Stilicho-%28c.365-408%29_-Serena-und-Eucharis-darstellt.html

S. 76: https://de.wikipedia.org/wiki/Seneca#/media/Datei:Seneca_the_Younger_Letters_Florence_Plut_45-33.jpg
S. 78: https://de.wikipedia.org/wiki/Seneca#/media/Datei:Plato_Seneca_Aristotle_medieval.jpg

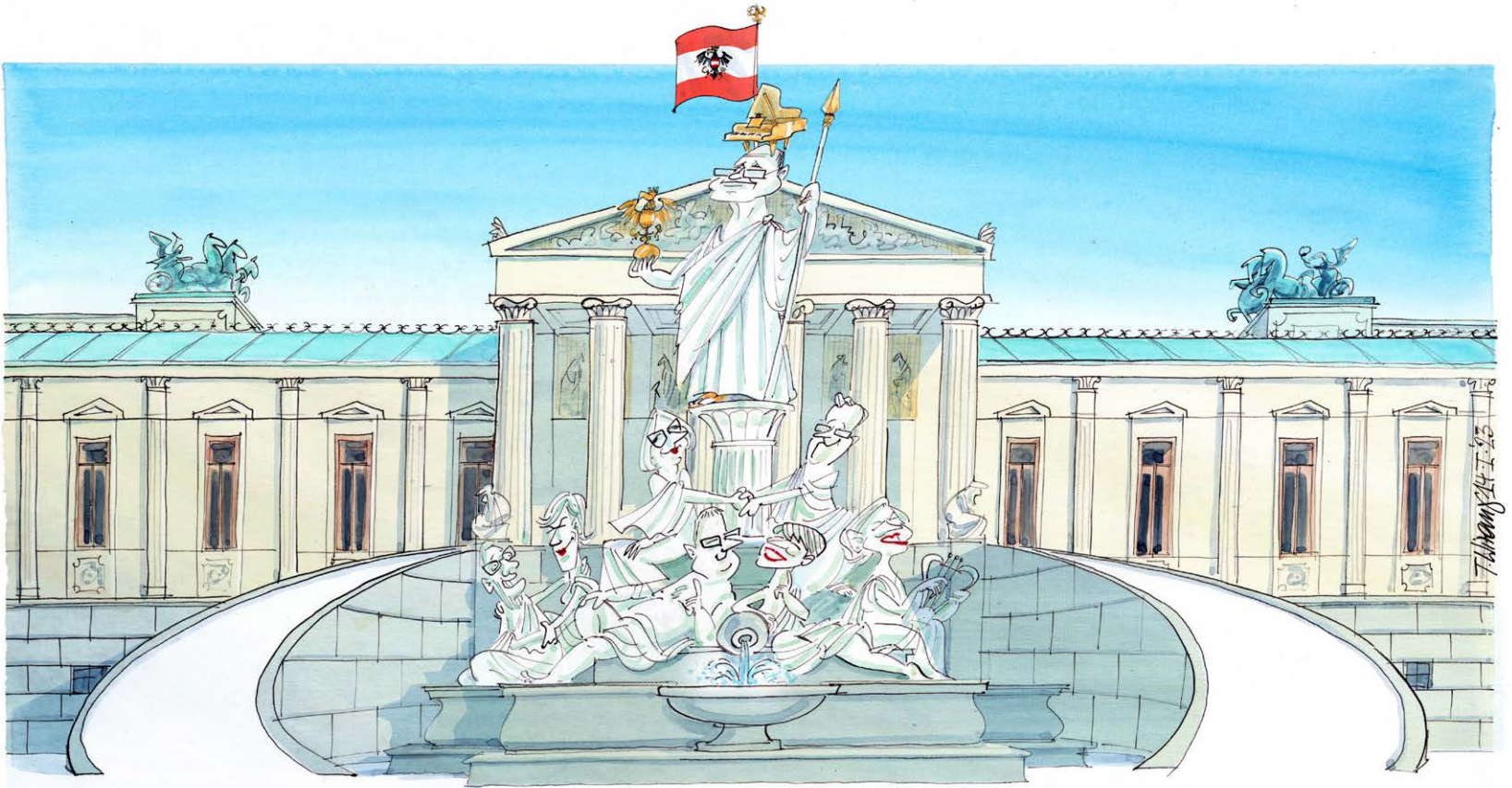
S. 80: <https://de.wikipedia.org/wiki/Datei:Ulm-Muenster-Chor-Gestuehl-Seneca.jpg>
S. 82: https://www.graz.at/cms/beitrag/10095896/7773004/Friedrich_VIII_Kaiser.html
S. 84 o.: Mathias Rizy
S. 84 u.: Mathias Rizy
S. 85: Franz-Joseph Grobauer (mit Genehmigung des Domarchivs)
S. 86: Mathias Rizy
S. 87: <https://www.stifterhaus.at/stichwoerter/dichterkroenungen-in-linz>
S. 88 o.: <https://stiftadmont.at/sonderausstellungen/sonderausstellung-friedrich/>
S. 88 u.: <https://www.erzdioezese-wien.at/site/nachrichtenmagazin/schwerpunkt/kirchekunst/article/55780.html>

S. 80: <https://de.wikipedia.org/wiki/Datei:Ulm-Muenster-Chor-Gestuehl-Seneca.jpg>
S. 82: https://www.graz.at/cms/beitrag/10095896/7773004/Friedrich_VIII_Kaiser.html
S. 84 o.: Mathias Rizy
S. 84 u.: Mathias Rizy
S. 85: Franz-Joseph Grobauer (mit Genehmigung des Domarchivs)
S. 86: Mathias Rizy
S. 87: <https://www.stifterhaus.at/stichwoerter/dichterkroenungen-in-linz>
S. 88 o.: <https://stiftadmont.at/sonderausstellungen/sonderausstellung-friedrich/>
S. 88 u.: <https://www.erzdioezese-wien.at/site/nachrichtenmagazin/schwerpunkt/kirchekunst/article/55780.html>

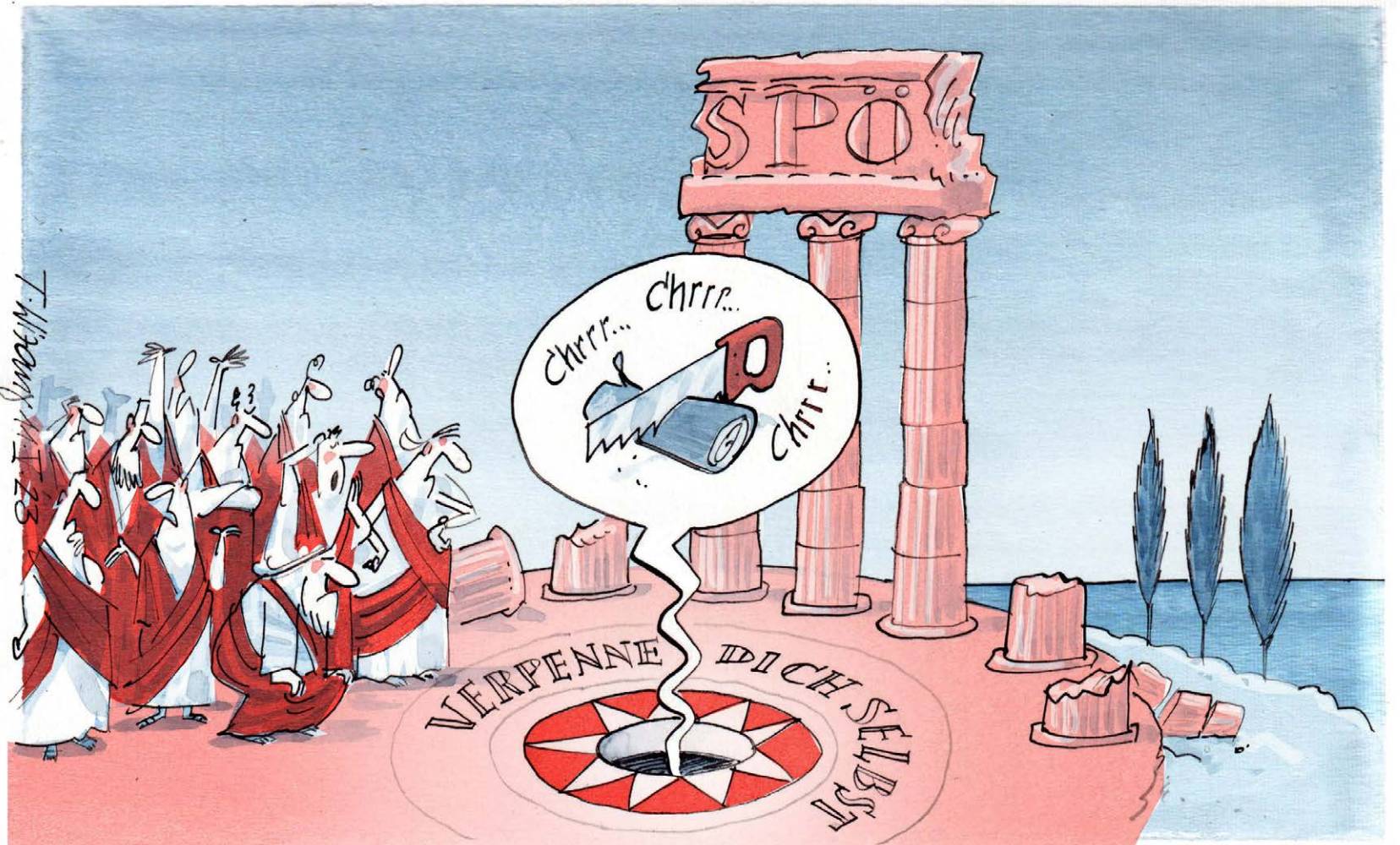
Vis and Smit:
S. 90f: Jeroen Vis/Bosco Smit

Kentane:
S. 92: Geert Kentane
S. 93: Geert Kentane

Lošek:
S. 94 l.: [https://de.wikipedia.org/wiki/Linearschrift_B#/media/Datei:Linear_B_\(Mycenaean_Greek\)_NAMA_Tablette_7671.jpg](https://de.wikipedia.org/wiki/Linearschrift_B#/media/Datei:Linear_B_(Mycenaean_Greek)_NAMA_Tablette_7671.jpg)
S. 94 r.:



Die neue Harmonie



Das rote Orakel